

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12.00



2000/2

Zünfte, Handwerke
und Zunftaltertümer
Rathäuser, Spitäler
und Zehntscheunen

Wandern mit der
Ammertalbahn
Meteorkrater-Museum
in Steinheim am Albuch

20 13808

2 6600

Theodor SCHÜZ

16. April – 2. Juli 2000



GALERIE ALBSTADT
Städtische Kunstsammlungen
Kirchengraben 11, 72458 Albstadt
beim Rathaus im Stadtteil Ebingen

Infos und Katalogbestellungen:
07431/160-1491

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10-12 und 14-17 Uhr
Do bis 19 Uhr
Sa, So, Fei 10-17 Uhr durchgehend

GALERIE ALBSTADT Städtische
Kunstsammlungen

STADTMUSEUM TÜBINGEN
Kornhausstrasse 10, 72070 Tübingen
In der historischen Altstadt
beim Rathaus Tübingen

Tel. 07071/2041-711 u. 94 54 60

Öffnungszeiten:
Di-Fr 15-18 Uhr
Sa, So 11-18 Uhr



STADTMUSEUM TÜBINGEN

Die erste große Ausstellung
des beliebten schwäbischen
Malers anlässlich des 100.
Todestages wird gemeinsam
vom Stadtmuseum Tübingen
und der Städtischen Galerie
Albstadt veranstaltet.

In Tübingen werden haupt-
sächlich Portraits und die
Genrebilder, d.h. Bilder des
alltäglichen Lebens, gezeigt,
darunter der bekannte
„Ostermorgenspaziergang“.
Albstadt präsentiert Land-
schaften und Bilder ländlichen
Lebens wie die berühmte
„Mittagsruhe in der Ernte“.

Katalog zur Ausstellung

gebunden, 216 Seiten, ca. 180 Farbabbildungen
DM 48.-

Ausstellung und Katalog entstanden
in Zusammenarbeit mit dem

Zweckverband

Oberschwäbische Elektrizitätswerke

OEWE

Inhalt

RAIMUND WAIBEL Zur Sache: Geschlossene Gesellschaft oder offene Kirche?	131
REINHARD WOLF Altertum, Stutendenkmal, Fürstensitz und Kibannele – Kleindenkmale in den Strombergwäldern	133
KLAUS THINIUS-HÜSER Rathäuser, Spitäler und Zehntscheunen Historische Großhäuser in Württemberg	135
WILLI A. BOELCKE Das alte Handwerk – Seine Ursprünge und Bedeutung	150
ULRICH KLEIN «Eines ehrsamten Handwercks Insigel» – Zunft- und Handwerkersiegel aus Württemberg	160
RALF BECKMANN Wein und Kultur: «Alte Kelter» Fellbach – Historische Anmerkungen	171
HORST HEYD Tübingen–Herrenberg: Wandern mit der Ammertalbahn	176
CLAUDIA NEESEN Johann Jacob Schillinger (1750–1821) – zum 250. Geburtstag des Öhringer Hofmalers	186

FRIEDRICH WELLER «Nicht imponieren, sondern beglücken» – der Maler Julius Herburger	194
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Meteorkrater-Museum in Steinheim am Albuch	204
SIBYLLE SETZLER Bildgeschichten aufgedeckt – Theodor Schüz: Mittagsruhe in der Ernte	215
Anschriften der Autoren und Bildnachweise	217
ULRICH FELLMETH Schwabenbräu-Areal Stuttgart-Vaihingen: Bürgerferne Planung oder nachhaltige Stadtentwicklung?	218
Buchbesprechungen	220
SHB intern	232
SHB Reiseprogramm	244
SH aktuell	246
Impressum	256



Das Titelbild zeigt die um 1660 von Johannes Christoph Maurer IV. in Reutlingen nach Schweizer Vorbild geschaffene Zunftscheibe der Uracher Gerberzunft, die auch Metzgingen, Grötzingen, Mittelstadt sowie (Neckar) Tenzlingen und Pfuldingen umfasste. Die Scheibe stellt ein Zunftmahl dar, wie es stets nach den Zunftversammlungen gehalten wurde, und stammt aus dem Rathaus oder der Zunftstube der Gerber in Urach. Näheres auf den Seiten 150ff.

Zünfte

in Württemberg



Württembergisches
Landesmuseum Stuttgart
Altes Schloß

Ausstellung
7. 5. – 17. 9.
2000



Raimund Waibel Zur Sache: Geschlossene Gesellschaft oder offene Kirche?

Kirchen sind Räume der Begegnung mit Gott. Nach katholischer Lehre heilige Orte mit ganz spezieller Bedeutung für das persönliche Gebet, für Protestanten primär ein Ort, wo sich eine fest umrissene Gemeinde zur festgelegten Zeit versammelt, so die klassische «gut-evangelische» Auffassung. Es erscheint uns daher selbstverständlich, dass im Gegensatz zu katholischen die evangelischen Kirchen nur zu Gottesdienstzeiten zugänglich sind.

Kirchen sind aber auch Geschichtsdenkmale von großer Bedeutung, nämlich des Glaubens und der lebensprägenden tiefen Frömmigkeit der Vorfahren. Als Zeugen der Geschichte sind sie öffentliche Räume, denen eine Privatisierung nicht so recht anstehen will. Für den an Kunst und Landesgeschichte Interessierten waren und sind verschlossene Kirchentüren oft ein Ärgernis, will er etwa dieses oder jenes Kunstwerk besuchen oder den *genius loci* eines historischen Raums auf sich wirken lassen.

Zugegeben, die Verhältnisse sind in Bewegung geraten. Nicht wenige große protestantische Stadtgemeinden halten ihre oftmals kunsthistorisch wertvollen und historisch bedeutsamen Kirchen offen, und auch ländliche Gemeinden wagen den Versuch, wie etwa in Aichschieß und dem dorthin eingepfarrten Krummhardt im Schurwald, wo die Kirchengemeinde die Besucher sogar um Einträge in ausliegende Gästebücher bittet – mit überzeugendem Erfolg übrigens. Auf katholischer Seite hingegen lässt sich beobachten, dass Gemeinden dazu übergehen, die Kirche zu schließen. Eine beginnende seltsame Umkehrung der Dinge?

Ja und nein. Aus Gemeinden, wo die Kirchentüren dem Besucher verschlossen bleiben, werden hier wie dort identische Ängste fast irrationalen Zuschnitts laut: die Furcht vor Diebstählen, Verunreinigungen, die laufend zu beseitigen man dem Mesner nicht zumuten wolle, Beschädigungen, Schmierereien, angeblichem Urinieren in Krypten und dergleichen mehr. Ängste, die selten begründet sind. Kunstschätze lassen sich elektronisch, kleinere Objekte aber auch mechanisch durchaus wirkungsvoll sichern. Profanation, Vandalismus und mutwillige Beschädigungen sind – anders als man zunächst glauben möchte – gottseidank ganz seltene Erscheinungen.

Geschlossene Kirchen sind ein schlechtes Aushängeschild und gewiss kein Symbol der Gastfreundschaft. Zur Öffnung der Kirche gehört auch die Öffnung der Gebäude, vermerkt ein Besucher in einem

Gästebuch im Schurwald. Andere – darunter Spaziergänger, Wanderer, Touristen oder zwei junge Damen, unterwegs mit rollschuhähnlichen Inlineskates – danken für den Ort der Stille, die Gelegenheit zur Sammlung und inneren Einkehr oder einfach für die Ruhe und Erholung. Das kann nicht überraschen. Bereits 1961 forderte die Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands die Öffnung der Gotteshäuser. Sie sprach nachgerade von einer Schuld gegenüber dem gehetzten Menschen der Gegenwart.

In den vergangenen zwanzig Jahren rückte im Protestantismus der hohe Bedeutungsgehalt des Kirchenraums, nicht nur für den Gläubigen, sondern auch für den Kirchenfernen oder kirchlich Distanzierten, verstärkt ins Bewusstsein. Die württembergische Landeskirche veranstaltet Tagungen über die sich für die Kirche durch Öffnung der Gebäude und durch Kirchenführungen eröffnenden Chancen. Zum Mainstream ist diese Erkenntnis aber noch nicht geworden. Zwar entstanden in einzelnen Gemeinden Initiativen, die sich für die Öffnung ihrer Kirche verantwortlich fühlen, wie die «Kirchenwächter» der herrlichen spätgotischen Veitskirche in Stuttgart-Mühlhausen. Anderswo finden sich Hinweise, wo der Kirchenschlüssel zu besorgen sei.

Dies sind gewiss Schritte in die richtige Richtung. Doch muss das Selbstverständnis als religiöser wie historischer Institution gleichermaßen nicht beiden Konfessionen gebieten: Öffnung der Kirchen für Besucher an allen Tagen? Der touristische Besucher steckt dafür gerne seinen Obulus in den Opferkasten. Wo Aufsichtspersonal nötig ist, wird sich dies in lebendigen Gemeinden finden. Ich meine, die Öffnung nur wenige Stunden in der Woche erfüllt ihren Zweck genauso ungenügend wie Schlüsselhinweise, Gruppenführungen, Einlass der Besucher in einen Glaskasten am Eingang oder bis zu einem Gitter hinter dem Portal. Wer kann einen kunsthistorischen Besuch – vielleicht sogar mehrerer Kirchen – so minutiös zeitlich abstimmen? Wer möchte am Sonntagnachmittag den Mesner wegen eines Schlüssels stören? Von Fremden oder gar den Ruhe- und Sammlungsbedürftigen ganz zu schweigen. Der gut gemeinte, doch gleichsam apotropäisch wirkende Hinweis an der Stiftskirche in Oberstenfeld mit der bedeutendsten romanischen Krypta des Landes *Geöffnet sonntags von 11.00–13.00 Uhr* bedeutet in der Regel wohl den Ausschluss der Einzelbesucher.

Ravensburg

Kultur



Julius Herburger (1900 – 1973) Die frühen Jahre

9. Juli bis 27. August 2000
Städtische Galerie Ravensburg

Der Ravensburger Maler, dessen hundertster Geburtstag im Mai begangen wird, hat in den zwanziger Jahren an der Kunstakademie Stuttgart studiert und später die Sezession Oberschwaben-Bodensee mitbegründet. Schwerpunkt der Ausstellung sind seine Arbeiten der Zwanziger und Dreissiger Jahre, als Herburger zusammen mit seinem Freund Willi Baumeister und führenden Vertretern der Avantgarde wie Le Corbusier, Piet Mondrian und Fernand Leger in Kontakt stand.

Information: Kulturreferat Ravensburg
Kirchstraße 16
Telefon (0751) 82-168, Fax (0751) 82-165



Die Macht der Barmherzigkeit Lebenswelt Spital

Historische Jahresausstellung
16. Juni bis 29. Oktober
Heilig-Geist-Spital und
Städtisches Museum Vogthaus Ravensburg

Das Spital bildet eine ganz eigene Lebenswelt innerhalb der Stadt. Unter seinem Dach leben Waisenkinder, arme und kranke Alte, vermögende Pfründner und Wöchnerinnen zusammen. Pest-, Lepra- und Syphiliskranke sind in die Isolier-Spitäler außerhalb der Stadt verbannt. Auf ihre harten Schicksale, ihre außergewöhnliche Tagesordnung geht die Ausstellung ein. Das Spital präsentiert sich dabei nicht nur als barmherzige Fürsorgeanstalt. Es ist Ort der Spiritualität und Wirtschaftsbetrieb zugleich; in mehrfacher Hinsicht ein Machtfaktor in der Stadt.

Information: Stadtarchiv Ravensburg
Kuppelnaustraße 7
Telefon (0751) 82-201 Fax (0751) 82-550

TITISEE-
NEUSTADT

2000

725
Jahre

NEUSTADT
IM SCHWARZWALD

Titisee-Neustadt
feiert durchs ganze
Jahr 2000!



Unser Stadtteil
Neustadt wurde
anno 1275
zum ersten Mal
urkundlich genannt.
Grund genug,
ein Fest zu feiern!



Ein Höhepunkt wird das
**22. Internationale
Neustadt-Treffen**
vom 22. bis 26. Juni 2000
mit einem historischen Markt
im Kurgarten Neustadt und
einem interessanten
Rahmenprogramm.

Weitere Informationen
und Jahresprogramm:
Tourist-Information
79815 Titisee-Neustadt
Tel. 07651/206-250
Fax 07651/4436
Internet www.titisee.de

**Titisee
Neustadt**

Reinhard Wolf Altertum, Stutendenkmal, Fürstensitz und Kibannele – Kleindenkmale in den Strombergwäldern



Fast verschmilzt das Altertum mit der umgebenden Natur. Der Überraschungseffekt, mitten in einem Waldtal plötzlich vor einer Ruine zu stehen, war von den Erbauern sicher beabsichtigt.

Rechts: Das Schimmelstutendenkmal bei Freudental.

Die Strombergwälder waren einst ein beliebtes herzogliches Jagdgebiet. Bereits Herzog Eberhard III. liebte das heute zur Stadt Sachsenheim (Landkreis Ludwigsburg) gehörende Kirbachtal und die weiten Laubwälder beiderseits. Seine Nachfolger bevorzugten andere Gegenden, erst König Friedrich kam wieder häufiger in den Stromberg. Verschiedene Kleindenkmale bezeugen den Glanz höfischer Pracht. Und der Flurname *Kalte Küche* an der Markungsgrenze zwischen Hohenhaslach und Sersheim erinnert daran, dass man in freier Landschaft zu feiern und zu festen verstand.

Das *Altertum*, wie es Einheimische liebevoll nennen, steht im Bachgrund des oberen Steinbachtals etwa zwei Kilometer nordwestlich von Freudental. Vom Forstweg führt ein ausgeschilderter Pfad rechterhand die Böschung hinab. Das kleine Bauwerk aus den Jahren um 1810 ist nicht etwa verfallen, nein, es ist gleich als Ruine erbaut worden. Es war Treff-

punkt und Sammelplatz bei Jagden, und sicher hat es hier an kalten Wintertagen etwas Warmes oder Wärmendes gegeben.

König Friedrich, der Dicke, ist vermutlich auf seiner Schimmelstute Helene hierher gekommen. Einen Gedenkstein für das treue Tier findet man 500 Meter westlich von Freudental am Übergang der Obstbaumwiesen zur Feldflur. Den später hinzugefügten Spruch unten auf dem Stein hätte der König nicht zu hören bekommen dürfen:

*Oh Schimmel,
kommst nicht in Himmel!
Wird ein Frag' sein,
Kommt Dein Herr drein?*





Nur selten wird der Fürstensitz im Strombergwald (Gemeinde Freudental, Landkreis Ludwigsburg) von einem so kräftigen Sonnenstrahl beschienen; meist liegt das Kleinod im Waldesdunkel.

Unten links: Das Kibannele beim Kirbachhof bekommt nur selten Besuch. Vor vierhundert Jahren, als das Denkmal entstand, war das anders.

Eine aus großen Stubensandsteinblöcken zusammengesetzte Sitzbank, den *Fürstensitz*, findet man oberhalb des Altertums, etwa halbwegs zur Pfeiferhütte: Ein Waldweg biegt in weiter Kehre vom Forstweg links ab; wenige Schritte diesem Weg folgend steht man vor der bemoosten, halbkreisförmigen Sitzbank. Sie dürfte allerdings nur im Sommerhalbjahr einigermaßen Bequemlichkeit geboten haben. Was die fürstlichen Herren Jäger auf dieser einsamen Bank im Wald wohl miteinander besprochen haben?

Das *Kibannele* ist einen gesonderten Spaziergang wert. Halbwegs zwischen Ochsenbach und dem Kirbachhof weist ein weißes Wegschild dorthin, und mancher Vorbeifahrende wird sich über den Namen schon gewundert haben. Wenige hundert Meter tal-

aufwärts, in Sichtweite des Kirbachhofes, steht man in der Wiesenaue unvermittelt vor einem ovalen See, auf dessen Inselchen ein Denkmal, eben jenes *Kibannele*, thront. Von *Kirbachdiana* leitet sich der Name ab, weil man meinte, es handle sich um ein Dianadenkmal. Für den Schwaben ist die Diana eben eine Anna, und das Denkmal ein *Annele*. Dargestellt ist allerdings Kybele, die Göttin der Fruchtbarkeit. Sie sitzt seit 1602 hier und ist der letzte Rest der höfischen Pracht, die sich unter Eberhard III. hier entfaltet hatte: Ein keineswegs bescheidenes Jagdschloss auf der Anhöhe und Gartenanlagen am heutigen Weinberg hang – wer hat die Vorstellungskraft, sich dies alles auszumalen? Das Denkmal war übrigens ein Springbrunnen – auf der Rückseite sieht man noch den Leitungsschlitz. Ein steinerner Hund, der ebenfalls auf dem Denkmalsockel saß, befindet sich heute im Heimatmuseum Großsachsenheim.

Manches weitere kleine Kulturdenkmal verbergen die Strombergwälder: Eine wie von Riesenhand erbaute Mauer aus mächtigen Steinblöcken auf dem Teufelsberg bei Hohenhaslach – Rest eines Plateaus, auf dem einst ein Jagdpavillon gestanden ist. Oder die *Eisgrube* nicht weit weg vom Kibannele, wo man das Eis des Sees bis in den Sommer hinein halten konnte, um den hohen Herrschaften kühle Drinks servieren zu können.

Auf den Spuren herrschaftlicher Jagd im Stromberg, ist das nicht einen Sonntagsausflug wert? Wenn diese Kleindenkmale nicht geschaffen worden und erhalten geblieben wären, wäre unsere Landschaft um einiges ärmer.



Klaus Thinius-Hüser Rathäuser, Spitäler und Zehntscheunen – Historische Großhäuser in Württemberg



Die eindrucksvolle Front des Markgröninger Rathauses.

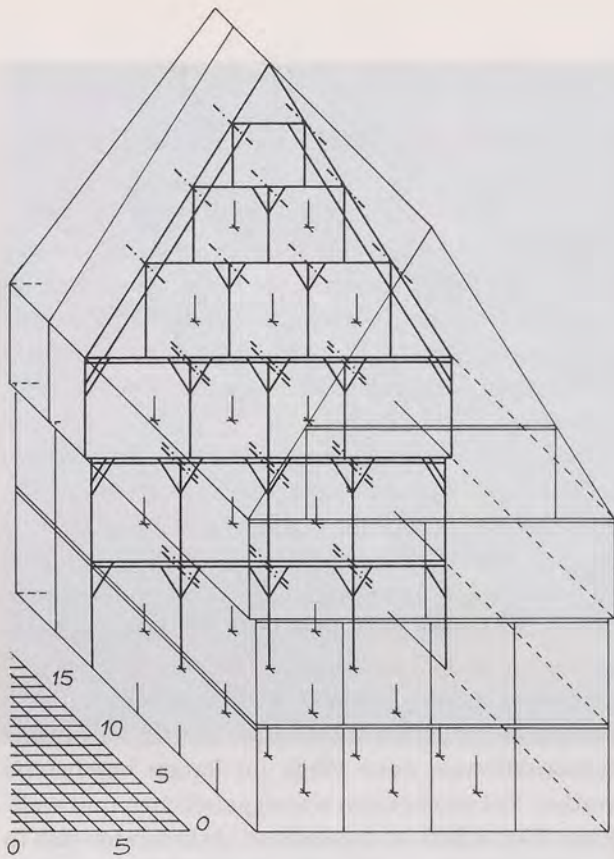
Im Laufe der baugeschichtlichen Entwicklung sind im bäuerlichen Lebensbereich sehr unterschiedliche Haustypen entstanden. Es gab Einfunktions- und Vielzweckhäuser, und je nach Besitzstand der Bauern kleine und große Häuser. Die Bauten der Großbauern mit allen Funktionen unter einem Dach erreichten beachtliche Dimensionen. Das trifft insbesondere für das oberschwäbische Haus und verschiedene Schwarzwaldhäuser zu. Weitaus größere Maße haben aber die Häuser erreicht, die im Dienste

der Gemeinschaft unter den besonderen gesellschaftlichen Bedingungen spezielle Aufgaben zu erfüllen hatten. Die herrschaftlichen Kelterhäuser als gemeinsam genutzte Einrichtungen der abhängigen Weinbauern wurden in dieser Zeitschrift schon 1993, Seite 338 ff., behandelt.

Neben den Bannkeltern spielten die Zehntscheunen als Fruchtspeicher im Feudalsystem eine wichtige Rolle. Je nach Größe des Einzugsbereichs hatten sie bescheidene Abmessungen, den bäuerlichen Scheunen der Umgebung vergleichbar, oder riesige Dimensionen, die jeden gewohnten Rahmen sprengten. Im ersten Fall konnten die Handwerker auf vergleichbare Konstruktionen zurückgreifen. Bei den Großbauten mussten, aufbauend auf den bekannten Konstruktionen, neue Wege im Bauen beschritten werden. Zehntscheunen waren geistlichen und weltlichen Herrschaften zugeordnet, sie befanden sich in Spitalhöfen, Fron- oder Pflughöfen, Klöstern, Burgen, Schlössern oder waren auffällige Einzelbauten in den abhängigen Dörfern und Städten.

Fruchtkästen oder Kornhäuser stehen in enger Beziehung zu den Zehntscheunen, denn sie waren oft ebenfalls herrschaftliche Einrichtungen, gefüllt von den Korn-Zehnten der abhängigen Bauern. Sie dienten aber nicht immer nur dem Eigennutz der Herrschaft, sondern wurden von dieser auch zur mittelfristigen Versorgung der Bevölkerung gebaut und unterhalten. So hat beispielsweise der württembergische Graf Eberhard im Bart 1495 den Bau von vier großen Fruchtkästen oder Kornhäusern in seinem Lande befohlen. Zwei davon, einer in Rosenfeld bei Balingen und einer in Kirchheim unter Teck, sind noch erhalten. Neben den herrschaftlichen Fruchtkästen spielten die städtischen Kornhäuser noch eine wichtige Rolle, weil sie in Not- und Krisenzeiten die Unabhängigkeit der freien Reichsstädte garantierten. Ihre Zahl und Größe kennzeichnet die Macht des Bürgertums der betreffenden Gemeinwesen.

Kornhäuser als reine Versorgungsbasen sind selten. Häufiger gibt es in den Städten an den Fernhandelsstraßen große Schranken. Das waren Umschlagplätze für den Kornhandel, in geschichtlicher Zeit eine gute Einnahmequelle für den Stadtsäckel. Gleiches gilt auch für den Salzhandel. Solche Handelshäuser mussten natürlich eine große Speicherkapazität haben, sodass sich ihr Volumen überwiegend aus den notwendigen Korn- bzw. Speicherböden ergab.



Neben den Schranken als reinen Kornhandels-
häusern gab es Kaufhäuser für andere Waren. In den
verschiedenen Städten entwickelten sich im Laufe
der Geschichte handwerkliche Spezialitäten. Da gab
es mächtige Handwerkerzünfte, die eigene Kauf-
häuser zum Vertrieb ihrer Waren unterhielten. Das
gilt vor allem für die Gerber, Kürschner und Tuch-

macher. Da gab es aber auch städtische Kaufhäuser,
in denen unter der Regie des Rats bestimmte oder
sehr verschiedene Waren vertrieben wurden. Im ehe-
maligen Esslinger Kaufhaus waren wohl die Brot-
und Fleischverkaufsstände der Anfang eines Han-
dels mit unterschiedlichen Waren. Brot- und Fleisch-
lauben, die Verkaufsstände für die wichtigsten
Lebensmittel, gab es in jeder Stadt. Die freie Reichs-
stadt Ulm hatte mehrere Korn- und Kaufhäuser.

Weitere auffällige Großhäuser dienten der Lage-
rung von Waffen und Kriegsgerät: die Zeughäuser.
Diese gab es sowohl als herrschaftliche, in der
Zuordnung zu Burgen und Schlossanlagen, als auch
als städtische Einrichtungen in der ummauerten
Stadt. Je nach Größe der Herrschaft war auch das
Zeughaus mehr oder weniger groß. Da es sich auch
hier um einen Speicher handelt, ist es nicht verwun-
derlich, dass Korn- und Zeughaus in einem Gebäude
vereint sein konnten; und es ist auch nachvollzieh-
bar, dass sich die Konstruktionen der Bauten kaum
unterschieden.

Von der Gebrauchs- zur Repräsentationsarchitektur

Alle bisher genannten Gebäude haben wichtige
Funktionen im Rahmen der Versorgung und Vertei-
digung, also des Lebensunterhalts und Lebenser-
halts. Es sind in diesem Sinne eher Wirtschaftsbaute-
nen. Sie haben aber als Ausdruck einer Herrschaft, ob
geistlicher oder weltlicher einschließlich der bürger-
lichen, auch Symbolcharakter. Ihre Größe und Aus-
formung geht deshalb oft über die Notwendigkeiten



*Links oben:
Strukturdarstellung
des Markgröninger
Rathauses. Der ale-
mannische Holzbau –
mit repräsentativer
Überhöhung durch
Scheinbündstiele und
überdimensionierte
Holzbauteile – ist im
Inneren durchgängig
vierschiffig.*

*Das Spital in Mark-
gröningen während
der Sanierung. Die
Freilegung ermöglicht
Einblicke in die
Raumstruktur.*

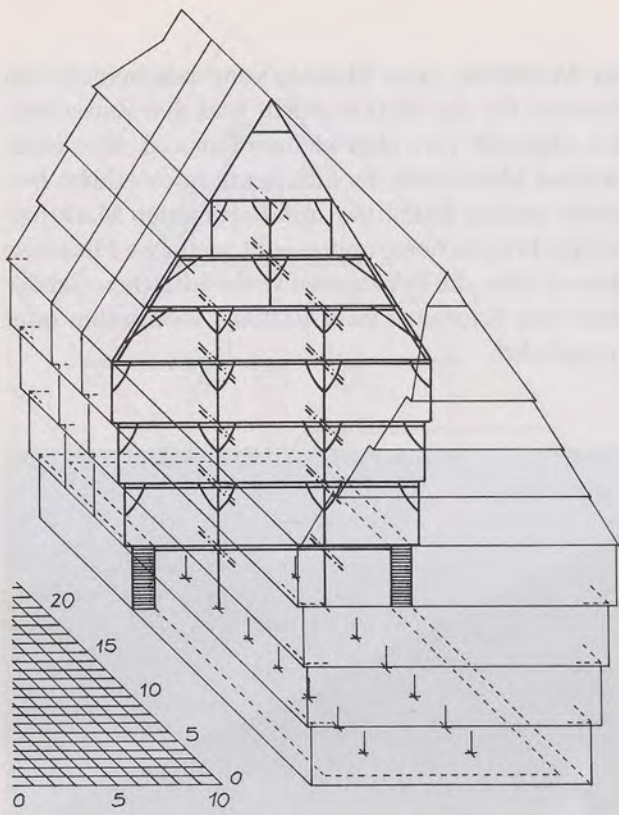
zum Repräsentativen hinaus. Aus einer Gebrauchsarchitektur wurde eine Repräsentationsarchitektur.

Bei den Rathäusern, Ausdruck der bürgerlichen Selbstverwaltung, spielt die Repräsentation eine ganz wesentliche Rolle. Da die Stadtwerdung eng mit dem Recht, Markt zu halten, verbunden ist, gibt es eine enge räumliche Verbindung zwischen Markt- oder Kaufhaus und Rathaus. Anfänglich waren die räumlichen Verhältnisse der städtischen Verwaltung

im Verhältnis zum Handel sehr bescheiden: ein Zimmer für die Marktaufsicht und den Ratsschreiber, abgeteilt vom eher kleinen Ratssaal, über einer offenen Markthalle. Es gibt heute noch etliche Beispiele solcher Rathäuser mit dominanten Markthallen im Erdgeschoss; und es gibt vielfache Hinweise darauf, dass die Funktionen von städtischen Gebäuden vom Kaufhaus zum Rathaus wechselten oder umgekehrt.



Der monumentale «Bau» in Geislingen an der Steige, eines der schönsten Kornhäuser im Lande. Die durchgehend dreischiffige Gliederung im Inneren bei neun Querzonen ist außen in den Fachwerkwänden gut ablesbar.



Strukturplan des «Baus», des Kornhauses in Geislingen.

Zur Vergrößerung des wichtigsten Gebäudes der Stadt, zu seiner Heraushebung aus der umgebenden Bebauung, wurden allerlei Tricks angewandt, indem viele Funktionen des öffentlichen Lebens in ihm vereint wurden. Neben der Markthalle, dem Ratssaal und Ratsschreiberzimmer gab es Speichergeschosse für Korn und Waffen, Räume für die Feuerwehr und die Stadtwache nebst Karzer. Aus heutiger Sicht ist es durchaus verständlich, dass Ratssaal und Räume für Bürgermeister und Verwaltung im Repräsentationsdrang über die Notwendigkeiten hinauswuchsen. Auch wurden besondere Festsäle für die Bürgerschaft einbezogen. Häufig ist dem Rathaus auch ein Ratskeller angegliedert, der als privilegierter Ausschank von Wein und Bier eine wichtige Einnahmequelle des Rats war. Dachreiter und Türme sind weitere Besonderheiten, die die Rathäuser über die anderen Gebäude hinaushoben und oft bewusst in Konkurrenz zu den Kirchen setzten. In historischen Stadtansichten fallen neben den Tortürmen und den Kirchen immer wieder die Rathäuser, aber auch Korn-, Kauf- und Zeughäuser durch ihre Volumen und besondere Ausformungen ins Auge.

Am Schluss dieser Betrachtung stehen die Spitalhäuser, die als Stiftungen von geistlicher oder weltlicher Herrschaft bzw. erstarktem Bürgertum eine wichtige soziale Funktion im Gemeinwesen hatten, gelegentlich in modernisierter Form heute noch haben. Durch Schenkungen oder Erbschaften waren

diese Einrichtungen in das feudale System einbezogen. Sie bestritten ihren Unterhalt aus Kapitalien und aus dem Besitz von Ländereien mit unterschiedlicher Nutzung. Die Zehntabgaben von Korn, Wein u.a. mussten mittelfristig gelagert werden, sodass zu den großen Spitälern auch große Zehntscheuern bzw. Kornhäuser, Kelterhäuser und Weinkeller gehörten. Das Heiliggeist-Spital in Lindau am Bodensee hatte beispielsweise zwanzig Kelter in der Umgebung und eine große Kornschütte im Zehnthaus in der Stadt. Die eigentlichen Spitalhäuser haben ebenfalls oft imposante Abmessungen, sind aber zudem als Ausdruck einer wirtschaftlichen Macht besonders repräsentativ gestaltet. Auch bei ihnen herrschen die gleichen Konstruktionen wie



Das frühere Kornhaus in Riedlingen dient heute als Rathaus. Erdgeschoss mit Holzstützen und geschweiften Kopfbändern.

Ansicht und Strukturplan (unten rechts) der Zehntscheune in Neckartenzlingen: Mauerwerk-Scheune mit aufgesetztem Kornspeicher aus Fachwerk.



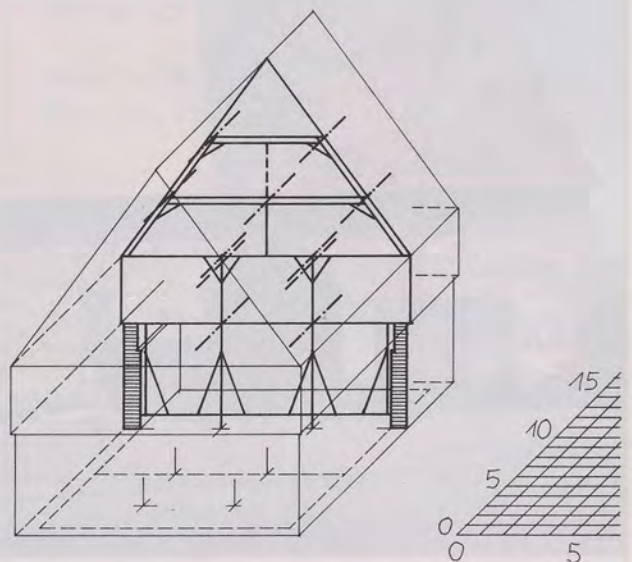
bei den zeitgleichen Korn-, Kauf-, Zeug- und Rathäusern vor.

Allen vorgenannten Funktionstypen sind die traditionellen Hausformen und die traditionellen Bauweisen gemein. Es sind Dach-Wand-Häuser mit steilen Teilwalm- oder Giebeldächern. Die steile Dachneigung ergibt sich hier wie bei den Kelterhäusern aus der üblichen Biberschwanzdeckung, oft als Einfachdeckung mit Spließen. Mauerwerks-, Ständer- und Fachwerkbau prägen in unterschiedlicher Ausformung die äußere Erscheinung, sind aber den besonderen Anforderungen der Großhäuser angepasst. Das gilt insbesondere für die hölzernen Innenkonstruktionen. Die unterschiedlichen Gebäudetypen und ihre Konstruktionen sollen in der Folge an ausgewählten Beispielen näher erläutert werden.

Die Zehntscheunen

Die kleinen Zehntscheunen, insbesondere die der Pfarreien, entsprechen den vergleichbaren bäuerlichen Scheunen. Hier konnten beladene Erntewagen einfahren, und das Korn wurde am Halm eingelagert und nach Bedarf ausgedroschen. Es sind in der Regel queraufgeschlossene Häuser mit Tenne und zwei Bansen, im Oberdeutschen Barne genannt. In einem der Bansenfache war oft noch ein kleiner Stall untergebracht, unter dem anderen befand sich gelegentlich ein Keller, denn der Zehnt bezog sich auf alle Agrarprodukte einschließlich Most und Wein.

Die kleinen Zehntscheunen sind meist reine Ständerkonstruktionen mit Mittelstützen. Die Fache sind durch Wandbildung als Querräume definiert, der Bansenraum ist meist bis unter den First offen. Die Haustiefen liegen bei etwa zehn Meter, die Hauslänge überschreitet bei den kleineren Objekten selten fünfzehn Meter. Diese Zehntscheunen sind eigentlich keine Großhäuser, wohl aber der Grundtyp für die Scheunen größerer Herrschaftsbereiche. Da werden entweder weitere Tennen- und Bansenfache angefügt, sodass ausgesprochen lange Gebäude entstehen. Oder die Haustiefe wird vergrößert, sodass





Gewaltig sind die Ausmaße der Zehntscheune in Hardheim im badischen Frankenland, des sogenannten Schüttungsbaus. Blick in die Erdgeschosshalle mit Mittellängs-Unterzug und Stützenreihe.

statt einer Mittelstütze zwei oder gar drei vorhanden sind. Oft sind beide Möglichkeiten kombiniert, sodass Häuser mit Grundrissabmessungen von fünfzehn auf vierzig Meter keine Seltenheit sind. Die Zehntscheune in Balingen ist neunzehn Meter breit und knapp achtundzwanzig Meter lang. Sie erreicht bei einer Firsthöhe von neunzehn Metern einen umbauten Raum von sechseinhalbtausend Kubikmetern.

In der Literatur werden auch Gebäude als Zehntscheunen aufgeführt, in denen ausgedroschenes

Korn gespeichert wurde. Das sind zwar herrschaftliche Gebäude, in denen der Zehnt gelagert wurde. Es sind aber keine Scheunen, sondern Korn- oder Fruchthäuser. Und beide unterscheiden sich in der Raum- und Tragstruktur sehr stark. Das soll an der verhältnismäßig kleinen Zehntscheune von Neckartenzlingen verdeutlicht werden. Das Gebäude fällt in seiner äußeren Erscheinung durch einen Mauerwerksunterbau mit einem aufgesetzten Fachwerkstock auf. Das mittige Tor weist auf die typische Scheune hin. Das bestätigt sich im Inneren durch die



Die frühere Funktion der Zehntscheune in Endersbach mit ihren zwei Tennen ist noch deutlich zu erkennen.

Querzonen Tenne und zwei Bansen, die durch die wandartige Konstruktion mit je zwei Innenstützen gebildet werden. Nicht typisch für eine Scheune ist der Oberstock, in dem sich die Stützen aus dem Erdgeschoss fortsetzen. Es ist aber keine Wandbildung angedeutet zugunsten eines geschossgroßen Speicherraumes, in dem vermutlich gedroschenes Korn aufbewahrt wurde.

Zum Typ Fruchtkasten gehört die so genannte Zehntscheune in Hardheim im nordbadischen Bauland, die durch ihre Größe besticht, der so genannte Schüttungsbau. Bei einer Grundrissabmessung von dreizehneinhalb auf zweiundsiebzig Metern, drei Vollgeschossen und zwei Dachspeichergeschossen erreicht sie eine Firsthöhe von achtzehn Metern und damit einen umbauten Raum von über dreizehntausend Kubikmetern. Bauherr war der Fürstbischof von Würzburg. Die äußere Gestalt wird bestimmt durch Mauerwerk. Schon die Größe ist repräsentativ, noch mehr aber die Detailausformung der Giebel und die hölzerne Innenkonstruktion. Das Gebäude hatte ursprünglich geschossgroße Speicherräume, die von einer Mittelstützenreihe, die über einen Längsunterzug die Balkendecken tragen, bestimmt wurden. Die Stützen sind über die statische Notwendigkeit künstlerisch gestaltet und beeindrucken als Einzelstücke und in ihrer Gesamtheit. Je Geschoss waren ursprünglich vierzehn Stützen vorhanden. Durch den Einbau eines großen Saales sind die Stützen teilweise entfernt, Raum- und Tragstruktur stark verändert.

Veränderungen haben die meisten Zehntscheunen hinnehmen müssen, wenn sie nicht schon vor längerer Zeit durch mangelnde Pflege zu Grunde gegangen sind. Oft im Besitz der öffentlichen Hand, mussten ihre Unterhaltskosten durch wirksame, nicht immer sinnvolle, d. h. verträgliche Umnutzungen abgesichert werden. So sind heute viele alte Zehntscheunen Bürger- oder Gemeindezentren, Ortsbibliotheken oder Rathäuser. Und häufig wissen die Bürger und Bürgerinnen weder etwas von der alten Zehntscheune noch von der damit zusammenhängenden Geschichte.

*Fruchtkästen, Kauf- und Zeughäuser –
Wahrzeichen für die Gemeinschaft*

Da bei allen drei Funktionstypen große und zusammenhängende Nutzflächen bzw. -räume erforderlich waren, sind die Bauten einschließlich ihrer Tragwerke sehr ähnlich: Es wurden Räume mit einer Höhe von zweieinhalb Metern übereinander geschichtet. In der äußeren Gestalt ist die Höhenentwicklung der Häuser auffällig, und das ist innerhalb

Kunsthau Bühler



»Esslingen« Litho um 1840

Alte Ansichten aus Württemberg Alte Landkarten und dekorative Stiche

Kunsthau Bühler GmbH, 70184 Stuttgart, Wagenburgstraße 4
Tel. 07 11/24 05 07, Fax 07 11/2 36 11 53
E-Mail: buehler@buehler-art.de, <http://www.buehler-art.de>

Markgröningen

**Historischer
Schäferlauf
25.–28. August 2000**



Leistungshüten
Freitag, 25. August

Hauptfesttag
Samstag, 26. August

Historischer Festzug · Wettläufe der Schäfer und Schäfertöchter auf dem Stoppelfeld · Krönung des Siegerpaares · Schäfertanz · Festspiel »Der treue Bartel«

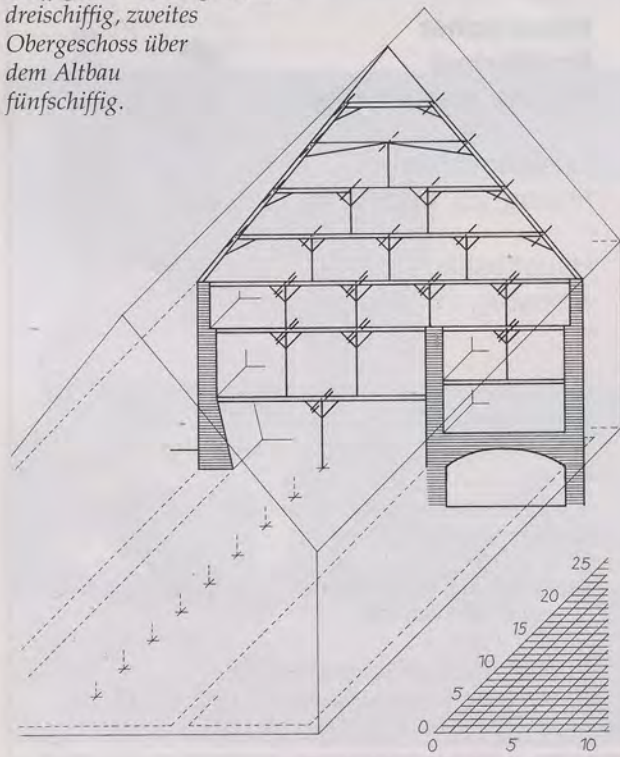
Volksfestbetrieb auf dem Vergnügungspark · Großer Krämermarkt · Schäfermarkt

**Die Stadt Markgröningen
lädt herzlich ein**

Auskunft erteilt die Stadtverwaltung
71703 Markgröningen, Telefon (0 71 45) 13-273



Machtvoll ragt der herzoglich württembergische Kelterfruchtkasten im Klosterbezirk Maulbronn empor. Der Westgiebel zeigt sieben Geschosse und Spitzboden. Unten die dazugehörige Struktur-Darstellung: Kelterhalle neben Altbau zweischiffig, erstes Obergeschoss dreischiffig, zweites Obergeschoss über dem Altbau fünfschiffig.



der Stadtmauern besonders deutlich wegen des Mangels an Baugrund. Die Häuser haben in der Regel Steilgiebel, weil auch der Dachraum als Speicher genutzt wurde und das Lagergut über Außenaufzüge durch Ladetüren eingebracht wurde.

Unter diesen Gebäuden gibt es solche mit beträchtlichen Ausmaßen. Der Keltertyp 4 (vgl. Schwäbische Heimat 1993, S. 338f.) war bestimmt von der Mischnutzung Kelter und Kornspeicher. Die Varianten reichen vom einfachsten Fall der Kelterhalle und Dachspeicher darüber bis zum Extrem vieler Speichergeschosse über der Kelterhalle. Die letzteren nähern sich zwangsläufig den Korn-, Kauf- und Zeughäusern, weil die Speicherfunktion überwiegt. Das wird ganz offensichtlich beim herzoglichen Kelterfruchtkasten im Kloster Maulbronn. Er hat eine Grundrissabmessung von fünfundzwanzig auf sechsundvierzig Metern und erreicht bei einer Firsthöhe von etwa siebenundzwanzig Metern einen umbauten Raum von über zweiundzwanzigtausend Kubikmetern. Die Giebelwände zeigen deutlich über dem Erdgeschoss sechs Speichergeschosse. Die Kelterhalle nahm nur eine gute Hälfte der Grundrissfläche in Anspruch, sodass sie im Gebäudevolumen von untergeordneter Bedeutung war.

Bei den Korn-, Kauf- und Zeughäusern waren die Erdgeschosse in der Regel auch hallenartig, d. h. von größerer Raumhöhe als die Speichergeschosse, sodass Wagen zum Be- und Entladen ein- und ausfahren konnten. Je nach Größe der Stadt bzw. des Einzugsbereiches waren Volumen von achttausend bis dreizehntausend Kubikmetern üblich. Das gilt auch für die landesherrlichen Kornhäuser im Herzogtum Württemberg in Kirchheim unter Teck und Rosenfeld. Die Größenordnung des Kelter-Fruchtkastens von Maulbronn wird nur noch von den Zeughäusern in den Reichsstädten Schwäbisch Hall und Ulm sowie dem Kaufhaus in Konstanz erreicht.

Es gibt Gebäude in Ganzholzbauweise, etwa den Kelterfruchtkasten in Tübingen, die Kaufhäuser in Esslingen und Besigheim oder das Kornhaus in Schwäbisch Gmünd. Es gibt solche mit gemauerten Erdgeschossen und darüber liegender Holzkonstruktion. Das gilt etwa für den «Bau» in Geislingen oder das Kornhaus in Göppingen. Viele andere Objekte zeigen aber wie der Kelter-Fruchtkasten in Maulbronn außen einen geschlossenen Mauermantel, der keinerlei Hinweise auf die Innenkonstruktion gibt. Hinter den Mauern befinden sich aber in der Regel hervorragende Holzkonstruktionen, die Räume von hoher Qualität bilden. Der Mauermantel hatte wohl einerseits eine repräsentative Funktion, andererseits war der Erhalt der Speicher bei Brandgefahr eine Überlebensfrage für das Gemeinwesen.

Die hohe handwerkliche Qualität der Holzkonstruktion sowie besondere Ausformungen weisen ebenfalls auf die Wertschätzung dieser Gebäude hin. Die gebogenen Kopfbänder im Kauf-Korn-Haus von Riedlingen geben den Räumen eine festliche Prägung, die in diesem Falle heute für die städtische Repräsentation bei der Nutzung als Rathaus dient. Aber auch alle anderen hölzernen Innengerüste können sich sehen lassen. Konzeption und Bau dieser großen Hausgerüste sind eine gewaltige kreative und handwerkliche Leistung. Auch wenn aus den Repräsentationsbauten wie Kirchen, Schlösser usw. besondere Tragstrukturen und handwerkliche Techniken bekannt waren, musste aus ihnen doch ein völlig neuer Haustyp entwickelt werden. Vorfertigung und systematischer Bauablauf spielten eine wichtige Rolle bei der Umsetzung. Und für die sichere Lastabtragung von Lagergut und Wind mussten bei diesen Hochhäusern schon besondere Kenntnisse vorliegen. Das lässt sich auch mit den heutigen Kenntnissen und Rechenmethoden kaum nachvollziehen.

Lassen sich die Zehntscheunen als horizontale Addition von Hausscheiben in Firstrichtung begreifen, so sind bei den Korn-, Kauf- und Zeughäusern kubische und prismische Raum-Konstruktionseinheiten horizontal und vertikal addiert. Dadurch entsteht einmal die Vielstöckigkeit, zum anderen aber die Raumzonierung in Schiffe und Fache. Je nach Hausbreite treten so zwei, drei, vier oder gar fünf Schiffe auf, und die Hauslänge variiert nach den Fachen von fünf bis zwanzig. Die Stützenabstände liegen meist im Bereich der wirtschaftlichen Balkenspannweite, so zwischen vier und sechs Metern.

Bei den Ganzholzbauten ist das dargestellte Bildungsprinzip an den Außenwänden gut ablesbar: Die vertikale Addition wird durch Rähm, Deckenbalkenköpfe und Schwelle deutlich markiert. Die Schiffe und Fache zeichnen sich an den Bundstielen ab, die in Längs- und Querunterzüge und die aussteifenden Bauteile – Streben, Kopf- oder Fußbänder – einbinden. Schwelle, Stiele und Rähm zeichnen ein Schiff bzw. Fach nach. Riegel und Wandstiele füllen die Fläche mit den Ausbaumaterialien zum Raumabschluss. Diese Architektur lebt aus ihrer Konstruktion.

Gab es schon in Bauweise und Größe bemerkenswerte Unterschiede bei den Korn-, Kauf- und Zeughäusern, so bildeten örtliche Besonderheiten reichlich Anlass für weitere Varianten. So ist im Maulbronner Kelter-Fruchtkasten ein älteres, kleines Gebäude eingebaut. Eine durchgehende Längswand unterbricht die sonst regelmäßige Holzkonstruktion. Das Überlinger Kaufhaus ist aus mehreren Gebäuden zusammengewachsen und zeigt nur im Dach



Unterwegs ins neue Jahrtausend

900 Jahre Zaisersweiher – Wir feiern!


Vor 900 Jahren wurde der (heute zur Stadt Maulbronn gehörende) Ort Zaisersweiher erstmals urkundlich erwähnt. Dieses Jubiläum wird gebührend gefeiert – und Sie sind herzlich eingeladen!

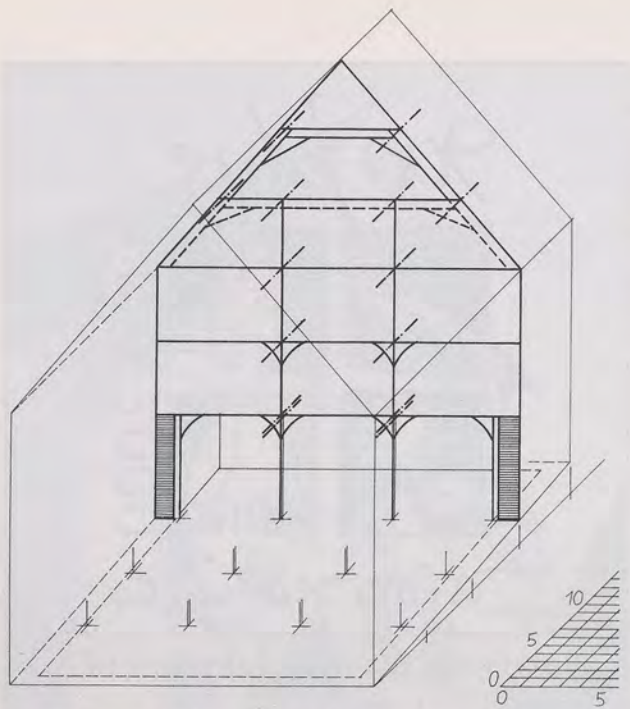
- z.B. – Fleckenfest vom 22. bis 24. Juli
(mit Festumzug am 23. Juli
und Kindertag am 24. Juli)
- Benefizkonzert mit SAM
am 21. Oktober u.v.m.

Gerne informieren wir Sie unter der Telefonnummer 070 43/103-0 über das Jubiläums-Programm in Zaisersweiher.

Übrigens: Besuchen Sie auch in Maulbronn die Klosterkonzerte (Mai bis September), den Mittelalterlichen Markt (3./4. Juni), die Freilichttheateraufführungen (30. Juli bis 13. August) sowie den Weihnachtsmarkt am 9./10. Dezember.

Infos und Programme unter 0 70 43/103-0.

 **maulbronn**
Stadt



Das Rathaus in Calw. Oben der Konstruktionsplan, unten der Blick in das Erdgeschoss, die ehemalige Markthalle.

ein einheitliches Tragwerkskonzept. Der Herrenberger Stifts-Kelter-Fruchtkasten ist in ein Eck der Stadtmauer eingebaut, sodass einmal ein unregelmäßiger Grundriss entstanden ist, sich zum anderen unterschiedliche Ansichten ergeben, zwei nach außen in Mauerwerk, die anderen beiden zur Stadt in Fachwerk. Die hölzerne Innenkonstruktion ist bis auf die Ecke an der Stadtmauer sehr regelmäßig.

Es gibt keinen gesicherten Überblick, wie viele Korn-, Kauf- und Zeughäuser es im Lande gegeben hat. Sicher ist aber, dass viele dieser Gebäude wegen ihrer Größe als Wahrzeichen für die Gemeinschaft gepflegt und erhalten wurden, dass sie wegen der flexiblen Großräume zum Lagern vielerlei Güter dienten oder kleinräumig unterteilt für die Ortsverwaltung verwendet werden konnten. Etliche Korn- und Kaufhäuser sind schon vor langer Zeit zu Rathäusern umfunktioniert worden, so die Kornhäuser in Blaubeuren, Endingen am Kaiserstuhl, Ochsenhausen und Schwäbisch Gmünd sowie die Kaufhäuser in Biberach, Besigheim und Riedlingen. Die gleichen Gründe haben vielen dieser Gebäude in neuerer Zeit eine Renaissance beschert: Versammlungsräume, Bibliotheken und Museen sind aus ihnen geworden. Das Zeughaus in Schwäbisch Hall und der Kelter-Fruchtkasten in Maulbronn sind schon in den Zwanzigerjahren zu Stadthallen umfunktioniert worden. Das ging allerdings nicht ohne schwerwiegende Eingriffe in das alte Holztragwerk. Der «Bau» in Geislingen an der Steige ist seit einigen Jahren das Schmuckstück der Stadt, als

Museum und Mehrzwecksaal. Das gilt auch für die Kornhäuser in Kirchheim unter Teck, Reutlingen und Tübingen bzw. das Salzhaus in Ulm. Der Fruchtkasten in Heidenheim stellt seine eigene, hervorragende Holzkonstruktion zur Schau, ist gleichzeitig Kutschenmuseum. Und die Kornhäuser bzw. Schranken in Biberach, Göppingen, Ravensburg und im Kloster Weingarten sowie der Kelter-Fruchtkasten in Tübingen dienen heute der Bildung als Bibliotheken oder Schulräume. Auch Finanzämter haben sich eingenistet, so im Stiftsfruchtkasten Kirchheim unter Teck und im Kornhaus des Klosters Hirsau.

Bei den modernen Umnutzungen sind die wesentlichen Gebäudemerkmale erhalten geblieben. Das gilt vor allem für die eindrucksvollen Großräume mit den hölzernen Deckenbalken, Unterzö-



Die beachtenswerte Holzkonstruktion im Rathaus der Stadt Niedernhall: dreischiffige Halle im ersten Obergeschoss.



gen und den kopfbandbewehrten Stützen. Aber es haben sich natürlich Veränderungen ergeben, räumlich und konstruktiv. Die statischen Gründe sind nicht immer nachvollziehbar, denn es ist nicht immer einsichtig, warum Korn- und Salzspeicher für Museumszwecke oder Ähnliches konstruktiv verstärkt werden mussten. Oft waren wohl nur die gültigen Normen und Rechenverfahren verantwortlich dafür. Die räumlichen Veränderungen sind einsichtiger, weil sie der Erschließung für das Publikum und dessen Schutz im Brandfalle dienen. Feuersichere Treppenhäuser, Brandwände, Lastenaufzüge gehören heute zum Standard und beeinträchtigen bei geschickter Einordnung die historischen Gebäude nur wenig.

Rathäuser – Nutzbauten mit repräsentativer Funktion

Die Bedeutung der Korn-, Kauf- und Zeughäuser lässt sich gut an alten Stadtansichten ablesen. Ihre Dächer heben sich deutlich aus der umgebenden Bebauung heraus. Das gilt meist auch für die Rathäuser, obwohl diese in der hier behandelten Hausgruppe eine Sonderstellung einnehmen. Denn sie sind keine reinen Nutzbauten, sondern haben als Sitz der örtlichen Verwaltung von vornherein eine repräsentative Funktion, die sich in einer anderen Architektursprache niederschlägt.

In den kleinen Städten und in den Dörfern waren die Rathäuser auch bescheiden in den Abmessungen. Zur Kenntlichmachung ihrer wichtigen Funk-

tion war man aber um eine besondere Ausformung bemüht. Da musste eine besondere Schauseite her, in der Regel eine bei den steilen Dachneigungen viel höhere Giebelwand. Mit Erdgeschosslaube, Zierfachwerk und Dachreiter wurde das Rathaus deutlich von der umgebenden Bebauung abgesetzt. Solche Rathäuser hat es im Lande viele gegeben. Stellvertretend seien hier nur die auffälligen Rathäuser von Königsbach, Stein, Strümpfelbach und Uhlbach genannt. Ihre Giebel weisen immer auf einen größeren Platz, sodass sie gut zur Geltung kommen.

In bedeutenderen Städten war zwar grundsätzlich der Raumbedarf für den Ratssaal und die Verwaltung größer. Das konnte aber kaum ein wirklich auffälliges Hausvolumen schaffen, zumal auch die Bürgerhäuser entsprechend größer waren als in der kleinen Stadt. In einigen Hansestädten wurden die Rathäuser durch große Scheingiebel in die Höhe gestreckt. In Baden-Württemberg gibt es viele Beispiele, bei denen Markthalle, Stadtwaage, Marktgericht, Karzer und Speicher das Rathausvolumen insgesamt beträchtlich erweitert haben. In den Weinbaugebieten wurden die Erdgeschosshallen auch zum Keltern genutzt.

Rathäuser mit offenen Erdgeschosshallen sind heute noch im Lande zu sehen, beispielsweise in Calw und Weil der Stadt. In beiden Fällen verbirgt sich die Halle mit Holzbalkendecke, Längs- bzw. Querunterzügen und kopfbandbesetzten Stützen hinter einer mit Bogenöffnungen versehenen Mauer. Die Calwer Halle misst im Grundriss achtzehn auf

dreiundzwanzig Meter und wird durch zwei mal zwei Stützen in drei Schiffe und drei Fache unterteilt. Die Halle ist über fünf Meter hoch und hilft dem Rathausgiebel zu einer Gesamthöhe von knapp dreiundzwanzig Metern. Bei anderen Rathäusern ist deutlich erkennbar, dass ursprünglich offene Erdgeschosshallen nachträglich verbaut wurden. Das ist besonders deutlich beim Rathaus in Bad Urach. Da ist nur noch eine Giebel-Laube von der Halle übrig geblieben. Das gilt auch für das kleinere Rathaus in Mühlheim an der Donau.

Schon beim Calwer Rathaus wird sichtbar, dass der Grundriss zugunsten der auffälligeren Höhenentwicklung klein gehalten wurde. Das wird an anderen Beispielen noch deutlicher: Das Rathaus in Großbottwar beeindruckt durch einen mächtigen Schaugiebel zum Marktplatz. Das bemerkenswerte Fachwerk zeigt sechs Stockwerke mit Spitzbogen. Die Höhe von sechsundzwanzig Metern wurde erreicht durch das Übereinanderschichten von Verkaufshalle, Schreibstuben, Ratssaal und Speicher. Das Gebäude ist nur knapp vierzehn Meter tief, aber fast achtzehn Meter breit. Ein ähnlicher Schaufeffekt ergibt sich beim Rathaus von Beilstein. Auch hier ist die größere Grundrissseite am Giebel. Es ist schon angedeutet worden, daß bei den Großräumen der Rathäuser ähnliche Konstruktionen angewendet wurden wie bei den Korn-, Kauf- und Zeughäusern. Das gilt insbesondere für die Erdgeschosshallen und die Rats- bzw. Bürgersäle. Bei vielen Beispielen geht die Holz-Konstruktion, horizontal und vertikal addierte kubische und prismatische Raum-Konstruktions-Einheiten, gleichmäßig durch das ganze Gebäude. Die notwendigen kleinen Räume sind dann mittels Trennwänden im Stützenraster abgeteilt. Zwei eindrucksvolle Beispiele sind die Rathäuser in Markgröningen und Niedernhall. Das Rathaus in Markgröningen gehört zu den eindrucksvollsten Bauten der alemannischen Holzbaukunst. Es wirkt gleichermaßen durch seinen imposanten Fachwerkgiebel, die klare Innenkonstruktion und die handwerkliche Qualität. Das Rathaus in Niedernhall ist zwar deutlich kleiner und in der äußeren Erscheinung weniger auffällig. Es hat aber innen eine geschossgroße Halle mit einer hervorragenden Holzkonstruktion. Beide Beispiele wirken durch die Konstruktion, die besonders im Falle Markgröningen repräsentativ überhöht ist.

Es gibt aber auch Beispiele, bei denen unterschiedliche Konstruktionen für unterschiedliche Räume angewendet wurden. In solchen Fällen sind dann nur die Großräume mit vergleichbaren Holztragwerken ausgestattet. Gelegentlich wird hier auch versucht, einen Ratssaal stützenfrei zu über-



Hölzerne Trag- und Verbindungselemente im Erdgeschoss des Kornhauses der württembergischen Amtsstadt Kirchheim unter Teck. Rechts das Rathaus dieser Stadt mit einem überdimensionierten Dachreiter.

spannen, eine typische Geste im Sinne der Repräsentation. Solche Architektur hat einen deutlich anderen Charakter. Die Konstruktion ist nur Mittel zum Zweck, die Aufmerksamkeit wird durch formale Attribute erreicht. Das wird besonders deutlich am Rathaus in Überlingen, bei dem die Fassade mehr Träger der Fresken als eigenständiges Architekturelement ist. Beim Tübinger Rathaus ist die breite Traufseite zum Marktplatz gewandt. Zwerchhaus, Dachreiter und aufwendige Fassadenmalerei bestimmen die äußere Erscheinung. Es lohnt sich aber in diesem Falle, um die Ecke zu gehen. Denn am Giebel zeigt sich die erhaltene Holzkonstruktion, beste handwerkliche Qualität des alemannischen Holzbaus. Beim imposanten Rathaus in Kirchheim unter Teck betont der zum Turm gewachsene Dachreiter die Wichtigkeit des Gebäudes. Hier ist besonders auf die Fernwirkung abgehoben.

Rathäuser haben sich lange in ihrer Funktion behauptet. Das hängt damit zusammen, dass ihre Lage im Stadtzentrum gehalten werden sollte, dass aber aus dem geschilderten Grund der repräsentati-

ven Größe Reserveraum für die Erweiterung der Verwaltung vorhanden war. Das gilt für die Einbeziehung der ursprünglich offenen Erdgeschosshallen ebenso wie für den Ausbau der großen Dachvolumen.

Auch wurden in geschichtlicher Zeit immer wieder andere städtische Großhäuser, wenn der Raumbedarf für die städtische Verwaltung stieg, zu Rathäusern umgenutzt. Das gilt für Korn- und Kaufhäuser gleichermaßen. Beim Kornhaus in Blaubeuren wurde dabei wenig verändert. Das alte Kaufhaus in Esslingen wurde aber 1586 durch den Baumeister Heinrich Schickhardt im nördlichen Teil

dem Zeitgeschmack entsprechend umgebaut. Die alte Holzkonstruktion ist zwar in den wesentlichen Teilen erhalten geblieben, die äußere Erscheinung aber hat sich durch gemauertes Erdgeschoss, Aufstockung, Putzfassade und Dachreiter völlig gewandelt. Erfreulicherweise ist der südliche Gebäudeteil einschließlich Giebel vollständig erhalten, sodass an diesem Beispiel ein guter Vergleich zwischen der konstruktiv bestimmten und der formal bestimmten Architektur möglich ist.

Wenn die alten Rathäuser heute noch in ihrer ursprünglichen Funktion genutzt werden, so liegt das eindeutig an ihrem repräsentativen Aussehen. Die zusätzlichen Räume werden in anderen Gebäuden eingerichtet, optimal, wenn über eine Brücke eine Verbindung zwischen dem alten Rathaus und den zusätzlichen Räumen geschaffen werden kann. Häufig wird auch durch einen Anbau an das alte Gebäude zusätzlicher Raum geschaffen. Das entspricht durchaus Gepflogenheiten der Vergangenheit, erfordert aber viel Fingerspitzengefühl.

Gelegentlich wird ein altes Rathaus auch aufgegeben und umgenutzt, bleibt vielleicht als Seniorentreff, Jugendzentrum oder Ortsbibliothek weiter im Mittelpunkt städtischen Lebens. Und manchmal musste auch ein altes Rathaus einem modernen Neubau weichen. Über die Qualität der alten und der neuen Architektur soll hier nicht gesprochen werden. Zumindest bemerkenswert ist die Schaustellung eines Rests vom alten Rathaus, dem Dachreiter, auf dem Platz vor dem neuen Rathaus, so gesehen in Affalterbach.

Spitäler

Die Spitalbauten nehmen ebenfalls eine Sonderrolle im Rahmen der historischen Großhäuser ein. Oft sind es nur kleine Anwesen, häufig Hausgruppen, entstanden durch ständige Kapazitätsausweitung. Spitäler hat es in fast allen Städten des Landes gegeben; und einige Häuser oder Hauskomplexe sind heute noch vorhanden, etwa in Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Markgröningen, Reutlingen, Rottenburg, Schwäbisch Gmünd oder Bad Wimpfen.

Zu den Spitalern gehörten im Sinne der Eigenversorgung unterschiedliche Wirtschaftsbauten, unter anderem eben auch Kornspeicher. In Biberach ist der Spitalspeicher, ein Kornhaus mit fast sechstausend Kubikmetern umbautem Raum, erhalten. Die eigentlichen Spitalhäuser waren ursprünglich durch große Säle für die Kranken und Pflegebedürftigen gekennzeichnet. Die späteren Bauten hatten viele kleine Räume, deshalb oft eine andere Konstruktion als die Korn-, Kauf-, Zeug- und Rathäuser.





Amtshaus des Spitals der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Alemannische Holzbauweise auf massivem Erdgeschoss.

Rechte Seite: Strukturplan und Schauseite des Heiliggeist-Spitals in der früher vorderösterreichischen Stadt Ehingen an der Donau. Die Fachwerke sind mit roten Ziegeln gefüllt.

Ein interessantes Beispiel dafür ist das Spital in Markgröningen, bei dem in der Sanierungsphase deutlich die Innenwände zu sehen waren.

Beim ehemaligen Amtshaus des Spitals in Schwäbisch Gmünd liegt ein klares, durchgängiges Konstruktionsprinzip wie bei den Kornhäusern vor. Das Haus hat beachtliche Abmessungen, im Grundriss fast sechzehn mal zweiunddreißig Meter, und erreicht bei einer Firsthöhe von fast vierundzwanzig Metern einen umbauten Raum von etwa neunehntausend Kubikmetern. Der eindrucksvolle, obgleich konstruktiv und formal sparsame Giebel

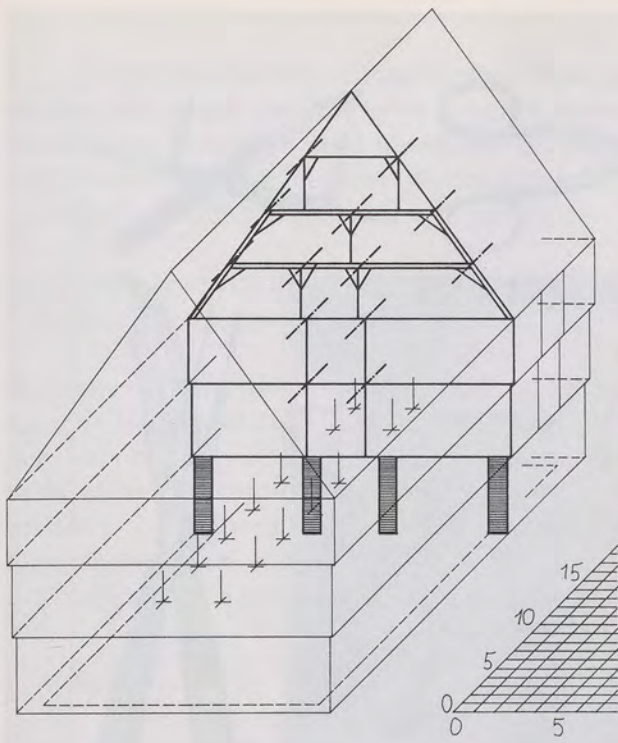
weist zum Marktplatz. Er macht deutlich, dass der Dachraum in drei Geschossen als Speicher genutzt wurde. Das Innere des Gebäudes war vor dem kürzlich abgeschlossenen Umbau kleinräumig verbaut. Heute beherbergen die stockwerksgroßen Räume die Stadtbibliothek.

In der äußeren Erscheinung besonders auffällig ist das Heiliggeist-Spital in Ehingen an der Donau. Schon die Größe ist bemerkenswert: Grundriss fast sechzehn auf dreißig Meter, Firsthöhe knapp zweiundzwanzig Meter und ein umbauter Raum von ca. siebeneinhalbtausend Kubikmetern. In der Giebelseite erkennt man ein massives Erdgeschoss, darüber zwei volle Fachwerkstöcke und drei Dachstöcke, vermutlich Speicher. Es fällt eine leichte Asymmetrie des Fachwerks auf. Die größeren Fenster rechts weisen auf besondere Räume hin, die zwei Eckstiele und vier Bundstiele – ein Stiel ist hier ein senkrechter Balken im Fachwerk – deuten bei flüchtiger Betrachtung auf eine Fünfschiffigkeit. Dies ist jedoch nicht gegeben, denn nur die beiden mittleren Stiele lassen durchbindende Unterdurchzüge erkennen, die auf eine Dreischiffigkeit mit unterschiedlich breiten Schiffen hinweisen. Das schmale mittlere Schiff kennzeichnet den durchgehenden Flur, von dem zur linken Traufe kleinere Einzelräume, zur rechten Traufe größere Einzelräume erschlossen werden. Hier ist das Holztragwerk an die Raumbedürfnisse eines Spitals angepasst. Die Fassade spiegelt aus gestalterischen Gründen aber ein einheitliches Tragwerk. Die zwischen den Bundstielen angeordneten Stiele sind reine Wandstiele mit Kopf- und Fußbändern als Verzierung. Man spricht hier von Scheinbundstielen, weil keine Innenkonstruktion, Wände oder Unterzüge in sie einbinden.

Schlussbemerkung

Es ist deutlich geworden, dass in den historischen Städten für die Gemeinschaftsaufgaben besondere Häuser von oft beträchtlicher Größe gebaut und genutzt wurden. Ihre besonderen Qualitäten, die hervorragenden Holzkonstruktionen, sind in ihrer ganzen Breite bisher noch nicht erfasst und gewürdigt worden. Das gilt insbesondere für ihr Tragverhalten. Hier besteht noch Handlungsbedarf, vor allem im Hinblick auf die noch im ursprünglichen Zustand erhaltenen Objekte, die in naher oder weiter Zukunft saniert und umgenutzt werden sollen.

Die gewaltigen Leistungen der Stadtgemeinschaften sowie der Handwerker in der Baugeschichte wird an den Einzelbauten schon gut erkennbar, besonders wenn man sich mit den Details beschäftigt. Berücksichtigt man aber, dass viele



PABLO PICASSO



© Succession Picasso / VG Bild-Kunst, Bonn


Öffnungszeiten:
täglich von 10.00
bis 19.00 Uhr

Ausstellungstelefon:
(0 74 33) 17 04 02

Internet:
www.stadthalle.balingen.de

**Telefonischer
Kartenvorverkauf:**
(01 80) 3 24 15 15

SWR 1 Ticket-Service:
(01 80) 5 92 92 11

Präsentiert von: 

Mit freundlicher
Unterstützung:


Schwäbisch Hall 

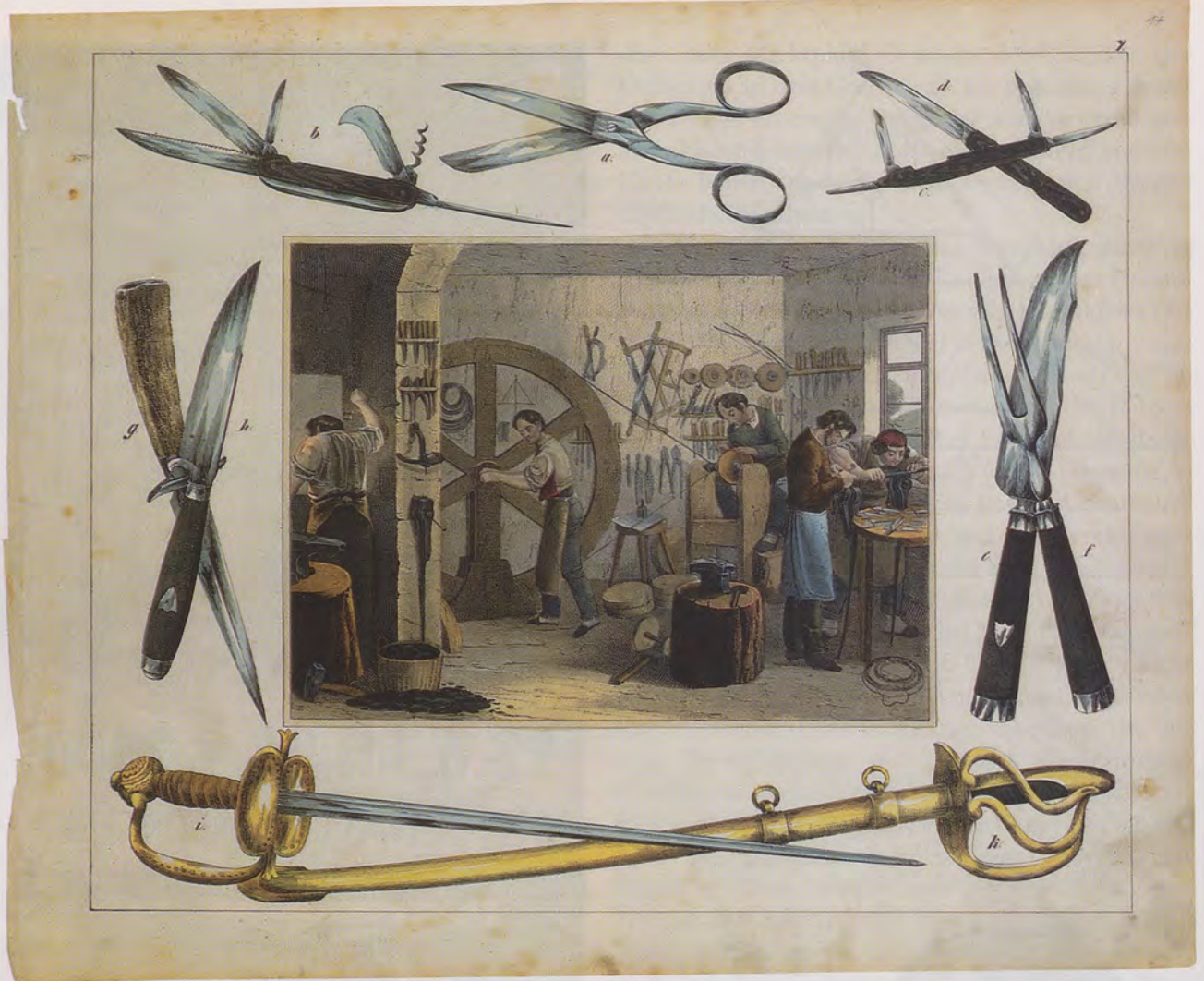
Metamorphosen des Menschen · 150 Werke
des Jahrhundertgenies · Retrospektive

22.6. bis 24.9.2000

STADTHALLE BALINGEN

Städte nicht nur *ein* derartiges Gebäude in ihren Mauern hatten, sondern sowohl über ein Kornhaus als auch ein Rathaus und ein Spital verfügten, dann stehen die mit einfachen technischen Hilfsmitteln erbrachten Leistungen weit über unseren heutigen Bauaufgaben. Die freie Reichsstadt Ulm hat in ihrer Blütezeit nicht nur das eindrucksvolle Münster hervorgebracht, sondern auch ein Kornhaus, einen sogenannten Salzstadel, ein Schuhhaus, einen Weinstadel, ein Waaghaus, ein Schwörhaus, die ehemalige Münze, den Neuen Bau, zwei Zeughäuser und einen Büchsenstadel sowie ein weitläufiges Rathaus besessen. Einige dieser Bauten sind im 14. und 19. Jahrhundert durch Brände und später im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs zerstört worden. Diese Missachtung menschlicher Leistung ist erschreckend, leider aber auch Teil unseres Lebens.

Pflege und Erhalt der historischen Baudenkmäler, unter denen die beschriebenen Großhäuser einen wichtigen Platz einnehmen, sollte uns ein wichtiges Anliegen sein. Ohne Geschichte sind wir nichts, und ohne Respekt vor den geschichtlichen Leistungen werden wir uns nicht menschenwürdig weiterentwickeln.



Handwerkstätten um 1840: Seiler, Wachszieher, Messerschmied und Küfer.

Willi A. Boelcke Das alte Handwerk – Seine Ursprünge und Bedeutung

Eine gegenwärtig gern gesehene Schau­stellung von alter Handwerksarbeit und -technik pflegt gewöhnlich Bewunderung darüber auszulösen, was die «Alten» vor Jahr­hundert­en und möglicher­weise schon vor Jahrtausenden konnten. Doch solche Démonstration von Handwerkskunst und -fleiß kann auch als Lob auf den modernen Menschen verstanden werden, weil die zeitgenössischen Betrachter das bestaunenswerte Alte mit der modernen Welt vergleichen, also mit dem, was wir heute mit neuester Technik alles noch viel besser als in der Vergangenheit vollbringen.

Ein solcher Vergleich aber würde dem alten Handwerk und seinen großen Leistungen für die Menschen und überhaupt in der Menschheitsgeschichte nicht gerecht werden. Vor allem handwerkliche Leistungen veränderten im Verlaufe von Jahr-

tausenden die Lebenswelt der Menschen und damit auch diese selber. Das deutsche Handwerk gewann einst im Spätmittelalter Weltgeltung, und Deutschland galt im 14. Jahrhundert geradezu als das Land der Technik. Aus dem handwerklichen Schaffen gingen in den vergangenen Jahrtausenden die großen technischen Erfindungen hervor, die die notwendigen Voraussetzungen für die materielle Existenz der Menschen und für ihr kulturelles Schaffen waren. Fortschreitende Handwerkstechnik verhalf zum ökonomischen Aufstieg in der Menschheitsgeschichte ungeachtet des politischen und kriegerischen Lärms, mit dem der Vordergrund der Weltbühne gewöhnlich erfüllt wurde.

Schuster, Töpfer und Metall verarbeitende Werkstätten, auch Zimmerleute, waren die nachweislich ältesten selbstständigen Handwerke, schon um 500

v. Chr. in griechischer Frühzeit anzutreffen. Bezeichnenderweise wurde von Anbeginn zwischen Handwerkern und Künstlern nicht unterschieden. Keramik, Gefäße in verschiedener Ausformung und Bemalung, wurden seit Urzeiten hoch geschätzt.

*Mittelalterliche Märkte und Städte
lassen Handwerke aufblühen*

Im germanischen Mittelalter, im «Reich der Nibelungen», trat der Schmied als mythische Gestalt und Berufskönner mit einer gesteigerten Produktion an Schwertern, Speerspitzen, Helmen, Rüstungen, Messern, Beilen und Pflugscharen hervor. Die Königshöfe Kaiser Karls des Großen und seiner Nachfolger glichen teilweise frühen Musteranstalten



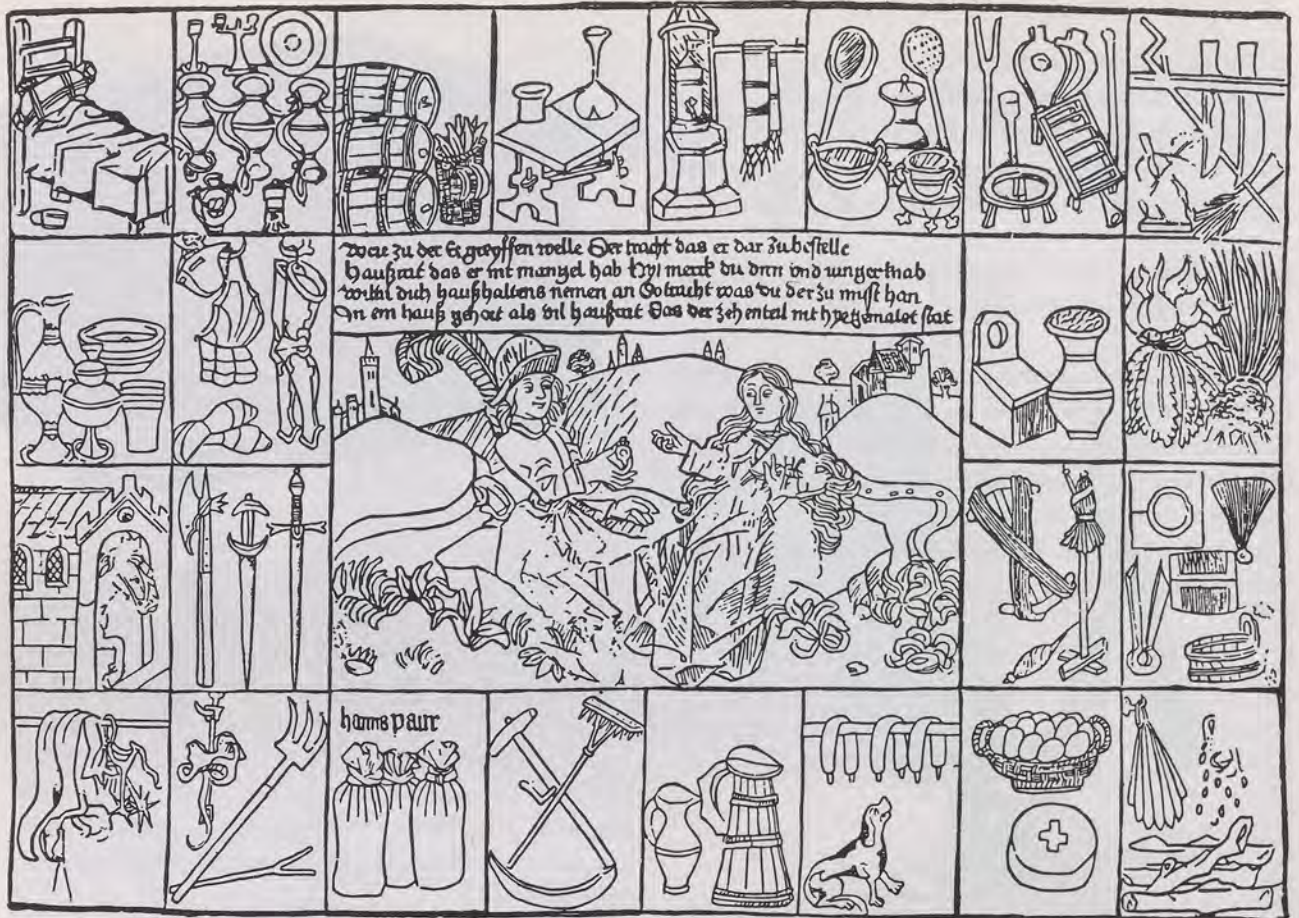
des – wenn auch noch unfreien – Handwerks. Im *Capitulare de Villis*, dem kaiserlichen Tafelgüterverzeichnis aus der Zeit nach 800, werden Eisen- und Edelschmiede erwähnt, doch auch Lederarbeiter, Drechsler, Stellmacher (Wagner), Schildmacher, Fischer, Seifensieder, Brauer, Bäcker und Netzstricker. In nachkarolingischer Zeit gingen die Impulse zur Weiterentwicklung des Handwerks zunächst von den Klöstern aus, namentlich von den Benediktinern.

Die im Hochmittelalter aufgekommene Stadt- und Marktfreiheit verlieh auch dem Handwerk neue, ungeahnte Entwicklungsschübe. An privilegierten Marktorten mit freierem Marktrecht für Kaufleute, Handwerker und sonstige Gewerbetreibende bahnte sich im 11./12. Jahrhundert ein bürgerlicher Emanzipationsprozess an, durch den auch Handwerker, soweit sie nicht in unter Hofrecht stehenden Dörfern ansässig waren, in den Genuss städtischer Freiheiten kamen. Die urkundliche Überlieferung der Bischofsstadt Konstanz am Bodensee bietet älteste deutsche Belege für den Stellmacher oder Wagenbauer (1243 *carpentarius*), den Schilder- oder Wappenmacher (1261 *clipeator*), den Goldschmied (1261 *aurifex*) und nicht zu vergessen 1264 für die älteste deutsche, noch heute bestehende Apotheke. Bäcker und Metzger sowie Schuhmacher hielten ihre Erzeugnisse nachweislich im 13./14. Jahrhundert auf den zahlreich bezeugten Verkaufsbänken feil, die auf Märkten und Marktstraßen aufgestellt waren. Schon im 13. Jahrhundert fanden sie auch Aufnahme in den witterungsgeschützten Lauben und Kaufhallen. In Esslingen sind Fleischbänke für 1250, in Ravensburg Schuhbänke für 1269 und in Rottweil Kornlauben für 1285 belegt. In der Bischofsstadt Konstanz gab es schon 1295 eine Metzger, unter der in südwestdeutschen Städten sowohl eine Verkaufslokalität als auch das Schlachthaus der Metzger verstanden wurde.



Zunftpokal der Bäcker und Müller von Urach, 1747.

Oben rechts: Lade der Küfer in Schorndorf von 1737. In solchen Behältern wurden die wichtigsten schriftlichen Unterlagen und die Kasse aufbewahrt.



Nürnbergger Holzschchnitt von Hans Paur, 1475. Um die Verlobungsszene eines jungen Paares sind die nötigsten Gegenstände der Hauswirtschaft gruppiert, links mit Ross, Wehr, Waffen und Trinkgefäßen die des Mannes, rechts mit Küchen- und Spinngeräten die der Frau. Die untere Bildleiste zeigt die Geräte zur Ernte und das, was in die Vorratskammer gehört.

Der Aufschwung von Märkten und Städten verbreiterte die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land und erweiterte die Palette der handwerklichen Angebote. Vor allem hydraulische Energie ermöglichte dem mittelalterlichen Handwerk die Nutzung mechanischer Kräfte und auf diese Weise die Erhöhung seiner Leistungskraft. Flüsse, Bäche und angelegte Seitenkanäle erleichterten nicht nur die Wasserversorgung der Städte und ihre Entsorgung, sondern begünstigten das Entstehen von größeren städtischen Gewerbezentren, wo Handwerke, die Wasserkraft und Wassermengen benötigten, in größerer Zahl ansässig wurden. Das verfügbare Wasser bestimmte daher den Standort bedeutender mittelalterlicher Gewerbebestände. Wasserkraft trieb die verschiedensten Mühlenwerke, bis ins frühe Mittelalter zurückreichende Getreidemühlen, Sägewerke, nachweislich seit 1314, Schleifmühlen, Ölpresen, Hammerschmieden, Walken, seit 1296 nachweislich am Rhein, und die alsbald zahlreichen Papiermühlen, deren älteste für Südwestdeutschland seit ca. 1392 in Ravensburg bezeugt ist. Auch Bleicher und Gerber benötigten reichliche Mengen fließenden Wassers.

Der Webstuhl alt, das Spinnrad jung – schwäbische Leinwand als Exportschlager

Bereits um 1200 stellte schwäbische Leinwand, insbesondere die Constanzes, später oftmals nur als «tela Alemania» bezeichnet, ein begehrtes, wenn auch dem flandrischen Linnen nicht gleichwertiges, vielleicht aber preisgünstiges Handelsprodukt auf den bedeutenden Märkten in Oberitalien, Spanien und Nordafrika dar. Wohl der größte Teil der handwerklich produzierten Leinwand von Konstanz, Ravensburg, Biberach/Riß (1258 Bleiche), Isny (um 1250 Walke), Wangen, Leutkirch, Pfullendorf, Ulm usw. war für den Export bestimmt. In der Organisation der Massenausfuhr von Leinwand durch große Leinwandhändler haben wir die älteste grenzüberschreitende unternehmerische Leistung und Großtat in der schwäbischen Wirtschaftsgeschichte zu erblicken.

Sicher ist, dass die Römer das Handspinnrad sowie den Tritt- und Zugwebstuhl noch nicht kannten. Es wird vermutet, dass das Spinnrad im asiatischen Raum während der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends erfunden wurde.

Beim Spinnrad setzte man die Spindel in ein Rahmengestell und bildete eine Achse. Die Wirtel wurde zum Rad gemacht. Dadurch kam durch Kraftübertragung eine kontinuierlich drehende Bewegung für gewerbliche Zwecke zustande. Im 20. Jahrhundert wurde bezeichnenderweise von Gandhi das Spinnrad zum Symbol der indischen Befreiungsbewegung gemacht. Der Gebrauch und die Existenz von Spinnrädern am Rhein wird zuerst 1298 in der Webeordnung der Stadt Speyer bezeugt. Dennoch herrschte in den folgenden Jahrhunderten noch das Spinnen mit beiden Händen ohne Spinnrad vor. Auf einem Bildblatt des Nürnberger Holzschneiders Hanns Paur aus der Zeit um 1475 ist noch ein Spinnrocken als Arbeitsgerät der Hausfrau abgebildet. Erst im Verlaufe des 16. Jahrhunderts gewann das Spinnrad eine stärkere Verbreitung. Es war und blieb letztlich bis ins 20. Jahrhundert das Arbeitsgerät der Frau und damit zugleich Symbol weiblicher Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit.

Im Unterschied zum Spinnrad gehört der Webstuhl mit Weberbaum und drehbarem Warenbaum gewissermaßen zu den Ur-Erfindungen der vorchristlichen Menschheitsgeschichte. Aus Asien stammen die ältesten eindrucksvollen Webstühle, mit denen bereits Einschüsse in mehreren Farben

möglich waren, eine Kunst, die man in Europa erst im 18. Jahrhundert beherrschte. Ein Trittwebstuhl mit zwei Schäften ist in einer Cambridger Handschrift des 12. Jahrhunderts abgebildet. Auf einer schlecht erhaltenen Wandmalerei in einem Konstanzer Bürgerhaus aus der Zeit um 1310 ist ein ähnliches Gerät zu erkennen. Rund 400 Webstühle waren noch um 1500 in der Reichsstadt Biberach/Riß in Betrieb. Obwohl Frauen bis in die Neuzeit grundsätzlich durch die Zünfte von Handwerksberufen ausgeschlossen waren, beschäftigte das Textilgewerbe weibliche Heimarbeit in zunehmendem Maße und war die Entwicklung der Weberei wesentlich von den Zulieferungen der Garnspinnerinnen und dem handwerklichen Können der Näherinnen (Nätherinnen) abhängig.

Die weißen Taufhemden sowie die weißen Gewänder der Zisterzienser im Mittelalter waren sicher nicht allein das Werk von Männerhänden. Die Hochschätzung von weißer Wäsche war über Byzanz nach Mitteleuropa gelangt. Kaiser Otto der Große empfand es als Kränkung, dass er an der kaiserlichen Tafel in Byzanz auf dem 15. Platz kein Tischtuch mehr vor sich hatte. Mit weißen Tischtüchern, die wohl auch als Serviette dienten, wurde dann im 11. Jahrhundert Luxus getrieben. Auf den Illustrationen des Echternacher Evangeliars aus dem 11. Jahrhundert ist ein toter Reicher auf weißem Bettuch abgebildet, während der Teufel seine Seele verschlingt. Im Hochmittelalter trugen beide Geschlechter der höheren Gesellschaft lange Hemden aus feinem Leinen. Die mit weißen Laken bedeckte Bettstatt war seit dem 15. Jahrhundert allgemeiner üblich. Reiche krönten sie mit Baldachin und Vorhängen zum Schutz gegen Nachtkühle und Ungeziefer, das sich von der Zimmerdecke herabfallen ließ.

Zünfte und Zunftsatzung: Wohlstand durch streng geregelte genossenschaftliche Organisation

Schon in Klosterschulen des Mittelalters war eine erste theoretische Systematik der Handwerksarbeit entwickelt worden; dabei wurden den so genannten sieben freien Künsten analog die sieben mechanischen Künste gegenübergestellt. Zur ersten mechanischen Kunst wurde das Spinnen und Weben erhoben, zur zweiten die Waffenschmiedekunst und das Bauhandwerk. Unter dem Sammelbegriff Jagdkunst fasste die Klosterlehre die Arbeit der Metzger, Bäcker, Köche, Fischer und Wirte zusammen. Das alte Handwerk, in der religiösen Welt des Mittelalters tief verwurzelt, stammte aus einer ganz anderen Lebens- und Vorstellungswelt mit anderen Wertsys-



Das Weberzunftthaus in Wangen im Allgäu. Der stützenfreie Festsaal im Obergeschoss beeindruckt durch seine prachtvolle Ausmalung aus der Zeit der Renaissance.

temen, die teilweise grundverschieden von unseren heutigen Lebensidealen sind. Dennoch wurden im alten Zunft Handwerk Grundsätze entwickelt, die noch heute zukunftsfähig sind. *Es sint hantwerk darumb erdacht, daß jedermann sein täglich brot damit gewinne*, heißt es in der auf König Sigismund zurückgehenden Reformatio Sigismundi von 1437/38. Das ist die älteste Proklamation des Rechts auf bezahlte Arbeit in der europäischen Geschichte.

Die moderne Handwerksinnung und die aus dem 13./14. Jahrhundert datierende Zunft glichen sich nicht wie ein Ei dem anderen. Typisch für die Zünfte, deren deutsche Bezeichnung erstmals 1226 in Basel auftaucht, war ihre auf der Grundlage gemeinsamer Interessen in der Zunftsatzung streng geregelte genossenschaftliche Organisation, in die die Handwerksmeister und ihre Familien sowie Gesellen und Lehrlinge einbezogen wurden und die nicht nur ihre Ausbildung bestimmte, sondern auch in ihr Dasein regulierend eingriff. Wer nicht zur Zunft gehörte, durfte nicht zunftmäßige Arbeit gegen Lohn verrichten; Zünfte übten Schutzfunktionen in einem noch nicht durch Landesrecht geordneten Wirtschaftsraum aus. Doch Zwangs- und Bannrechte, die den Zunftmitgliedern ein der Verarmung vorbeugendes Auskommen sichern sollten, schlossen von Anbeginn Missbräuche nicht aus und führten auch nicht einen gleichmäßigen Wohlstand unter den Handwerkern herbei.

Mindestens 56 in Zünften organisierte Handwerksberufe sind im spätmittelalterlichen Schwaben überliefert. Da in vielen Städten alsbald etwa die Hälfte der Einwohner in Zünften organisiert war, war es begreiflich, dass diese nicht nur das soziale Leben der Stadtbürger entscheidend mitprägten, sondern auch am Stadtre Regiment entsprechend teilhaben wollten. Schon 1345 besaßen in Ulm die Zünfte ein zahlenmäßiges knappes Übergewicht im Rat. 1374 setzten sie in Biberach/Riß die Bildung von Zünften und deren Beteiligung am Stadtre Regiment durch. In Rottweil und Reutlingen haben sie sich seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert den entscheidenden Einfluss auf das Stadtre Regiment gesichert. In Konstanz ging es in mehreren Zunftaufständen zwischen 1342 und 1429 um die Vorherrschaft im Rat, dessen Sitze seit 1430 paritätisch auf Zünfte und Patriziat verteilt wurden.

*Zünfte garantieren Qualität –
Handwerker vollbringen schöpferische Leistungen*

Handel und ein zunftgebundenes Handwerk sowie die Wertschätzung der handwerklichen Handarbeit bildeten die entscheidenden Voraussetzungen für



Ölgemälde im Biberacher Braith-Mali-Museum von Johann Bergmayer: Tafel mit Zunftwappen von 1720.

das Aufkommen von bürgerlicher Prosperität in den größeren Städten. Sich ausweitende Märkte sowie eingeführte technische Neuerungen trugen entscheidend dazu bei. Das Spinnrad und der horizontale Trittwebstuhl für zwei Personen, ein Männergerät, wurden zu den technischen Geburtshelfern eines leistungsstarken Textilgewerbes. Die Ulmer Grautucher des 13./14. Jahrhunderts scheinen der überlegenen flandrischen Konkurrenz gewachsen gewesen zu sein. Durch die ausgeübte *Schau* der Tücher, die zunftlerische Qualitätskontrolle, gelang es, dass zumindest einige Tuchsorten von standardisierter Qualität im spätmittelalterlichen Schwaben produziert wurden, doch ein bedeutender Exportartikel wie Leinwand und Barchent waren sie nicht. Markenqualität lieferten die Gmünder Sensenschmiede, denen 1442 eine eigene Zunftordnung verliehen wurde. Die sowohl für den Nahhandel wie den Fernhandel bestimmte Sensenproduktion der Reichs-

stadt erreichte 1547 mit 133 025 Stück wohl ihren absoluten Höhepunkt.

Die Steinmetze, Schöpfer der großen öffentlichen und klerikalen Bauten des Spätmittelalters, bemühten sich 1459, da häufig auf Wanderschaft bzw. an wechselnden Arbeitsorten beschäftigt, um eine Zunftordnung, die von Wien über Esslingen bis Straßburg gelten sollte. Im Unterschied zu den Bauten der Romanik, die sich als klösterliche Mönchskunst charakterisieren lassen, stellten die Bauten der Gotik weitgehend das Werk von Laien dar, von Baumeistern, Steinmetzen, Bildhauern u. a. Handwerkern bürgerlicher Herkunft, den Mitgliedern der jeweiligen Bauhandwerkerzunft, in Reutlingen die Binderzunft. Der Bau des viel bewunderten Ulmer Münsters ist ein herausragendes Beispiel für die Leistungen handwerklichen Könnens seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in der damals unvorstellbar finanzstarken Reichsstadt.

Aus Lumpen hergestelltes Hadernpapier, in Büten geschöpft, wurde zur Voraussetzung der größten Erfindung des späten Mittelalters, des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg um 1440. Die handwerkliche Buchdruckkunst erfuhr schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine erstaunlich rasche Verbreitung. Buchdrucker sind seit 1473 in Ulm und Esslingen nachzuweisen, seit 1476 in Reutlingen und seit 1486 in Stuttgart. Die Papierherstellung, eine chinesische Erfindung, gelangte über die Araber 1260 nach Spanien und verbreitete sich von dort über das christliche Abendland, seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in Schwaben.

Obwohl es noch keine Architekten und Ingenieure gab, vollbrachte das bürgerliche, das zünftlerische Handwerk seit dem Spätmittelalter durch seine schöpferischen Leistungen auch eine revolutionäre Wende in der Wohnkultur. Möbel sind aus dem Mittelalter überliefert, doch war das von Klosterbrüdern und Burgbewohnern gebrauchte Mobiliar von primitiver Struktur. Erst das spätmittelalterliche Bürgerhaus war reicher mit Möbeln bestückt, weil sie nicht mehr vom Zimmermann mit der Axt, sondern vom Schreiner und Drechsler hergestellt wurden. Durch die Erfindung der Sägemühle, 1322 erstmals in Augsburg erwähnt, vollzog sich in der Spätgotik eine revolutionäre Umgestaltung im Aufbau der Möbel. Seitdem wurden aus Rahmenwerk und Füllungen zusammengesetzte Möbel gebaut und diese mit reichen Schnitzereien und Eisenbeschlägen verziert. Zu Luxusgegenständen entwickelten sich Schränke spätestens im 16. Jahrhundert. Mit Hilfe von Möbeln ließ die Hochrenaissance Prachtgemächer entstehen.

LAUPHEIM

Museum
zur Geschichte
von Christen & Juden

Schloß Großlaupheim

Museum
zur Geschichte
von
Christen & Juden

Vor dem Hintergrund der Geschichte des oberschwäbischen Landjudentums zeigt das Museum Beispiele geglückten und misslungenen Zusammenlebens von christlicher Mehrheit und jüdischer Minderheit. Leben und Werke herausragender jüdischer Persönlichkeiten wie die des Hollywood-Pioniers Carl Laemmle oder des Jugendstilkünstlers Friedrich Adler werden exemplarisch dargestellt.

»tausend & eine Locke«
Schmuck und Bilder aus Haaren
Ausstellung bis 30. Juli 2000

Öffnungszeiten:

Do.-Sa. 14-17 Uhr, So. und Feiertage 13-17 Uhr

Führungen und Gruppen nach Voranmeldung
auch außerhalb der Öffnungszeiten.

Telefon (0 73 92) 9 68 00-0, Fax 9 68 00-18

Museum zur Geschichte von Christen & Juden
Kirchberg 11, 88471 Laupheim

Wangen im Allgäu



Ein museales Juwel unter einem Dach

Über die mittelalterliche Stadtmauer erreichen Sie
7 Museen und die »Galerie Kunst in der Badstube«

- Heimatmuseum
- Käsereimuseum
- Historische Badstube
- Museumsdruckerei
- Dt. Eichendorff-Museum
- Gustav-Freytag-Museum
- Mechanische Musikinstrumente

Sonderausstellung vom 9. April bis 25. Juni
»Joseph Anton von Gegenbaur 1800-1876
Dem königlich-württembergischen Hofmaler
zum 200. Geburtstag«

Geöffnet:

Mi., Sa. 10-17 Uhr · Di., Do., Fr. 14-17 Uhr · So. + Feiertage 11-17 Uhr

Infos und Prospekte:

Gästeamt Wangen · Telefon 07522/74-211, Fax 07522/74-214

Internet: www.wangen.de · E-Mail: tourist@wangen.de

Um Möbel mit Löwenpranken und einer Fülle von Schmuckmotiven herzustellen, waren die Drechsler viel gefragt. Ursprünglich ermöglichte es eine Art Fidelbohrer, abzdrehen, auszdrehen, auszubohren, zu schleifen, zu fräsen und zu polieren. Möbelschreinereien und Drechslerwerkstätten stellten im 17. Jahrhundert handwerkliche Produkte von höchster künstlerischer Vollendung her. Kommoden mit Schubladen und geschwungenen Füßen verdrängten in den Schlössern und Häusern der Oberschicht die uralte Truhe. Die Beherrschung des Handwerklichen durch die *Hofkistler*, eine verschwenderische Fülle dekorativer Erfindungen, ein Bewegungs- und Linienrhythmus, der die Schwere des Möbels nicht negierte, sondern nur neu formulierte, wurden zum Markenzeichen des höfischen Rokoko in Süddeutschland.

Highlights in der Geschichte des Zunfthandwerks stellten auch die kreativen Leistungen der bedeutenden Goldschmiede seit der Renaissance dar. Herrliche Prunkgefäße und mit reicher Ornamentik verzierte Pokale zeugen davon. Während der Edelmetallschwemme des 16. Jahrhunderts hatten Gold- und Silberschmiede eine gute Konjunktur. In Ulm, Esslingen, Gmünd und Biberach/Riß zeichneten sich die *Goldarbeiter* durch ihre hochkünstlerische Handwerklichkeit aus. In und um Schwäbisch Gmünd war damals auch das Schmuckhandwerk der Augsteindreher bzw. -schneider aufgekommen. Im ausgehenden 17. Jahrhundert zog dann in Gmünd die große Zeit der Silberwarenherstellung herauf, sind Beindrechsler bezeugt und begann die Herstellung der ersten Uhren aus Holz im Schwarzwald, die Nachbauten von böhmischen Fabrikaten waren. Viele Handwerkerschicksale belegen, wie aus der Formkraft der Zunft die «Kunst als Handwerk» erwuchs. Die drei Kammachersöhne Dinglinger aus Biberach/Riß 69 fanden sich nach Lehrjahren u.a. in Ulm und nach den obligaten Wanderjahren 1704 in Dresden zusammen, um hier am prachtliebenden Königshof atemberaubende Schöpfungen der Juwelierkunst zu vollbringen, denen der zeitgenössischen Architektur und des Theaters ebenbürtig.

Landesherrn bevorzugen den Mittelstand und setzen eigenes Handwerkerrecht

Seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert sind in schwäbischen Reichsstädten gewöhnlich acht Zünfte bzw. zünftische Organisationen nachzuweisen, in denen jedoch im Verlaufe der Jahrhunderte mit der zunehmenden Aufteilung des Handwerks in Sonderberufe eine wachsende Zahl von Einzelhand-



Ordnung der Meister und Knecht des Schuhmacher-Handwerks im Herzogtum Württemberg von 1687.

werken zusammengeschlossen wurde. Der Schneiderzunft in Ravensburg gehörten zeitweilig 23 Handwerke an, darunter auch Apotheker, Beindreher und Papiermacher, jedoch nicht die Weber. Lichtermacher und Seifensieder wurden in Reutlingen der Metzgerzunft zugeordnet. Zu den jüngeren, erst seit dem 16. Jahrhundert im schwäbischen Raum nachweisbaren Handwerksberufen zählten die von Nürnberger und Straßburger Vorbildern beeinflussten Zinngießer, die Zirkelschmiede, die Zuckerbäcker, die Perückenmacher, die Uhrmacher und die Strumpfwirker, für deren Aufkommen die aus Westeuropa importierten Wirkstühle entscheidend war. In Ravensburg waren 1822 insgesamt 66 Einzelhandwerke mit über 500 Meistern und nur etwa 150 Gesellen ansässig.

Die Anzahl der Zunftmeister sowie ihrer Gesellen und Lehrlinge schwankte im Verlaufe der Jahrhunderte, war abhängig von Konjunkturen und Krisen. Schrumpften Märkte und Absatz, kam es innerhalb der Zünfte häufig zu Konflikten um die Neuverteilung des Angebots an bezahlter Handwerksarbeit. «Geschlossene» Zünfte reglementierten die Zahl der Meister und Gesellen. Auch die Zunftrechtsgebühr wurde zum Nachteil des Nachwuchses erhöht und Konkurrenz damit ausgeschaltet. Viele junge Gesellen hatten nur über die Ehe mit einer verwitweten älteren Meisterin die Chance, zur Meisterstellung aufzusteigen. Angestaute Unzufriedenheit unter den vielen brotlosen Handwerksgehlen entlud sich in Gesellenaufständen. Eine restriktiv gehandhabte Aufnahme von neuen Zunftmitgliedern diente in der vorindustriellen «Knappheitsgesellschaft» als Mittel, den Arbeitsmarkt zu steuern. Der Brauch bzw. der Zwang des Gesellenwanderns mit kontrolliertem Wanderbuch, oft mit Strapazen und Entbehrungen verbunden, wurde sowohl als Instrument der beruflichen Weiterbildung als auch der Arbeitsmarktentlastung genutzt.

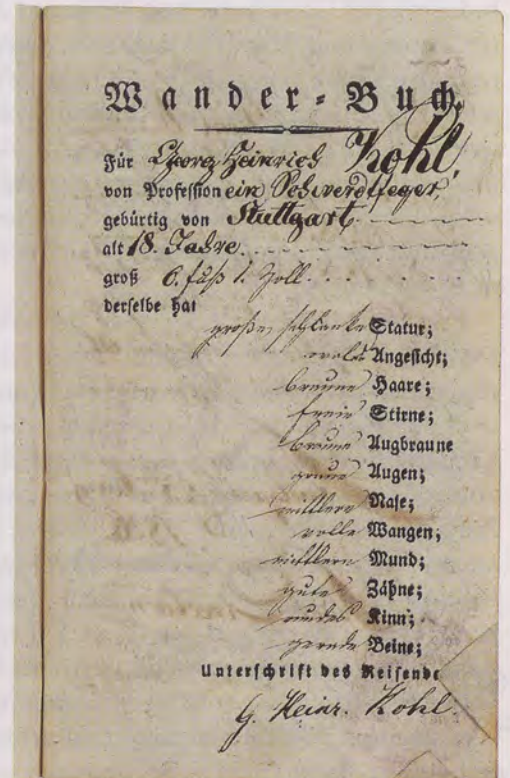
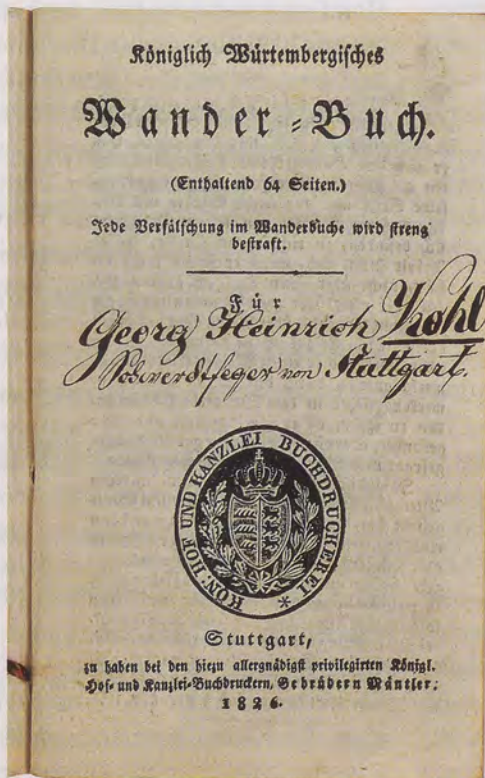
Im Herzogtum Württemberg präsentierten sich während des 18. Jahrhunderts hinsichtlich der Zahl der ortsansässigen Zünfte die beiden Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg als gewerbereichste Standorte, nicht zuletzt wegen der Nachfrage der fürstlichen Hofhaltungen. Inzwischen übten die

souverän gewordenen Territorialherren das Recht aus, eigene Zünfte in ihren Ländern einzurichten und entsprechendes Handwerksrecht zu setzen. Anfänge einer territorialstaatlichen Mittelstandspolitik wurzelten schon im 16. Jahrhundert, als sich die patriarchalische Fürsorge für die Gesamtheit der Landeskinder als eine leitende Idee der landesfürstlichen Politik herauszuschälen begann. Die Zwangsinnung und eine feste Berufsordnung für das Handwerk lagen im besonderen Interesse des aufgeklärten Staates des ausgehenden 18. Jahrhunderts und dienten namentlich dem übergeordneten Ziel nach Mehrung des Gesamtwohls, dem sich auch die Zünfte unterzuordnen hatten.

Gewerbefreiheit contra Zunftverfassung – im Königreich Württemberg 1861 Zünfte aufgehoben

Unter dem Eindruck der französischen Revolution und der aus dem napoleonischen Frankreich über den Rhein schallenden Parole «Gewerbefreiheit» mehrten sich auch in den deutschen Staaten die Fürsprecher für eine Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte der Zünfte. Sie würden den erheblich veränderten oder sich verändernden Zeitverhältnissen, namentlich der freien Entfaltung der Gewerbe, widersprechen. Schon in den 1790er-Jahren modifizierte das preußische Landrecht die Zunftverfassung und erlaubte die Zulassung von Freimeistern.

Königlich Württembergisches Wander-Buch für Georg Heinrich Kohl (Junior), seines Zeichens «Schwerdtfeger», also Waffenschmied, in Stuttgart von 1826.



England beschränkte sich bei seiner Gewerbe reform darauf, lediglich Hindernisse hinwegzuräumen, die durch die Zünfte, die crafts, einer freieren gewerblichen Entwicklung entgegenstanden. Ähnlich verfuhr Preußen, als es seit 1810 die Gewerbefreiheit herstellte und, deren Gefahren scheuend, jahrzehntelang Gewerbefreiheit und Zunftrecht nebeneinander bestehen ließ, jedoch den Zünften den Stachel ihrer Bann- und Exklusivrechte nahm. Für eine Beibehaltung der Zünfte sprach auch ihre inzwischen staatstragende Rolle.

Behutsamer als Preußen nahm das Königreich Württemberg, um mögliche nachteilige Folgen der Gewerbefreiheit zu vermeiden, die notwendige Reform des Gewerbe rechts in Angriff. Den Anfang machte die Gewerbeordnung von 1828, die alte zünftische Zwangsrechte einschränkte, aber die Zünftigkeit für 44 Gewerbe beibehielt. Aufgehoben wurden u.a. die Vorrechte der Meister-Kinder und der Wanderzwang, den Preußen erst 1831 kassierte. Vorbedingungen zur Führung eines Meisterbetriebes blieben die Volljährigkeit, das erworbene Meisterrecht und das Gemeindebürgerrecht am Ort der Gewerbe-Niederlassung. Während sich in Preußen ein angespanntes Neben- und Gegeneinander zwischen zünftigen und unzüftigen Meistern gleicher Branchen entwickelte, blieb das württembergische Handwerk in die nicht zuletzt als moralische Institution wirkenden Zünfte eingebunden. Der liberale Staatswissenschaftler Robert von Mohl gebrauchte 1844 die Formel: Das Handwerk bedarf der Zünfte, die Industrie der Gewerbefreiheit. Während der schweren Agrar- und Handelskrisen vor, während und nach der Revolution von 1848/49 hat sich die wirtschaftliche Situation des württembergischen Handwerks erheblich verschlechtert, doch wurde seine Bedeutung als wichtigster Kern der mittelständischen bürgerlichen Gesellschaft trotz des Vordringens und des Konkurrenzdrucks der Textilindustrie nicht gemindert.

Erst der vorliegende Entwurf der Allgemeinen Deutschen Gewerbeordnung zwang die beiden zögernden südwestdeutschen Staaten zum Handeln und zur Herstellung der Gewerbefreiheit, die im Königreich Württemberg durch Gewerbeordnung von 1861 gewährt wurde. Sie führte zunächst zur Zunahme von Klein- und Alleinmeistern und damit zu einer Übersetzung einzelner Branchen. Mit Aufhebung der Zünfte mussten auch ihre teilweise bedeutenden Vermögenswerte und ihre Gemeinschaftseinrichtungen aufgelöst werden. In Abkehr vom alten Zunftgeist entwickelten sich, wenn auch sehr zögernd, Gewerbevereine und schließlich auf freiwilliger Basis Handwerksinnungen als anfangs



Tischzeichen der Bäcker in Kirchheim/Teck von 1779.

wenig befriedigende Organisationen der Selbsthilfe. Mit der Gewebenovelle von 1897, auch als deutsches Handwerkerschutzgesetz oder Handwerker gesetz bekannt geworden, erfüllten Reichstag und Regierungen die Forderung des Handwerks nach «Zwangsinnungen» und nach einer neuzeitlichen Handwerksorganisation. Hierzu gehörte auch der gesetzliche Schutz des Meistertitels. Seit 1899 bestehen in Südwestdeutschland zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen des Handwerks und als mittelbare Organe der Staatsverwaltung Handwerkskammern.

Über Jahrhunderte zeichnete sich Württemberg im Unterschied zu anderen Ländern durch seine relativ hohe Handwerksdichte aus, d. h. die Zahl der Handwerksbetriebe bzw. der Handwerksbeschäftigten auf 1000 Einwohner. Die Landeshauptstadt Stuttgart ging bis um die Mitte des 20. Jahrhunderts mit gutem Beispiel voran. Als Stuttgart 1938 längst zu einer bedeutenden, modernen Industriestadt herangewachsen war, waren die Geschäfte der bereits über ein halbes Jahrtausend alten Handwerksberufe noch allgegenwärtig. Zu ihnen zählten im damaligen Stuttgart mit seinen 444 832 Einwohnern insgesamt 555 Bäckermeister, 412 Schneidermeister (für Herren), 350 Metzgermeister, 326 Schuhmachermeister, 247 Schreinermeister, ferner 75 Kübler, 67 Töpfer, 69 Sattler und Riemer, 50 Schmiede und 11 Messerschmiede sowie 14 Kupferschmiede, 32 Wagner und 17 Korbmacher.

Noch heute wollen wir Leistungen des alten Handwerks in unserem täglichen Leben nicht missen. Wer wollte schon auf die geschätzte Brezel verzichten, auf das von Hand geformte bildhafte Gebäck, eine viel geschätzte Erfindung des alten Bäckerhandwerks. Die Brezel wurde zum Zunftzeichen der Bäcker, entzieht sich aber noch heute allen wissenschaftlichen Deutungsversuchen.

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.


Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,
was er kann. Ausstellungen sind teuer,
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen
wir von der Württemberger Hypo seit
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,
Kunst dadurch zu fördern, dass zeitgenössische
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiss: Eine Bank ist keine Galerie.

Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, dass es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer
Hypo 

Ulrich Klein «Eines ehrsamten Handwercks Insigel» –
Zunft- und Handwerkersiegel aus Württemberg



Im Jahre 1939 veröffentlichte Werner Fleischhauer in den *Blättern für Württembergische Familienkunde* eine listenartige Übersicht über die damals im Stuttgarter Schlossmuseum aufbewahrten Siegelstempel. Wie auch aus der Stelle hervorgeht, an der diese Publikation erschien, hatte sie den Zweck, die familien- und landesgeschichtliche Forschung über diese Quellengattung zu informieren. Unausgesprochen war der Artikel aber vielleicht auch dadurch veranlasst, dass 1929 aus der Sammlung König-Warthausen en bloc eine Serie von 260 Siegelstempeln fast ausschließlich des württembergischen Raums erworben worden war. Durch diesen Zuwachs wurde der bisherige Bestand mehr als verdoppelt. Er war seit der Gründung der Staatssammlung vaterländischer Altertümer im Jahre 1862 eher zufällig durch die Zuweisungen von Behörden, durch Geschenke und einzelne Ankäufe zusammengekommen.

Fleischhauer zählte rund 500 Typare auf und gliederte seine Zusammenstellung in verschiedene, sich gegenseitig ergänzende Verzeichnisse. Dementsprechend enthielt der Beitrag eine Liste der Herkunftsorte und mehrere Rubriken, die sich an den Namen und am Stand der jeweiligen Siegelführer orientierten. Außerdem wurde jedes Stück – sofern es keine Jahreszahl trug – grob durch die Angabe des Jahrhunderts datiert. Als Blickfang bildete Fleischhauer Abdrücke der Siegel des Sindelfinger Chorherrenstifts von 1477 mit dem hl. Martin sowie des Schultheißens und der Bürger von Rottweil aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem heraldischen Adler ab.

Nachdem die Siegelsammlung den letzten Krieg so gut wie unbeschadet überstanden hatte und das Schlossmuseum mit der Vor- und Frühgeschichtlichen Abteilung der Altertümersammlung zum Württembergischen Landesmuseum vereinigt worden war, wurde 1956 der recht umfangreiche neben den Typaren vorhandene Bestand an Siegelabdrücken aus Wachs und Siegellack an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart abgegeben. Aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen gingen damals auch 109 Siegelstempel ans Archiv über. Es handelte sich um zwei recht willkürlich aus dem Komplex König-Warthausen herausgenommene Blöcke sowie

Von oben nach unten: Lackabdrücke der Siegel der Zimmerleute in Kirchheim unter Teck, der Brenztaler Bergwerkszunft in Königsbronn und der Metzger in Münsingen.

um sechzehn Typare der Staats- und Hofämter und zwei weitere Stempel. Mit einigen inzwischen neu hinzugekommenen Stücken umfasst die Siegelstempelsammlung des Württembergischen Landesmuseums somit derzeit etwas mehr als 400 Objekte. Sie werden im Münzkabinett aufbewahrt, was insofern ja durchaus sinnvoll ist, weil zumindest in vorindustrieller Zeit die Münz- und Siegelstempel häufig von denselben *Eisengrabern* angefertigt wurden.

Die Zünfte und ihre Siegel

Die Zünfte waren bekanntlich im Mittelalter vor allem in den Städten entstandene und bis ins 19. Jahrhundert bestehende Standesorganisationen selbstständiger Handwerker. Ihr Zweck war die wirtschaftliche Förderung und die Sicherung des Bestands ihres Gewerbes sowie die berufliche Ausbildung des Nachwuchses. Teilweise hatten sie auch einen darüber hinausgehenden politischen Einfluss. Normalerweise konnte überhaupt nur der ein Gewerbe ausüben, der Mitglied einer Zunft war. So vererbten sich die Berufe auch häufig in ein und derselben Familie. In der Auseinandersetzung mit der städtischen und staatlichen Obrigkeit verloren die Zünfte aber seit dem 17. Jahrhundert fortwährend an Bedeutung. Die Einführung der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert brachte ihr endgültiges Ende.

Die Selbstverwaltung und Selbstdarstellung der Zünfte erfolgte nach festgelegten, von der Tradition geprägten Vorschriften und Riten. Hierbei spielten die sogenannten Zunfaltertümer eine wichtige Rolle. Zu ihnen gehörten vor allem die Zunftlade, der Zunftpokal sowie besondere Zunfttafeln und weitere Zunftzeichen. Zur Beglaubigung der ebenfalls nach festen Regeln und Formeln ausgefertigten Handwerksbriefe, die als Zeugnisse und sonstige Bestätigungen dienten, wurden spezielle Zunftsiegel verwendet. Sie sind heute noch in Form der erhalten gebliebenen Typare oder in Abdrücken auf den entsprechenden Dokumenten greifbar. Dabei kommt es so gut wie nicht mehr vor, dass man Siegelstempel und Abdruck noch zugleich nachweisen kann.

Als Bilder tragen diese Siegel meistens emblemartige Darstellungen von typischen Produkten oder – wie das bereits auch Werner Fleischhauer festgestellt hat – von charakteristischen Werkzeugen und Geräten. Vereinzelt begegnen auch andere Motive wie die Schutzheiligen und Patrone des jeweiligen Gewerbes, und manchmal ist auch das Stadtwappen mit einbezogen. Dabei gibt es entsprechend den Fähigkeiten der mit der Herstellung der Stempel befassten Graveure und entsprechend der Be-

deutsches **uhrenmuseum**



gerwigstraße 11
d-78120 furtwangen
telefon 07723-920117
fax 07723-920120

öffnungszeiten

1. april - 31. oktober
täglich 9.00 - 18.00 uhr

1. november - 31. märz
täglich 10.00 - 17.00 uhr

24. - 26. dez. geschlossen

über 5.000 Uhren aus aller Welt:
größte Sammlung von Schwarz-
walduhren weltweit

deutung der verschiedenen Zünfte ein großes Spektrum von relativ einfach gestalteten bis zu künstlerisch ausgearbeiteten Bildern. Häufig zeigen die Siegel nicht nur einen einzelnen oder auch mehrere nebeneinandergestellte Gegenstände, sondern ein nach den Regeln der Heraldik wiedergegebenes Wappen mit Schild, Bekrönung, Helm und Helmzier oder Schildhaltern. Diese Darstellungen bilden somit ein eigenes, allerdings eher etwas am Rande stehendes Spezialgebiet der Wappenkunde.

Eine besondere Gruppe der Zunftsiegel verkörpern die Stücke, die von mehreren verwandten oder – wie dies meist in kleineren Orten der Fall war – von allen in einer gemeinsamen Zunft zusammengefassten Handwerken verwendet wurden. Diese Gruppensiegel zeigen dementsprechend eine mehr oder weniger systematisch angeordnete, größere Anzahl verschiedener Symbole oder Wappen. Obwohl die Siegelbilder vielfach aus sich heraus verständlich sind und auch mit Hilfe der Umschriften zugeordnet werden können, hat der heutige, mit der Geschichte des jeweiligen Handwerks nicht unbedingt vertraute Betrachter mitunter doch seine Schwierigkeiten, das eine oder andere der dargestellten Geräte zu benennen und seinen Verwendungszweck zu erschließen. Handelt es sich doch verschiedentlich auch um Gegenstände, die auf den Siegeln noch immer erschienen, obwohl sie schon längere Zeit nicht mehr verwendet wurden.



1



2



3



4



5



6



7



8



9



10



11



12



13



14



15

Zunft- und Handwerker-Siegel aus Württemberg

Seitenverkehrte Wiedergabe der Originalstempel
im Maßstab 1:1

1 Bäcker, Großbottwar

2 Metzger, Münsingen

3 Leinenweber, Untergröningen

4 Strumpfwieber, Tuttlingen

5 Schneider, Untergröningen

6 Schmiede und Wagner, Waiblingen

7 Nadler, Stuttgart

8 Gürtler, Stuttgart

9 Zimmerleute, Kirchheim unter Teck

10 Küfer, Brackenheim

11 Küfer, Kirchheim unter Teck

12 Zimmerleute und Maurer, Markgröningen

13 Schuhmacher, Tübingen

14 Brenztaler Bergwerkszunft, Königsbronn

15 Chirurgen, Rottenburg



16



17



18



19



20



21



22



23



24



25



26



27



28



29



30



31



32

16+17 Schlosser, Büchsen-, Uhr- und Windenmacher, Esslingen

18 Schlosser, Büchsen- und Windenmacher, Esslingen

19 Sämtliche Handwerker, Esslingen

20 Handwerker, Dischingen

21+22 Handwerker, Fridingen an der Donau

23 Schlosser, Schreiner und Glaser, Fridingen an der Donau

24+25 Handwerker, Mühlheim an der Donau

26 Seifensieder, Waiblingen

27 Messerschmiede, Tuttlingen

28 Hafner, ohne Ortsangabe (Tuttlingen ?)

29 Glaser, Tuttlingen

30 Schreiner, Waiblingen

31 Handelsleute, Tuttlingen

32 Schlosser und Messerschmiede, Waiblingen

Die 32 hier in Originalgröße abgebildeten Zunft- und Handwerkersiegel, die einen repräsentativen Querschnitt bieten sollen, gehören dem 17. bis 19. Jahrhundert an und stehen damit jeweils auch für den Stil ihrer Zeit. Es handelt sich um seitenverkehrte Wiedergaben der Typare selbst, sodass man ihre Beschriftung richtig lesen kann. Außerdem sind die Aufnahmen so beleuchtet, dass die vertieft geschnittenen Darstellungen gleichsam plastisch hervortreten. Insgesamt 21 der herangezogenen Stücke werden auch in der Zunft-Ausstellung im Alten Schloss gezeigt. Sie stammen nicht nur aus der Sammlung des Württembergischen Landesmuseums, sondern auch aus den Heimatmuseen in Kirchheim unter Teck, Königsbronn, Münsingen und Waiblingen. Die übrigen elf Beispiele sind dagegen aus dem Stuttgarter Bestand ausgewählt.

Am Anfang stehen zwei Belege von Gewerben, die mit der Herstellung von Lebensmitteln befasst waren. Das S(iegel) DES B(äckerhandwerks) I(n) D(er) ST(ad)t GROSBOTWAR zeigt eine gekrönte, von zwei Löwen gehaltene Brezel, die gleichsam aus einem Mühlrad herauswächst. Darunter sind wohl zwei kleine Brote und ein Mühleisen wiedergegeben (Abb. 1). So bezieht diese Darstellung unausgesprochen auch die Müller mit ein. Die Metzger von Münsingen siegelten mit einem Ochsenkopf und einem Beil (Abb. 2). Außerdem erscheint auf ihrem Stempel über dem verzierten Schild das Stadtwappen, das gerade im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur aus einer einzelnen Hirschstange bestand, sondern wie das württembergische Stammwappen drei Hirschstangen umfasste. Der textile Bereich ist durch die Leinenweber und Schneider von Untergröningen (Abb. 3 und 5) sowie die Strumpfweber von Tuttlingen (Abb. 4) vertreten. Ihre Symbole bestehen aus Weberschiffchen und Weberkamm, Schere und zwei Strumpfgestriken. Die Umschrift des INSIGELs der SCHNEID(er) ZUNFFT IN U(nter)GREN(in)G(en) (Abb. 5) enthält eine ganze Reihe von Abkürzungen, deren Auflösung erst noch gefunden werden muss. Zum weiteren Umkreis der Gewerbe, die mit der Bekleidung zu tun hatten, gehört das ERBARE HANDW(erk) DER SCHVMACHER IN TUBINGEN. Sein Siegelbild ist ein prächtiger, gespornter Stulpenstiefel (Abb. 13).

Metallverarbeitende Zünfte waren beispielsweise die Schmiede und Wagner in Waiblingen sowie die Nadler und Gürtler in Stuttgart. Der ganz einfach gestaltete Stempel aus W(aib)L(ingen) trägt die Jahreszahl 1790 und zeigt verschiedene Werkzeuge, die um ein Hufeisen und ein Wagenrad gruppiert sind

(Abb. 6). Die Stuttgarter Nadler präsentieren ihre typischen Instrumente und Produkte wie einen triangel förmigen Drillbohrer, Kleiderhaften (Haken und Öse) sowie Steck- und Nähnaedel (Abb. 7). Die Gürtler des gleichen Orts führten ein auf 1695 datiertes, heraldisch durchgestaltetes Siegel mit Amboss, Messer, Hammer und Zirkel als spezifisches Handwerkszeug (Abb. 8). Bei den Zimmerleuten von Kirchheim unter Teck sind dies Zirkel, Hammer, Beil, Winkel und Säge (Abb. 9), während auf dem aus zwei Schilden zusammengesetzten ZUNFTSIGNETH der Z(immer)L(eute und) M(aurer) aus MARCKGRÖNINGEN die jeweiligen Gerätschaften zur Holz- und Steinbearbeitung nicht alle so eindeutig zu benennen sind (Abb. 12). Nicht nur die gleichen Gegenstände wie Fass, Fassheber und Schlägel, sondern auch eine ähnliche Komposition weisen die wappenartig gestalteten Stempel der Küfer in Brackenheim (Abb. 10) und in Kirchheim unter Teck (Abb. 11) auf. Das Kirchheimer Siegel trägt außerdem auch das Stadtwappen in Gestalt des mit Kesselrinnen besetzten Kreuzes.

Ein besonders reizvolles und singuläres Motiv zeigt der schon des öfteren abgebildete Siegelstempel DER WÜRTEMBERG(ischen) BRENTZTH(aler) BERGWERCKSZVNFFT aus Königsbronn (Abb. 14). Es besteht aus der Wiedergabe des alten, zwischen zwei Schmelzöfen gestellten «redenden» Wappens des Klosters Königsbronn in Form eines Mannes, der eine Brunnenschale mit dem darauf stehenden König Albrecht als Klosterstifter emporstemmt. Da der König seinerseits einen Schild mit dem von Herzog Eberhard Ludwig 1695 eingeführten fünffeldigen württembergischen Herzogswappen hält, ergibt sich für den Siegelstempel eine Datierung auf den Beginn des 18. Jahrhunderts. Gerade damals wurde die Eisenproduktion auf der Ostalb besonders intensiv betrieben. Eine Darstellung, die ebenfalls aus dem Rahmen der üblichen Zunft- und Handwerkersiegel etwas herausfällt, nämlich das Bild der inschriftlich benannten Märtyrer und Patrone Cosmas und Damian, zierte das Siegel der Chirurgen von Rottenburg (Abb. 15). In einem ganz ursprünglichen Sinne des Wortes handelte es sich auch bei ihnen durchaus um «Handwerker».

Ein schönes Beispiel für die stilistische Entwicklung einer Siegeldarstellung im Laufe der Zeit bieten drei Typare der Schlosser, Büchsen-, Uhr- und Windenmacher in Esslingen (Abb. 16–18). Auf dem ersten Stempel, der keine Umschrift, aber die Jahreszahl 1657 trägt, sind in den Winkeln zweier gekreuzter Radschlossbüchsen ein ziseliertes Tür- oder Truhenschloss, ein Vorhängeschloss und ein Sporn sowie eine Uhr und eine Winde wiedergegeben. Den

einzigsten Hinweis auf die Herkunft des Stücks bietet die ganz unten angebrachte monogrammartige Abkürzung CE (für Civitas Esslingensis), mit der ja häufig auch der Adler des Stadtwappens belegt ist (Abb. 16). Der zweite Stempel, der ins 18. Jahrhundert gehört, zeigt eine ähnliche Komposition der nun auf einem Schild versammelten Produkte (Abb. 17). Dabei ist der Sporn ganz weggefallen, während an die Stelle der Büchsen zwei Pistolen getreten sind und die Schlösser sich in zwei gekreuzte Schlüssel verwandelt haben, die von der in der Mitte stehenden Uhr teilweise verdeckt werden. Außerdem erscheint darüber der Esslinger Wappnadler, und in der jetzt beigegebenen Umschrift werden zusammen mit der Ortsangabe D(er) F(reien) R(eichsstadt) ESSLINGEN die vier Handwerke angeführt. Die Darstellung des dritten Siegels, auf dem die Uhrmacher nicht mehr vertreten sind, ist ganz dem Klassizismus verpflichtet (Abb. 18). Auf dem Stumpf einer geborstenen antiken Säule, die auf einem Grasboden steht und aus der oben Zweige herauswachsen, ist ein Wappenschild mit zwei gekreuzten Schlüsseln angebracht, und an den Seiten sind eine Winde sowie eine Flinte angelehnt. Aus der Umschrift, die den ZUNFTVEREIN DER SCHLOSSER, BÜCHSEN(-)

U(nd) WINDEN(macher) IN ESSLINGEN nennt, geht deutlich hervor, dass die alte Reichsstadtherrlichkeit der Vergangenheit angehört.

Wenn diese drei Stempel den Zusammenschluss einiger verwandter Gewerbe veranschaulichen, so gibt es gerade von Esslingen auch ein Siegel DER SEMPTLICHEN HANTWERCK(er) (Abb. 18). Das Typar ist ganz ähnlich gestaltet wie das zweite der Schlosser und ihrer Kollegen. Gleichsam exemplarisch sind in den Winkeln eines mit dem Stadtdler besetzten Blumenkreuzes kleine ovale Schilde mit den Symbolen der Tuchmacher, Weber, Hutmacher und Schneider angebracht. Dabei fällt auf, dass es sich ausschließlich um Handwerke der Textilherstellung und -verarbeitung handelt.

Regelrechte Sammel-Siegel EIN(es) EHRSAMEN HANDWERCK(s) bzw. DER ERSAM(en) HANDWERCKER wurden beispielsweise in Dischingen (bei Heidenheim) oder in Fridingen an der Donau verwendet (Abb. 20 und 21). Auf dem Dischinger Stempel, der auch schon in einer 1889 erschienenen Veröffentlichung über *Zunft-Wappen und Handwerker-Insignien* angeführt, aber irrtümlich in Ditzingen lokalisiert wurde, sind in regelmäßiger Anordnung elf Handwerker-Embleme wiedergegeben (Abb. 20).

Einmalig im Großraum Stuttgart

Die neue Dimension des Wohnens

5
 * STERNE
 * WOHNEN
 * Service
 * inklusive

Zeit für die wichtigen Dinge des Lebens – in einer Eigentumswohnung mit einem umfassenden Dienstleistungsangebot. Der Service ist im Kaufpreis der Wohnung bereits enthalten – fünf Jahre lang. Und noch in diesem Jahr können Sie einziehen.

S Leinf.-Echterdingen

In den Gärtlesäckern
 Attraktive 2-, 3- oder 4-Zimmer-Wohnungen bis ca. 101 m² Wohnfläche nahe der Ortsmitte. S-Bahn-Station und Busbahnhof sind ebenfalls ganz in der Nähe.

Herr Betz berät Sie gerne.
 Telefon 07 11/21 77-131.

S Stuttgart

Burgholzhof,
 Yitzhak-Rabin-Straße
 Großzügige 2- bis 4-Zimmer-Wohnungen mit Wohnflächen von ca. 53 m² bis ca. 89 m². TG-Stellplätze können frei hinzuerworben werden.

Herr Wirth berät Sie gerne.
 Telefon 07 11/21 77-135.

S Ostfildern

Scharnhäuser Park
 Gut geschnittene 2- bis 4-Zimmer-Wohnungen mit Wintergarten, Terrasse oder Dachterrasse. Wohnflächen von ca. 60 m² bis ca. 120 m². TG-Stellplätze können frei hinzuerworben werden.

Herr Betz berät Sie gerne.
 Telefon 07 11/21 77-131.

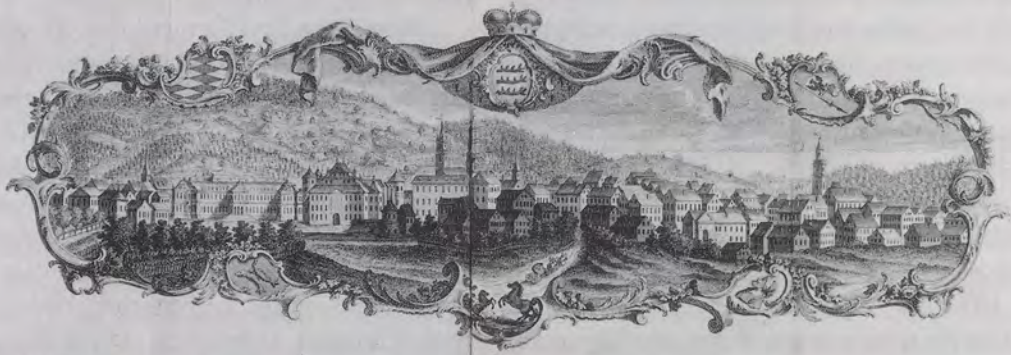
An allen Standorten ist eine Musterwohnung zu besichtigen. Vereinbaren Sie einen Termin!



LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH
 Katharinenstraße 20 · 70182 Stuttgart · Tel. 07 11/21 77-2 20 · Fax -3 94

BAUEN AUF SICHEM GRUND

www.leg-bw.de



Sie geschworne Ober- und andere Meistere des Loblichen *Städtischen* Magistrate Handwerks
 in der Herzoglich-Württembergischen Haupt- und Residenz-Stadt Stuttgart bescheinen hiemit, daß gegenwärtiger Gesell,
 Namens *Johann Jacob Becker* ein Schmied von *Stuttgart* gebürtig, so 19. Jahr alt, und von Statur *stark*
 auch *schon* Haare ist, bey uns allhier *ein* Jahr 25. Wochen in Arbeit gestanden, und sich solche Zeit über *treu*, fleißig, still,
 friedsam und ehrlich, wie einem ehrliehen Gesellen gebühret, verhalten hat, welches wir also attestiren, und deshalb unsere sämtliche Mit-Meist-
 er, denselben nach Handwerks-Gebrauch, überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen. Geben Stuttgart, den 25. Junij 1767.

T. Ober-Meister

Johann Friedrich Beckler
Johann
Meister Elba Rosen
Meister H. v. d. H. v. d. H.
Meister



T. Meister, so obiger Gesell in Arbeit gestanden.

Johann Jacob Becker



Gesellenbrief («Kundschaft») der Schmiede und Wagner von Stuttgart für Johann Jacob Becker aus Stuttgart. Ausgestellt am 25. Juni 1767. Mit dem Siegel der Huf- und Waffenschmiede (Durchmesser 2,7 × 3 cm). Originalgröße des Blatts 35,5 × 50,5 cm, der Stadtansicht 14 × 39,5 cm.

Beim Fridinger Typar kommt zu neun kleinen Ovalschilden als Zeichen der Landeshoheit der österreichische Bindenschild hinzu (Abb. 21). Er ist nicht mit dem Stadtwappen zu verwechseln, das auf den quergeteilten Schild der Grafen von Hohenberg zurückgeht. Ein zweiter, ähnlich gestalteter Fridinger Stempel mit identischer Beschriftung begnügt sich dagegen mit vier Symbolen und dem Bindenschild (Abb. 22), während ein drittes Stück mit den Emblemen der Fridinger Schlosser, Schreiner und Glaser die Namen dieser Gewerbe auch in der Umschrift nennt (Abb. 23). Einfach durch Linien unterteilt sind zwei gleichartige, auf 1719 datierte Siegelstempel der Handwerker in Mühlheim an der Donau (Abb. 24 und 25). Der eine ist den textilen

Gewerben und wohl den Schuhmachern gewidmet (Abb. 24), während auf dem zweiten unter anderem die Abzeichen der Töpfer, Gerber und Zimmerleute zu erkennen sind (Abb. 25).

Den Übergang vom heraldisch gestalteten Zunftwappen zum schematisch wiedergegebenen «Signet» oder zum fast nur noch aus Schrift bestehenden Siegelbild mögen abschließend einige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert illustrieren. Der Stempel der SEIFENSIEDER-ZUNFT IN WAIBLINGEN erinnert mit dem von zwei Löwen gehaltenen «Lichterstock» daran, dass zu diesem Gewerbe auch immer die Herstellung von Kerzen gehört hat (Abb. 26). Während die Abzeichen der Messerschmiede und Glaser in Tuttlingen (Abb. 27 und 29) sowie der Schreiner in Waiblingen (Abb. 30) die traditionellen Darstellungen aufgreifen und aus sich heraus verständlich sind, ist die Aufsicht eines Hammers (?) als Symbol einer nicht lokalisierten HAFNER(-)ZUNFT, die der Herkunft des Stempels nach in oder bei Tuttlingen ansässig war, merkwürdig (Abb. 28). Die um einen Warenballen gruppierten Attribute des Merkur und ein daraufstehender Hahn symbolisieren die Regsamkeit der als HANDLUNGSINNUNG DES OB(er)AMTS signierenden Kaufleute aus TUTTLINGEN (Abb. 31), und beim Siegel des ZUNFT-



Gesellenbrief («Kundschaft») der Stuttgarter Bäcker für Johann Georg Grimm aus Enzweihingen. Ausgestellt am 4. April 1779. Mit dem Siegel des BECKENHANDW(erks) (Durchmesser 3,5 cm). Originalgröße des Blatts 39,5 x 50,5 cm, der Stadtansicht mit Zierrahmen 33 x 44,5 cm.

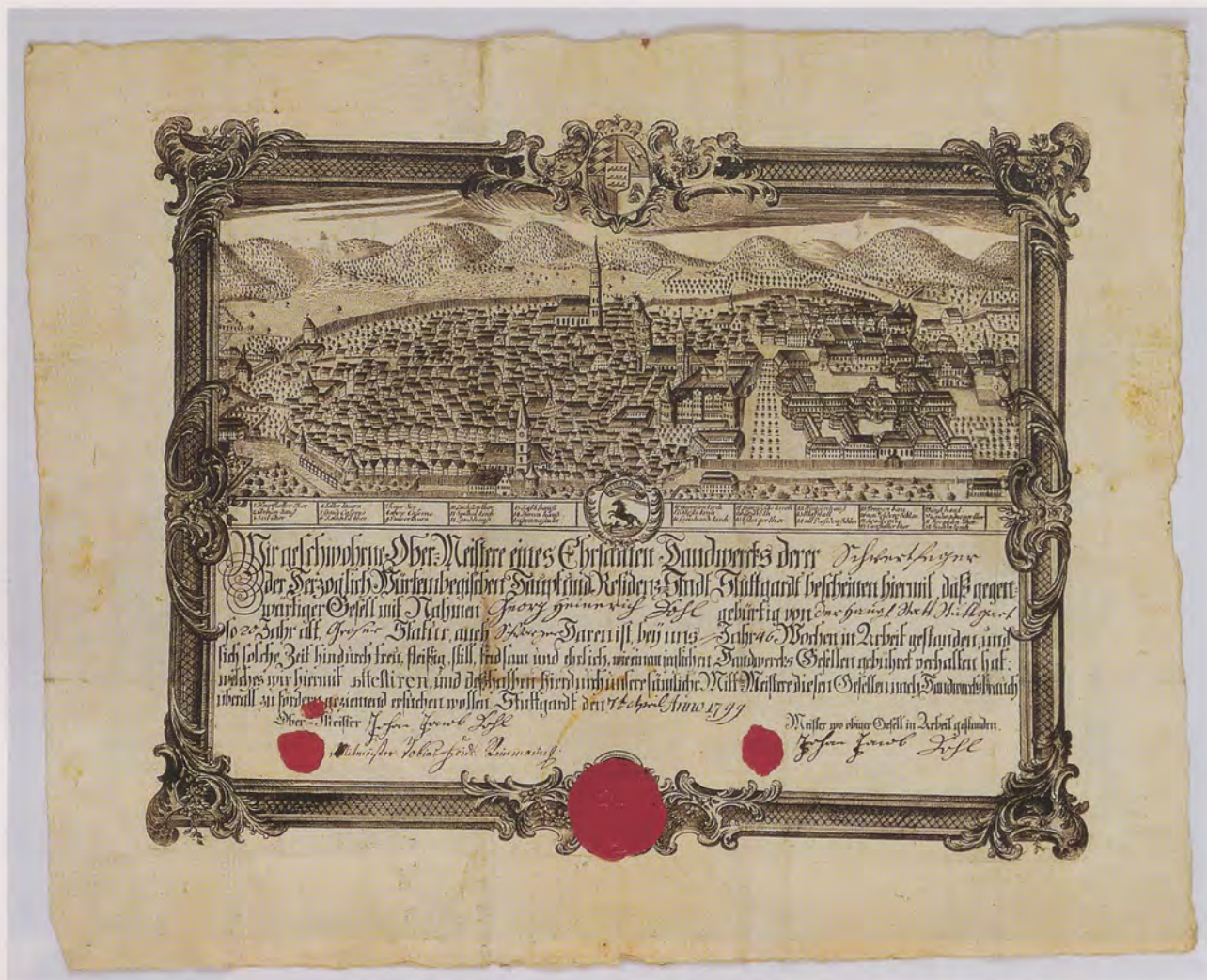
VEREIN(s) D(er) SCHLOSSER U(nd) MESSER-SCHMIEDE ZU WAIBLINGEN besteht das spärliche bildliche Element nur noch aus zwei gekreuzten Lorbeerzweigen (Abb. 32).

Drei Stuttgarter «Kundschaften» aus dem 18. Jahrhundert

Wie schon gesagt, sind die Zunftsigel nicht nur durch erhalten gebliebene Originaltypare, sondern auch in Form von Abdrücken auf den damit beglaubigten Dokumenten überliefert. Dazu gehören vor

allem die sogenannten Handwerksbriefe, bei denen drei verschiedene Arten, die Lehr-, Gesellen- und Meisterbriefe, zu unterscheiden sind. Die Lehrbriefe wurden nach der erfolgreich abgeschlossenen Lehre ausgestellt, in den Gesellenbriefen oder «Kundschaften» wurde den auf der Wanderschaft befindlichen Gesellen die Dauer ihres jeweiligen Arbeitsverhältnisses bei einem bestimmten Meister bestätigt, und die Meisterbriefe bezogen sich auf die Anfertigung eines Meisterstücks. Von den bei der Zunft-Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum gezeigten Beispielen werden hier drei Stuttgarter «Kundschaften» aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vorgestellt. Da die Zunftordnungen den Gesellen eine in der Regel dreijährige Wanderschaft vorschrieben, auf der sie jeweils einige Zeit besonders in solchen Orten arbeiten sollten, in denen ihr Handwerk in Blüte stand, gibt es gerade von dieser Art von Handwerksbriefen durchaus noch Belege.

In allen drei Fällen handelt es sich um gedruckte, dekorative Formulare mit einem Format von etwa 40 x 50 cm, die von allen Zünften verwendet werden konnten. Sie bestehen aus einer in der oberen Hälfte



(C) Gesellenbrief («Kundschaft») der Stuttgarter Schwertfeger für Georg Heinrich Kohl aus Stuttgart. Ausgestellt am 7. April 1799. Mit dem persönlichen Siegel des Ober-Meisters Johann Jakob Kohl (Durchmesser 1,7 × 2 cm) und dem Siegel der SCHWERTFEGER IN S(t)UTTGARDT (Durchmesser 3,8 cm). Originalgröße des Blatts 41,5 × 51,5 cm, der Stadtansicht mit Zierrahmen 33,5 × 41,5 cm.

wiedergegebenen Stadtansicht und dem darunter stehenden Text, in den die spezifisch-individuellen Daten von Zunft und Geselle jeweils handschriftlich eingetragen wurden. In dieser besonderen Form sind die «Kundschaften» nicht nur Belege für den beruflichen Werdegang im Rahmen des Zunftwesens, sondern darüber hinaus ikonographische Zeitdokumente. Dementsprechend haben sie – ähnlich wie die im letzten Heft der *Schwäbischen Heimat* behandelte Stuttgarter «Stadtmedaille» – auch im

kunstgeschichtlichen Zusammenhang durchaus ihren festen Platz. Sie sind beispielsweise im umfassenden Katalog von Max Schefold verzeichnet und werden – dann natürlich ohne den Text – gelegentlich auch abgebildet. So dient eine dieser Ansichten, die Gustav Wais in seinen Bildband über Alt-Stuttgart aufgenommen hat, in einer von Bernhard Zeller zusammengestellten Bildbiografie über Friedrich Schiller zur Illustration von Stuttgart zu der Zeit, als Schiller die Hohe Carlsschule besuchte.

Die erste der drei «Kundschaften» wurde am 25. Juni 1767 für den aus Stuttgart selbst gebürtigen Schmied- und Wagnersellen Johann Jakob Becker

ausgestellt (Abb. A). Sie ist mit dem Siegel der HVEFF V(nd) WAFFENSCHMID IN STVTTGART versehen, dessen Darstellung in der Tat von einem Hufeisen bestimmt wird, um das die beim Beschlagen verwendeten Gerätschaften gruppiert sind. Die Ansicht des Blatts zeigt eine Wiedergabe der Stadt von Norden, die bis ins 19. Jahrhundert hinein auch auf weiteren Drucken unverändert verwendet wurde. Sie wird von einer Rokokoeinfassung umrahmt, die vom Fürstenhut bekrönt ist, während einzelne Schilde und Kartuschen die Bestandteile des württembergischen Wappens sowie das Stadtwappen enthalten. Die Silhouette der Stadt reicht mit den jeweils umgebenden Häusern von der Leonhards- bis zur Hospitalkirche. Als neuere Bauwerke sind das Neue Schloss und eben der Turm der Hospitalkirche zu erkennen. Das Alte Schloss wird von dem damals im Innern zu einem Theater umgebauten Neuen Lusthaus fast völlig verdeckt.

Die beiden anderen Formulare zeigen jeweils eine Stadtansicht von Süd(ost)en. Hier ist auch der Text in den Zierrahmen mit einbezogen, der jetzt vom fünffeldigen Herzogswappen bekrönt wird. Das Stadtwappen befindet sich als Gegenstück dazu jeweils an der unteren Abschlussleiste des Bilds. Die ältere Version wurde am 4. April 1779 für den aus Enzweihingen stammenden Bäckergehilfen Johann Georg Grimm ausgefertigt (Abb. B). Das SIGILL (des) STUTTG(arter) BECKEN-HANDW(erks), das auf einer eigens dafür vorgesehenen Kartusche angebracht ist, zeigt die unvermeidliche, gekrönte und von zwei Löwen gehaltene Brezel. Zusätzliches Beiwerk sind drei Wecken in und unter der Brezel sowie das darüber erscheinende Stadtwappen. Der in der Ansicht festgehaltene bauliche Zustand der Stadt ist dadurch charakterisiert, dass der im Jahre 1757 abgebrannte und dann später abgerissene Neue Bau von Heinrich Schickhardt noch vorhanden ist und dass bei der vor dem Neuen Schloss errichteten Akademie ganz rechts der Bibliotheksflügel noch fehlt. Außerdem ist – wie dies schon Max Schefold festgestellt hat – *die Masse der Häuser schematisch gezeichnet*.

Auf der jüngeren Ausführung, die das Datum vom 7. April 1799 trägt, wurden die beiden genannten Punkte dann entsprechend geändert (Abb. C). Ferner sind einige neue Details – wie die Baumreihen auf der Planie oder ein am Esslinger Tor einsetzender Palisadenzaun – und eine das Bild unten abschließende Schriftleiste mit der Bezeichnung der wichtigsten Gebäude hinzugekommen. Im vorliegenden Fall lässt sich auch zur Person des Empfängers der «Kundschaft», des Stuttgarter Schwertfegergehilfen Georg Heinrich Kohl, etwas sagen, da noch weitere Zeugnisse aus der Zeit seiner berufli-

chen Ausbildung erhalten sind. Er wurde am 7. Mai 1779 geboren und gehörte einer regelrechten Stuttgarter Schwertfeger-Dynastie an. Die Tätigkeit der Schwertfeger bestand darin, die von den Schmieden hergestellten Rohlinge in einen gebrauchsfertigen Zustand zu bringen, das heißt die Klingen blank und scharf zu machen sowie gegebenenfalls zu verzieren und mit Griff und Scheide zu versehen. Verschiedentlich fertigten die Schwertfeger ihre Erzeugnisse aber auch selbst an. Bei dem auf dem Zeugnis sowohl als Ober-Meister wie auch als Arbeitgeber zeichnenden und mit einem kleinen persönlichen Typar siegelnden Johann Jakob Kohl handelte es sich vermutlich um den Vater des Empfängers. Merkwürdig ist freilich, dass dieses kleine Siegel aber die Initialen I.C.K. trägt, die wohl zu Johann Christoph Kohl aufzulösen sind. So reicht es offensichtlich noch mindestens eine weitere Generation zurück.

Georg Heinrich Kohl hatte seine Lehre am 8. Juni 1793 begonnen und am 7. Mai 1798 abgeschlossen. Nachdem er dann die auf der «Kundschaft» angegebenen 46 Wochen bei seinem Vater als Geselle tätig gewesen war, befand er sich von 1799 bis 1804 auf Wanderschaft. Sie führte ihn unter anderem nach Offenbach, Kassel und Hamburg. Auch sein gleichnamiger Sohn und sein Enkel Albert waren Schwertfeger. Vom ersteren gibt es ein Wanderbuch aus den Jahren 1826–1828 und vom letzteren einen Lehrbrief vom 26. April 1854. Wie das private Siegel von Johann Jakob Kohl zeigt auch das wieder an der vorgesehenen Stelle angebrachte, heraldisch ausgestaltete Zunftwappen der Stuttgarter Schwertfeger als wesentlichen Bestandteil drei Schwerter. Sie sind aber nicht wie bei dem kleinen Siegel einfach überkreuzt, sondern mit den Spitzen auf einem quer liegenden Halbmond zusammengestellt, bekrönt und von zwei Rosetten flankiert. Die Helmzier besteht aus einem schwertschwingenden Arm.

Dank eines freundlichen Hinweises von Raimund Waibel kann abschließend auch noch von einem ganz anderen Bereich der Wirksamkeit von Georg Heinrich Kohl berichtet werden. Er spielte in den Jahren 1817/1818 bei der Auseinandersetzung um die Bestellung und den Amtsantritt der Gemeinde-deputierten in Stuttgart insofern eine wichtige Rolle, als im März 1818 in seinem Hause eine Versammlung stattfand, die eine gegen die Vertreter des «alten Rechts» gerichtete Petition vorbereitete. Kohl, der dann in den Stuttgarter Adresskalendern von 1859 und 1860 als «Partik(ulier)» in der Lindenstraße 3 (heute Kienestraße) angeführt wird, starb am 13. März 1865.

Außerdem sind diese biografischen Notizen dadurch zu ergänzen, dass in der Militaria-Samm-

lung des Württembergischen Landesmuseums noch einige Erzeugnisse aus dem Kohlschen Familienbetrieb greifbar sind. Ein erster Hinweis darauf wird Martin Haussmann verdankt, während Heike Schröder die einschlägigen Sachinformationen zur Verfügung gestellt hat. Demnach handelt es sich um drei Generals- bzw. Adjutantenschwerter, einen Degen (sogenannte Bürgerwehr) und vier Hirschfänger, die alle die Signatur *G. H. Kohl, Waffenfabrikant in Stuttgart* (oder im einen oder anderen Fall auch eine kürzere Fassung) tragen. Die hier verwendete Berufsbezeichnung verdeutlicht ganz gut, was sich hinter der alten, in den biografischen Dokumenten weiterhin genannten Angabe «Schwertfeger» verbirgt. Von den acht genannten Waffen dürfte aufgrund der zeitlichen Einordnung zumindest das eine oder andere der Schwerter von Georg Heinrich Kohl senior stammen. Dagegen sind der Degen oder die Hirschfänger vermutlich eher Arbeiten seines Sohnes. Er hatte schon im Alter von 17 Jahren bei der *Stuttgarter Kunst- und Industrie-Ausstellung* vom September 1824 einen türkischen Säbel mit einer echten Damaszenerklinge sowie einer nach türkischer Art sehr «nett» gearbeiteten und mit unechten Steinen besetzten Scheide vorgelegt.

LITERATUR

- Adreß-Kalender für die Königl. Haupt- und Residenzstadt Stuttgart auf das Jahr 1859, S. 84 und 202, bzw. auf das Jahr 1860, S. 85 und 209.
- Barock in Baden-Württemberg. Ausstellungskatalog Schloss Bruchsal 1981, Band 1, S. 575–591, hierzu bes. Nr. L 41 und L 47.
- Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirthschaftlichen Vereins 6, 1824, S. 251.
- Fleischhauer, Werner: Die Sammlung von Siegelstempeln und Petschaften im Stuttgarter Schloßmuseum. In: *Blätter für Württembergische Familienkunde*, Heft 85/86 (Band VIII, Heft 1/2), 1939, S. 1–9.
- Fuhse, Franz: Handwerksaltertümer. Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig VII. 1935.
- Grener, Alfred: *Zunft-Wappen und Handwerker-Insignien. Eine Heraldik der Künste und Gewerbe.* Frankfurt am Main 1889.
- Sauer, Paul: *Geschichte der Stadt Stuttgart.* Band 3. Stuttgart 1995, S. 227.
- Scheffold, Max: *Alte Ansichten aus Württemberg.* Stuttgart 1956/1957, Katalogteil, S. 569, Nr. 7822, 7823 und 7826. Nachtragsband 1974, S. 267 (zu Nr. 7823).
- Waibel, Raimund: *Frühliberalismus und Gemeindewahlen in Württemberg (1817–1855).* Das Beispiel Stuttgart. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B 125. Stuttgart 1992, S. 168f. und 222f.
- Wais, Gustav: *Alt-Stuttgart. Die ältesten Bauten, Ansichten und Stadtpläne bis 1800.* Stuttgart 1941, S. 175f. mit Taf. 28. 2. Auflage 1954, S. 201 und 203 (Taf. 28).
- Zeller, Bernhard: *Schiller. Eine Bildbiographie.* München 1959, Abb. auf S. 22.
- Zeller, Bernhard/Scheffler, Walter: *Friedrich Schiller. Eine Dokumentation in Bildern.* Frankfurt a.M. Marbach a.N. 1977, S. 52f., Abb. 25.

Schwabenkunde



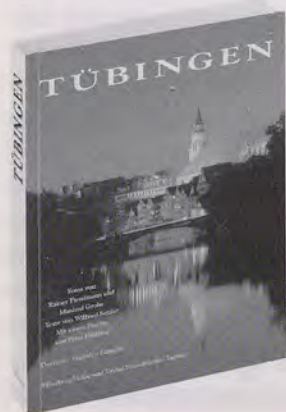
Karlheinz Groß:
Farbenzauber
Der Landkreis Ludwigsburg in stimmungsvollen Impressionen.
136 Seiten, 160 Gemälde und Zeichnungen, Großformat, DM 58,-.



Harald Schukraft:
Wie Stuttgart wurde, was es ist
Ein kleiner Gang durch die Stadtgeschichte mit dem bekannten Historiker und Publizist.
280 Seiten, 145 Abbildungen, fester Einband, DM 35,-.



Christina Kleiner-Röhre:
Schwäbisch essen ohne Reue
Das Kochbuch für Diabetiker und Ernährungsbewusste.
Einfach und schnell.
144 Seiten, 19 Farbfotos, fester Einband, DM 39,80.



Tübingen
Der neue Bildband! Fotos von Rainer Fieselmann und Manfred Grohe. Texte von Wilfried Setzler. Mit einem Beitrag von Peter Härtling.
144 Seiten, 160 Farbfotos, Großformat, fester Einband, DM 68,-.



Jürgen Hagel:
Saurier, Pest und Brotkrawall
Episoden aus der Stuttgarter Vergangenheit.
192 Seiten, 100 Abbildungen, fester Einband, DM 48,-.



Silberburg-Verlag
Schönbuchstraße 48
72074 Tübingen
Tel. 0 70 71 / 61 08 90
Fax 0 70 71 / 61 08 93
e-mail: info@silberburg.de



Stadt Fellbach. Neue Kelter im Weinherbst

Wengertler und «Weinherren» begegnen sich 1939 gegen Herbstende vor der geschmückten Fellbacher Kelter.

Ralf Beckmann Wein und Kultur: «Alte Kelter» Fellbach – Historische Anmerkungen

Vielorts hat man in den letzten 20 Jahren die historischen Keltergebäude zu Kulturhäusern oder Museen umgewandelt. Mit der Fellbacher Kelter hat es eine eigene Bewandnis. Ihre Gebäudekonstruktion weist bereits in Richtung Industrialisierung, ihre Maße – 33 Meter breit und 96 Meter lang – weisen sie als größte Kelter Württembergs aus. Nach sechs Jahrzehnten wechselnder Nutzungen stellte die Stadt Fellbach nun die Mittel zur Sanierung bereit. Die neue Nutzung knüpft unter den Stichworten *Wein und Kultur* in mancherlei Hinsicht an die Gebäudegeschichte selbst an.

Die Fellbacher Kelter, Umschlagplätze für die wichtigsten Einnahmen im Ort, waren seit dem Jahre 1851 in Gemeindebesitz. Der Schultheiß überwachte dort höchstpersönlich das Herbstgeschäft. Die Volkszählung von 1905 erbrachte die Zahl von 542 bäuerlichen Betrieben mit einem durchschnittlichen Besitz von 0,5 Hektar Weinbergen. Noch war jeder zweite der 2400 Erwerbstätigen in der Landwirtschaft tätig, Handwerk und Industrie konnten sich nur langsam durchsetzen.

Mit der wachsenden Bedeutung der Weinqualität im Hinblick auf die Vermarktung wurde ein Kelterneubau zu einer Notwendigkeit der ganzen Gemeinde. Zur Abfuhr der Herbstserträge wurden Wege in den Weinbergen gebaut, die Kelter konnte näher an den Ort heranrücken. Darüber hinaus machten sich die Weinorte mit Kelterneubauten Konkurrenz. Dimension und Ansiedlung am Ortszugang sollten den Ankommenden eine wohlhabende Weinbaugemeinde zeigen, die ein hochwertiges Produkt anzubieten hatte. Nicht nur in Fellbach wurden Kelterneubauten auch aus diesen Erwägungen zur Prestigefrage, zu stattlichen, ortsbildprägenden Bauten.

Dorfkelter und Industriebau zugleich

Zur Begründung des Neubaus hieß es im Januar 1905 im Gemeinderat: *Die Herbstgeschirre (sollten) während der Weinlese unter Dach aufgestellt werden können, was sicher dazu beitragen wird, dass die Weinpreise sich höher gestalten.* Vom Pressen der Trauben durch

Kelterbäume war man schon länger abgekommen. Hydraulische Pressen nahmen nur noch einen kleinen Teil am Rande der Kelter ein. Der enorme Platzbedarf in der zu erbauenden Kelter war bedingt durch die noch bis zum Zweiten Weltkrieg übliche offene Gärung des Weines in großen Bottichen. Eine gleichzeitige Vergärung des Leseguts aller Wengerter erforderte eine riesige Halle, sollte dieser sensible Prozess nicht mehr unter offenem Himmel erfolgen. Das Raumangebot sah die Aufstellung von 400 kompletten Geschirren vor, jedes auf den Jahresertrag eines Kleinbetriebs berechnet. Alle mussten gleichzeitig herbsten, woraus sich die Erschließung der Halle durch insgesamt 28 kleinere Tore erklärt, denn innen waren jegliche Fuhrwerke verboten.

Die Größe der Halle stellte eine Herausforderung an Architekt und Handwerker dar. Heute stellt das Landesdenkmalamt die Fellbacher Kelter in die *Tradition weitgespannter Dachkonstruktionen aus kombinierten Hänge- und Sprengwerken, die in der Regel statisch unbestimmt aber stabil waren*. Ohne jegliche statische Berechnung war es die *Erfahrung des Zimmermanns, die hier für eine standfeste Konstruktion sorgen musste*. Aus heutiger Sicht ist dies in der Längsrichtung nicht ganz gelungen. Bereits 1925 mussten Zugbänder und 1954 dann nach ersten statischen Berechnungen massiv Verstrebungen im Dachaufbau eingefügt werden. Zu Beginn der Neunzigerjahre wurde nochmals ein Stützkorsett eingezogen, 1997 dann der Dachaufbau komplett um 43 Zentimeter ins Lot gezogen. *Totgesagte leben länger*, hieß es hinterher in der *Fellbacher Zeitung*.

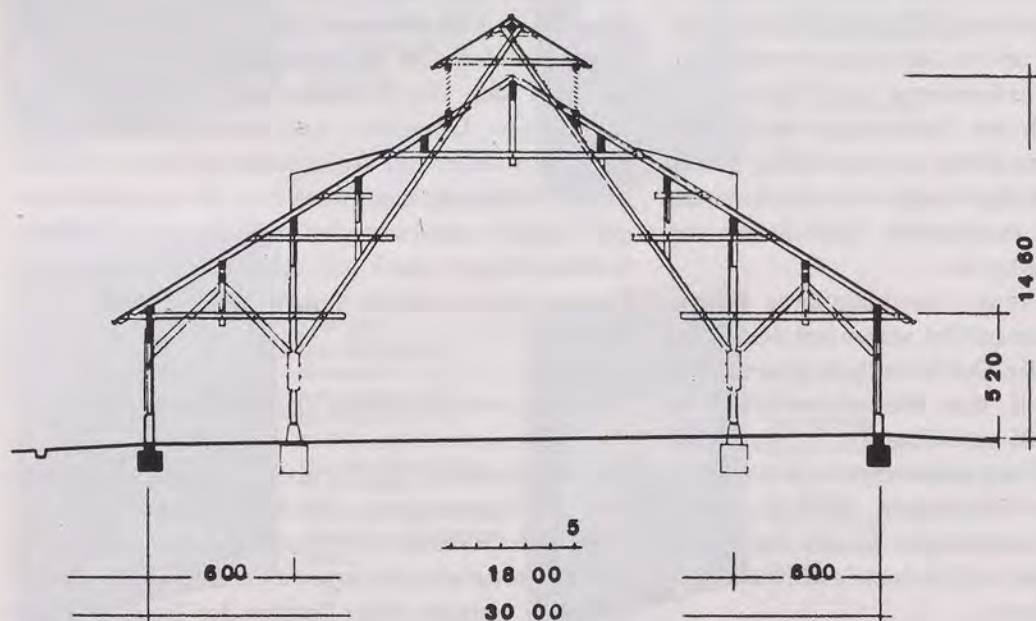
Der Bau nach einem Entwurf von Bauinspektor Friz von der Zentralstelle für die Landwirtschaft

wurde unter Hinweis auf die beispiellosen Ausmaße in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen: *Uns ist keine ähnliche Anlage aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bekannt (...). Die Dachlandschaft reich gegliedert; an späthistoristisch malerische Architekturauffassung anknüpfend: Großflächig flach geneigtes, weit überstehendes Halbwalmdach, an der straßenseitigen Längsseite mittig ein Zwerchgiebel mit steilem Mansardkrüppelwalmdach, drei Dachreiter, so beschreibt ein Fachmann in der Liste der Kulturdenkmale von 1986 die Konstruktion.*

Mit seinen Dimensionen erinnert der Fellbacher Bau heute eher an Industriebauten (Zeppelinhallen etwa) als an die Kelterbauten früherer Jahrhunderte. Kommt man von Luginsland, ist das gewaltige Bauwerk ein Blickfang am Ortseingang, auf diese Weise Werbeträger für Fellbach als Weinbaugemeinde: früher für die Gruppe der «Weinherren», heute für die Privatkundschaft. Folgerichtig beschloss die Stadt in Absprache mit der Remstalroute, in der Kelter ein Haus des Weines einzurichten und im ehemaligen Kelterhäuschen im ersten Stock eine Weinstube einzubauen.

Die Eröffnung der Fellbacher Riesenkeller 1906 – 32 Jahre später durch die Genossenschaft überflüssig

Mit dem Herbst 1906 sollte die Kelter in Betrieb gehen, doch der Herbst fiel glatt aus. Auch der nächste Herbst blieb bescheiden, doch reichte der Ertrag für eine Inbetriebnahme schließlich aus. Oberlehrer Eppinger bilanzierte 44255 Liter Ertrag mit einem Gesamterlös von gut 34000 Mark. Feierlich eingeweiht wurde die Kelter dann am 9. Novem-



Rechts: Blick ins Innere der Fellbacher Kelter nach der Dachsanierung und vor den Inneneinbauten. Aufgenommen im Juli 1998.

Schematischer Querschnitt durch die Fellbacher Kelter.



ber 1907 – ein Ereignis, das durch die gleichzeitige Einführung der Gasbeleuchtung anberaumt wurde und die Fellbacher durch die helle Beleuchtung in Entzücken versetzte. Breite Straßen waren angelegt, das Bahnhofsviertel ausgebaut, Arbeitersiedlungen aus dem Boden gestampft worden. Im ersten Heimatbuch des folgenden Jahres stellte Oberlehrer Georg Eppinger das Dorf Fellbach bereits *jeder größeren städtischen Gemeinde würdig an die Seite*.

Nach der Panne im ersten Jahr funktionierte der Betrieb in der neuen Kelter durchaus erfolgreich. Die Gemeinde mahnte zu Hygiene und Qualität: *Nachdem die Plätze in der neuen Kelter verlost sind, werden heute die Bütten aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf hinweisen, dass sich heuer die Weinkäufer ebenfalls sehr für die neue Kelter interessieren; es sollten deshalb auch alle Bütten in geordnetem, reinlichem Zustand sich befinden, namentlich wäre es zu empfehlen, wenn auch die Reife einen Anstrich mit Ölfarbe oder Lack erhalten würden; dadurch bekommt nicht nur die Bütte ein nettes Aussehen, sondern auch die Reife werden vor Rost bewahrt und bleiben haltbar.* Dazu muss man wissen, dass damals noch der Wein von der Kelter weg verkauft wurde.

Das neue Haus brachte wichtige Fortschritte: Eine Zentralisierung des Pressvorgangs, verbesserte Qualitäten beim Wein, eine attraktive Adresse für die Weinkäufer. Doch diese behielten ihren Titel Weinherren. Auch wenn man nebenan bei der Genossenschaft in Untertürkheim den Wein bereits längst bis zum Endprodukt ausbaute, die Fellbacher verkauften ihn bis 1938 weiterhin als Halbfertigprodukt direkt nach dem Gärprozess und blieben auf diese Weise abhängig von der Nachfrage durch Händler und Wirte.

Im Jahre 1938 formiert sich die seit ihrer Gründung 1858 nicht wesentlich vergrößerte Genossenschaft neu. Die Fellbacher Wengerter hatten bis dato einen kleineren Teil des Herbstes genossenschaftlich verarbeitet, den größeren Teil jedoch in der Neuen Kelter selbst vermarktet. Dieses Nebeneinander hatte nun ein Ende, praktisch alle Wengerter wurden Mitglied der neuen und bis heute bestehenden Genossenschaft. Es war der Schritt vom Ab-Kelterverkauf an die Weinherren hin zur zentralen Einlagerung, zu Ausbau und Vermarktung des Produkts. Ziel der Genossenschaft war es, die Maische auf dem aktuellen Stand der Kellertechnik zum Endprodukt

Wein zu verarbeiten und so bessere Erlöse zu erzielen.

Nach drei Jahrzehnten Betrieb war damit eine riesige Halle frei geworden. Eine adäquate längerfristige Nutzung war sechs Jahrzehnte lang nicht in Sicht.

«Ideale Festhalle» beim Sängerstreit

In Kriegszeiten wurde die Halle sofort in Beschlag genommen. Die Reichsgetreidestelle requirierte den Kelterbau nach der Einbringung des Herbstes 1939 für die Lagerung von Getreide für das Heer. Doch schon lange vorher war das Gebäude gelegentlich als Versammlungs-, gar als Kulturhaus genutzt worden. Elf Monate im Jahr stand die Kelter leer, da lag der Gedanke nahe, sie auch in anderen Jahreszeiten als nur im Herbst zu nutzen. Das beherrschende Gebäude war im Besonderen natürlich attraktiv für die öffentliche Zurschaustellung der damaligen Machthaber, so im Oktober 1935 mit einer öffentlichen Belustigung der Hitlerjugend oder zum Erntedank. Bereits Anfang 1932 hatte die Gemeinde die Kelter in der heißen Phase der Bürgermeisterwahl als Kundgebungsort genutzt. Bei kälterer Witterung, so wurden die Besucher in einer Anzeige gebeten, sollten sie sich freilich warm anziehen.

Höhepunkt aller öffentlichen Nutzungen war das Kreisliederfest des Silcherkreises am 28. Juni 1936 mit 50 teilnehmenden Vereinen. Das Fellbacher Stadtbauamt hatte den Plan für den *Umbau in eine Sängershalle* entworfen. 2100 Sänger und 60 Musiker fanden Platz auf einem Podium mit 20 Metern Länge und über die volle Gebäudebreite. Die Verantwortlichen nutzten die zahlreichen Tore für Zutrittsmöglichkeiten von Sängern und Zuhörern, schafften Platz für Garderoben, für kaltes Buffet, für Speisen und Getränke.

Die Fellbacher Lokalzeitung schrieb zur Wirkung dieser hochsommerlichen Großveranstaltung mit mehr als zweitausend Musikern und annähernd zehntausend Besuchern: *Feststätte war die Kelter, rings um sie dehnte sich der Festplatz. Dort standen Buden und Karussells, Schiffsschaukeln und Glücksräder, ein wirbliches Treiben füllte ihn bis spät in die Nacht. Als man aber die Kelter betrat, war die Verwunderung groß. Frei bot sich der weite Raum dem Blick bis hoch ins Dachgebälk. Man hatte alle Geräte hinausgeschafft, die Pressen waren sauber umbaut, der Boden mit feinem Kies bestreut. An einem Ende war eine riesige Tribüne aufgeschlagen. In ganz kurzer Zeit ist diese Arbeit geleistet worden. Damit war aber eine ideale Festhalle gewonnen worden, die oben drein eine ganz gute Akustik aufwies.*



«Fellbacher Schau» im Oktober 1945. Blick vom Kelterstüble hinein in die Halle.

«Fellbach am Werk», erste Gewerbeausstellung 1945 –
im Juni 1977 stimmt der Gemeinderat für Abriss

Trotz seiner Größe hatte der Bau alle Luftangriffe überstanden. Im Herbst 1945 fanden sich etwa hundert Fellbacher Betriebe unter dem Riesendach zu einer Leistungsschau zusammen. 30 000 Besucher in einer Woche zeigten, dass man sich von deutscher Seite aus einig war: Es muss wieder aufwärts gehen! Die Ausstellung mit dem Titel *Fellbach am Werk* erlangte als erste Gewerbeausstellung im Nachkriegsdeutschland Bedeutung als politisches Signal des Aufbauwillens an die Adresse der Alliierten.

Anknüpfend an die ursprüngliche Nutzung fanden seit 1950 Obst- und Gemüseversteigerungen im Gebäude statt. Im Jahre 1957 hielt die Segelfliegergruppe für einige Zeit Einzug mit ihrem Gerät, doch im Wesentlichen blieb das Gebäude Lagerschuppen. Im Jahre 1972 sprach sich der Gemeinderat für einen Abriss der Kelter zugunsten von Parkplätzen aus. Fünf Jahre später stand nach einem Gutachten der Beschluss im Gemeinderat fest, angesichts enormer Kosten zur Erhaltung das Gebäude abzureißen. Entscheidend war dabei, dass eine Nutzung nach wie vor nicht in Sicht war.

Das Landesdenkmalamt schrieb in einer Stellungnahme: *Städtebaulich passt sich die Kelter trotz ihrer riesigen Größe vorbildlich am Fuße der Weinberge in die Landschaft, ohne dass die Proportionen darunter leiden. Für denjenigen, der von Stuttgart-Untertürkheim über Luginsland nach Fellbach hineinkommt, ist dieses Gebäude ein wichtiges Zeichen, das nicht nur beeindruckt, sondern auch gleich für Fellbach als Weinbaugemeinde wirbt. Der Abbruch dieses Gebäudes bedeutet für Fellbach einen unwiederbringlichen Verlust. Doch da wir bei einer Instandsetzung nur einen Teil der denkmalpflegerischen Mehrkosten übernehmen können und die Gemeindeverwaltung bisher keine einigermaßen wirtschaftliche Nutzung für das Gebäude gefunden hat, können wir nicht auf dessen Erhalt bestehen.* Nach weiteren Untersuchungen zog das Landesdenkmalamt seine Zustimmung zum Abriss im Jahre 1982 schließlich wieder zurück.

«Wein und Kultur» und andere Aktivitäten

Seitdem diskutierten Gemeinderat und Öffentlichkeit über künftige Nutzungsmöglichkeiten. Nachdem der Erhalt des Gebäudes wegen seiner historischen Bedeutung feststand, galt es zunächst, weitere statische Verschiebungen des Dachstuhls zu verhindern. Diese Maßnahme gab der Stadt Gelegenheit für weitere Schritte. Der Gemeinderat beschloss als erstes eine Sanierung der Außenhaut. Jeder Festein-

Soeben erschienen!



Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser... Kleindenkmale in Baden-Württemberg

Das aktuelle Buch der Autoren
Reinhard Wolf (Vorstandsmitglied des
Schwäbischen Heimatbundes und Autor der
Reihe: »Kleine Kulturdenkmale am Wegesrand«)
und **Dieter Kapff**.

176 Seiten mit 200 meist farbigen Abb.
Preis: **DM 49,80** (inkl. Versandkosten)

Herausgegeben von und zu beziehen bei:

Schwäbischer Heimatbund – Weberstraße 2 – 70182 Stuttgart
Telefon 07 11-23 942 0 – Fax 07 11-23 942 44

bau verbot sich jedoch, um den beherrschenden Raumeindruck nicht zu zerstören. *Zur Alten Kelter sind Neue Ideen gefragt*, schrieb die *Stuttgarter Zeitung* am 30. Dezember 1994. Fellbachs Kulturszene forderte eine kulturelle Nutzung, das Kulturamt entwickelte erste Konzepte. Ein öffentliches Forum war sich im April 1997 einig über diese Richtung künftiger Nutzungen. Oberbürgermeister Friedrich-Wilhelm Kiel hob die Bedeutung der Kelter für das zukünftige Profil der Stadt hervor. Absehbar ist zum jetzigen Zeitpunkt eine Nutzung für mittlere und große Ausstellungen sowie für Konzerte und Vereinsfeste, Flohmärkte und Messen. Nicht zuletzt wird die Kelter künftig die nach Fellbach zurückgekehrte Triennale Kleinplastik beherbergen.

Die Gebäudegeschichte selbst gibt genügend Anlass, bei künftiger Nutzung an die Stichworte *Wein und Kultur* zu denken. Im Juli 1998 gab es Gelegenheit für einen Probelauf im Rahmen der Landeskunstwochen. Platz für eine große Bühne und gleichzeitige Bewirtung von 2000 Besuchern war gegeben. Die Alte Kelter erlebte einen Massenansturm für ein langes und hochklassiges Programm.

Seitdem sind nicht nur Dachstuhl und Außenfassade zurückgerückt und erneuert worden, im ehemaligen Kelterstüble wurde ein Erschließungstrakt mit Garderoben/Toiletten und im ersten Stock eine Weinstube eingebaut, von der aus sich ein prächtiger Blick über die Dachlandschaft bietet. Eine große Bühne ist die Voraussetzung für große und mittlere Veranstaltungen. Eine kleinere Dauerausstellung zum Thema *Weinbau in Fellbach* ist auf 120 qm fest eingebaut und knüpft an die Gebäudegeschichte selbst an. Ein Haus der Kultur wartet darauf, vom Publikum in Besitz genommen zu werden.

Horst Heyd Tübingen–Herrenberg: Wandern mit der Ammertalbahn

Die Wiedergeburt der Ammertalbahn am 1. August 1999 hat eine lange Vorgeschichte. Gerhard Schnaitmann und Ursula Zöllner haben sie in ihrem Beitrag *Zur Wiedereröffnung der Ammertalbahn* im Heft 4 der Schwäbischen Heimat 1999 dargelegt. Deshalb möchte ich nicht weiter auf die Bahn eingehen, sondern auf die Landschaft, die von der Ammertalbahn erschlossen wird. Für unseren Ausflug nimmt man am besten die Freizeitkarte, die Stadt und Landkreis Tübingen herausgegeben haben. Sie weist Rad- und Wanderwege aus und deckt auch das Gebiet zwischen Herrenberg und Tübingen ab. Auf der Grundlage der amtlichen topografischen Karte 1:50 000 ist sie im Maßstab 1:35 000 schön übersichtlich und passt trotz des etwas ungewöhnlichen Maßstabs zur Karte des Naturparks Schönbuch, die ebenfalls i. M. 1:35 000 gehalten ist. Beim Stichwort Schönbuch noch ein weiterer Querverweis auf den Aufsatz von Jürgen Schedler *Wandern mit der Schönbuchbahn* im Heft 3 der Schwäbischen Heimat 1997.

Das Ammertal – Tübingen an der Ammer

Die Ammer entspringt südwestlich Herrenberg in einer Wiesensenke 401 m über NN. Obwohl der

oberste der Quelltöpfe von einer Gärtnerei stark bedrängt wird, ist es doch eindrucksvoll, wie hier das Wasser aus dem Untergrund hervorquillt. Nach kurzer Fließstrecke nimmt die noch junge Ammer von links den Aischbach auf, der von Nufringen her Herrenberg durchquert. Nach der Unterquerung der Bundesstraße 14 beginnt die Vielzahl der Mühlen entlang der Ammer: Die Erste, die Zweite und die Dritte Ammermühle (die Mühlen heißen so), die Kochmühle und die Gültsteiner Mühle führen zum Ortsrand von Gültstein, an der Sägmühle vorbei fließt die Ammer weiter nach Altingen.

Hinter Altingen ändert sich der Charakter des Tales abrupt: Die weite Talsohle in den sanft geneigten Flächen von Gipskeuper und Lettenkohle verengt sich, und die steilen Talflanken werden jetzt vom oberen Muschelkalk gebildet. Die Ammer fließt durch Reusten mit seinem markanten Kirchberg, nimmt von rechts den Bach aus dem nicht weniger malerischen Kochhartgraben auf und schlängelt sich dann in Richtung Poltringen. Links ein malerischer Steinbruchsee, dann die Stefanskirche vor der Ortslage von Poltringen, vorbei am Poltringer Schloss erreicht die Ammer ein wieder weiter werdendes Talbett: Die Enge des Reustener Sattels ist passiert, und fortan flankieren Keuperberge das Ammertal –



Blick aus dem Ammertal auf den Ammerhof und hinauf zur Landmarke Wurmlinger Kapelle.

Kartenskizze von Ralf Hofmann: Das Ammertal zwischen Tübingen und Herrenberg sowie die Ammertalbahn.



links die Ausläufer des Schönbuchs, rechts der Pfaffenberg, der Wurmlinger Kapellenberg, der Spitzberg mit dem Tübinger Schlossberg und schließlich der Österberg.

In den zunehmend vermoorten Talgrund mündet bei Pfäffingen der Käsbach von Entringen her in die Ammer ein. Vor der Ortslage von Unterjesingen zweigt von der Ammer ein Triebwerkskanal ab, der hinter der unteren Mühle wieder in die Ammer einmündet. Auf Höhe des Hofguts Ammern zweigt wieder ein Triebwerkskanal ab, der an der rechten Talflanke entlang das historische Tübingen mit Energie versorgt hat. Nicht nur der Ammerkanal, sondern auch die Ammer selber laufen hier in künstlichen Betten, die im Laufe der Zeit vielfach verändert worden sind. Vorbei am Hofgut Schwärzloch wird die Ortslage von Tübingen erreicht. Vor dem Bahnübergang über die Ammertalbahn ist eine Verbindung zwischen dem Ammerkanal, auch neue Ammer genannt, hinunter zur alten Ammer, die den Höhenunterschied in einem malerischen Wasserfall bewältigt.

Eingeklemmt in die städtische Bebauung wird der Ammerkanal erst wieder bei der Gerstenmühlstraße erlebbar, wo ein altes Mühlentriebwerk rekonstruiert wurde. Jenseits des Haagtorplatzes am ehemaligen Haagtor sind die Reste der Stadtmauer sichtbar: Hier erreicht der Ammerkanal die Tübinger Altstadt. Entlang der Ammergeasse führt der Kanal durch das Wilhelmsstift, vorbei am alten Schlachthaus und am Nonnenhaus zur jenseitigen

Tübinger Stadtmauer. Hier zweigt nach rechts ein weiterer Kanal ab, der Mühlbach, der durch den ehemaligen Mühlgraben hinunter beim ehemaligen Neckartor in den Neckar mündet. Tübingen liegt somit an der Ammer – ins Neckartal ist Tübingen erst nach der Kanalisierung des Neckars gewachsen! Jenseits der Stadtmauer beim ehemaligen Lustnauer Tor führt der Ammerkanal in einer Dole zwischen altem Botanischem Garten und der Wilhelmstraße zur alten Ammer.

Die Ammer mit ihrem Hochwasserbett stellt eine Bereicherung vor allem der Tübinger Weststadt dar: Vom Westbahnhof kann man in langen Passagen auf Fußwegen der Ammer folgen. Sie führt durch den alten Botanischen Garten zur Wilhelmstraße, wo, wie erwähnt, der Ammerkanal einmündet. Von hier aus zieht die Ammer um den Nordfuß des Österbergs herum, an dessen Nordostseite sie von links den Goldersbach aus dem Schönbuch her aufnimmt. Noch eine kurze Fließstrecke durch Lustnau, bis auf 312 m über NN die Ammer in den Neckar mündet.

Die Ammertalbahn von Tübingen nach Herrenberg

Nachdem nun der Lauf der Ammer bekannt ist, kommt jetzt die Ammertalbahn zum Zuge: Vom Tübinger Hauptbahnhof zweigt sie nach Norden ab und überquert dabei den dort verdolten Derendinger Mühlbach. Auf einer denkmalgeschützten Brücke werden Flutkanal und Neckar gequert, worauf der Zug im Schlossbergtunnel verschwindet.

Hinter dem Tunnel unterquert der Zug den Ammerkanal und erreicht bei Kilometer 2 den Tübinger Westbahnhof. Hier steht in Privatbesitz noch einer der roten Schienenbusse, die jahrzehntelang die Ammertalbahn geprägt haben. Nach dem Westbahnhof überquert die Bahn den Verbindungskanal zwischen neuer Ammer und Ammer, in Höhe des Hofguts Schwärzloch den Ammerkanal, in Höhe der Domäne Ammern Kanal und Ammer, und bei Kilometer 5 wird der Haltepunkt Unterjesingen-Sandäcker erreicht. Nach dem Bahnhof Unterjesingen-Mitte (Kilometer 6) verlässt die Bahnlinie das Tal der Ammer und erreicht bei Kilometer 7 die Station Pfäffingen, die ziemlich weit vom historischen Ortskern abgelegen ist. Die Bahnlinie folgt dann dem Käsbach nach Entringen bei Kilometer 10. Daraufhin verläuft die Bahnlinie mehr oder weniger parallel zum Schönbuchrand. Vor dem Hartwald passiert man den ehemaligen Bahnhof Reusten, der nicht mehr bedient wird. Im Hartwald biegt die Strecke wieder Richtung Ammertal ab nach Altingen (Kilometer 15). Ab hier verläuft die Strecke oberhalb des Ammertales und erreicht bei Kilometer 17 Gültstein und bei Kilometer 19 den Haltepunkt Herrenberg-Zwerchweg. Vorbei an den Ammerquellen, über die

Aischbachbrücke hinweg gelangt die Bahn dann bei Kilometer 22 in den Bahnhof Herrenberg.

In den topografischen Karten ist die Strecke von Gültstein nach Herrenberg noch nicht wiedergegeben, weil hier die Gleise abgebaut waren, muss man sich den Streckenverlauf an den Lücken in der Siedlungsentwicklung erschließen oder an anderen Landschaftsstrukturen wie z. B. Dämmen und Brücken. Die Alternative ist, dass man sich an möglichst alten Karten orientiert, die noch vor der Stilllegung dieses Bahnabschnitts entstanden sind. Man darf sich auch nicht daran stören, dass in der vorhin erwähnten Freizeitkarte im Bereich des Hartwalds an den Bahngleisen eingetragen ist «nur Güterverkehr». Die moderne Ammertalbahn bietet auch an Wochenenden einen regen Betrieb, der die vielfältigsten Wandermöglichkeiten eröffnet. Um die Entfernungen einigermaßen abschätzen zu können, habe ich auch die Kilometrierung der Stationen der Kursbuchstrecke 764 angegeben. Diese vielfältigen Möglichkeiten werden ergänzt durch die Buslinie 7630, die von Entringen über Breitenholz, Kayh, Mönchberg, Gültstein nach Herrenberg läuft sowie durch die Tübinger Stadtbuslinie 8, die vom Tübinger Omnibusbahnhof nach Hagelloch führt. Der Vollständigkeit halber sei noch die Buslinie 826 Tübingen–Bebenhausen–Dettenhausen–Stuttgart erwähnt, über die in Dettenhausen der Anschluss mit der Schönbuchbahn über Weil im Schönbuch, Holzgerlingen und Schönaich nach Böblingen besteht.

Wandermöglichkeiten: Tübinger Westbahnhof–Schwärzloch–Ammerhof–Unterjesingen

Die wirtschaftliche Grundlage der heutigen Ammertalbahn ist die Verbindung des Raumes Reutlingen–Tübingen mit dem Raum Herrenberg–Sindelfingen/Böblingen–Stuttgart. Sie dient somit vor allem dem Berufs- und Schülerverkehr. Aber sie erschließt auch ein «Schwäbisches Arkadien», wie es Ehrenfried Kluckert in seinem Buch *Tübingen und das Ammertal* beschreibt. Leider ist das Buch vergriffen, wer es aber irgendwo im Antiquariat findet, sollte rasch zugreifen: In liebevoller Weise wird die Landschaft zwischen Tübingen und Herrenberg mit ihren landschaftlichen und kulturgeschichtlichen Schönheiten beschrieben. Auch der Albvereinsführer *Schönbuch–Tübingen–Rammert* weckt die Lust, durchs Ammertal zu wandern. In dieser Situation muss ich mich auf einige wenige Wandervorschläge beschränken, und dabei kann ich auch nur knapp die natur- und kulturhistorischen Besonderheiten streifen. Daher müssen auch Tübingen und Herrenberg auf



Romanische Apsis am Schwärzlocher Hof bei Tübingen.

„Für 40 Mark quer
durchs Land?“ fragte Jim.
„Richtig“, nickte Lukas.



Bahnreisen zu Jim Knopf-Preisen: Baden-Württemberg-Ticket. Für 40 DM fahren bis zu 5 Personen oder Eltern mit allen eigenen Kindern (bis 17 Jahre) einen Tag durch Baden-Württemberg. Montag bis Freitag von 9 bis 16 Uhr und von 18 bis 3 Uhr des Folgetages in den Zügen des Nahverkehrs (2. Klasse) der Deutschen Bahn. Näheres, auch zu Verbundregelungen, bei allen DB-Verkaufsstellen oder unter www.bahn.de.



Die Bahn kommt!



eine Stadtbeschreibung verzichten. Zum Trost für jeden, der das eine oder andere Detail genauer wissen will, gibt es aber eine Fülle weiterführender Literatur. Als Wandergebiete möchte ich den Bereich Spitzberg–Wurmlinger Kapelle–Pfaffenberg behandeln und den Schönbuchrand zwischen Tübingen und Herrenberg.

Vom Tübinger Westbahnhof geht man nach Westen und überquert nach links den Bahnübergang in Richtung Spitzberg. Rechter Hand hat man, etwas vom Gebüsch verdeckt, den Wasserfall, über den der Ammerkanal eine Verbindung zur Ammer hat. Kaum hat man die Straßenbiegung nach rechts wieder gen Westen erreicht, führt der Weg durch schöne Baumwiesen zum Hofgut Schwärzloch. Links oberhalb des Wegs erheben sich die Baulichkeiten des Hofguts, dessen nördlicher Flügel auf seiner Ostseite eine sehr schön ausgeprägte Apsis aufweist. In dem Nordflügel ging die ehemalige Nikolauskirche auf. Im Innern besitzt die Apsis ein sehr schönes Kreuzrippengewölbe. Sei es aus kunstgeschichtlichen oder profaneren Gründen – ein Schwärzlochbesuch ist ein Muss: Das Innere der Apsis gehört nämlich zur dortigen Gaststätte, dem Schwärzlocher Hof, neben

Hohenentringen dem Tübinger Ausflugslokal schlechthin. Man kann also je nach Lust, Laune und Jahreszeit entweder im Garten oder in dem ehemaligen Kirchenrund Most, Maultaschen und sonst mancherlei genießen. Darüber sei aber der Innenhof von Schwärzloch nicht vergessen: Die Fassade der ehemaligen Nikolauskirche mit ihren romanischen Dämonen strömt eine ganz eigene Atmosphäre aus.

Weiter geht es am Fuß des Spitzbergs gen Westen Richtung Domäne Ammern. Links vorne wird die Wurmlinger Kapelle sichtbar, rechts vorne liegt Ammern, hinter der man den Kirchturm von Unterjesingen aufragen sieht. Hinter den landwirtschaftlichen Gebäuden findet sich im Hof eine besondere Kostbarkeit, die Ammerhofkirche St. Andreas. Lange Jahre als Stall oder Scheune genutzt, wurde sie zu einem kunsthistorischen Schmuckstück restauriert. Vom Ammerhof hat man jetzt eine Vielzahl von Möglichkeiten, Richtung Unterjesingen weiterzugehen. Mein Lieblingsweg ist der, der von der Nordseite des Ammerhofs nach Westen führt. Auch wenn er bei nassem Wetter schmutzig sein kann, bietet er eine sehr schöne Ansicht der Wurmlinger Kapelle und der Nordflanke des Kapellenbergs. Wiesen und Schilfgebiete beleben die Umgebung, nach Westen hat man den Anstieg des Pfaffenbergs vor sich und nach Nordwesten die Weite des Ammertals. Besonders reizvoll ist der Anblick von Unterjesingen mit den strengen graphischen Strukturen der Weinberge, die auf der Schönbuchseite den Ort umrahmen. Bis wir Unterjesingen erreicht haben, bleibt noch etwas Zeit für Betrachtungen über den hiesigen Weinbau.

Die Tübinger Wengarter, die Gôgen, waren schon immer Ziel des Spotts über die Qualität ihres Weines: der Tübinger Wein frisst ein Loch in den Magen, der Reutlinger zieht's wieder zu. Aus alten Tübinger Zeiten erinnert man sich auch noch an den Besenausschank in der alten Kelter, dessen Wein etwas gewöhnungsbedürftig war. Diese Zeiten sind vorbei: Mit dem Wiederaufleben des Weinbaus am Hirschauer Berg und am Wurmlinger Kapellenberg, am Wendelsheimer Weinberg und an den Schönbuchhängen zwischen Tübingen und Breitenholz ist auch eine beachtliche Entwicklung der Kellertechnik eingegangen. Der Besuch eines Besenausschanks bedeutet daher keine Mutprobe, sondern vermittelt tatsächlich dem Liebhaber bodenständigen Weingenuß. Deshalb gehört zu den Wanderungen mit der Ammertalbahn nicht nur ein Fahrplan (am besten der Kreisfahrplan des Landkreises Tübingen), sondern auch das Besenbuch, das ein Verzeichnis der Besen-, Hecken-, Rädle- und Straußwirtschaften samt Öffnungszeiten umfasst.

**Europäische Kulturstraße
Heinrich Schickhardt
Itinéraire Culturel Européen
Heinrich Schickhardt**

Besuchen Sie den Mittelpunkt der Europäischen Kulturstraße Heinrich Schickhardt: Freudenstadts Marktplatz mit seinen 50 tanzenden Fontänen



Blick in Richtung Schwäbische Alb mit dem Schönbuchrand und Entringen, auf der Höhe die Rodungsinsel Hohenentringen.

Wenn in Unterjesingen noch ein wenig Zeit bis zur Abfahrt des Zuges ist, lohnt sich ein kleiner Abstecher in den historischen Ortskern im Nordwesten, um die hübsche Situation bei Pfarrhaus und Kirche zu genießen. Schließlich noch eine Bemerkung zum Ortsnamen Unterjesingen: Die Einheimischen sagen Jesingen, und im Tübinger Westen gibt es eine Jesinger Straße. Woher kommt dann das «Unter»? Es kommt aus dem ehemaligen Oberamt Herrenberg: Da hat es ein Jesingen im Gäu (Richtung Calw) und ein Jesingen im Ammertal gegeben, denen man dann zur Unterscheidung ein «Ober» bzw. ein «Unter» beigegeben hat.

Tübinger Westbahnhof–Spitzberg–Wurmlinger Kapelle–Wendelsheim–Pfaffenberg–Pfäffingen

Wieder geht es vom Westbahnhof nach Schwärzloch und weiter Richtung Ammerhof. Beim Schwärzloch-Parkplatz dann nach links hinauf zum Spitzberg. Auf großzügigen Forstwegen kann man entweder an der Nordflanke des Spitzbergs die Vielzahl der Keuperklingen auswandern, oder man steigt gleich zum Kamm des Spitzbergs hinauf. Oben auf dem Spitzberg hat man wieder zwei Möglichkeiten, entweder die gerade «Rennstrecke» zum Sattel bei der Wurmlinger Kapelle, oder aber den Weg am südli-

chen Rand des Spitzbergplateaus, von dem man einen hübschen Ausblick auf das Naturschutzgebiet Hirschauer Berg, das Neckartal, den Rammert und die Alb hat. Auf diesem Weg lohnt es sich auch, auf die zahlreichen alten Grenzsteine zu achten: Sie zeugen von der Vielzahl von Herrschaften, die hier Besitz hatten. Beim Weg über den Spitzberg verlässt man auch Alt-Württemberg und gelangt ins Vorderösterreichische. Spätestens auf der Wurmlinger Kapelle wird die Situation deutlich: Tübingen und die benachbarten Ammertalorte sind altwürttembergisch und evangelisch. Die Feldflur spiegelt das Schaffen einer arbeitsamen Bevölkerung wider, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot isst. Anders ist es im Vorderösterreichischen, dessen Feldflur über die Spuren des irdischen Tuns hinaus eine Vielzahl von Feldkreuzen und Bildstöcken aufweist. Spätestens bei der Wurmlinger Kapelle, die dem heiligen Remigius geweiht ist, wird klar, dass man jetzt im Katholischen ist.

Der schöne Ausblick, der sich hier bietet, verleitet zu mancherlei Gedankenausflügen. Einer dieser Ausflüge beschäftigt sich mit der Wurmlinger Pforte, der weiten Senke zwischen Kapellenberg und Pfaffenberg, und dem breit ausgeformten Ammertal. Könnte da nicht in früheren Zeiten einmal ein Flusslauf des Neckars diesen Weg genommen haben?

Geröllanalysen haben ergeben, dass im Raum Pfäffingen tatsächlich Neckargeschiebe vorhanden sind. Weitere Untersuchungen haben aber ergeben, dass es nicht der Neckar war, der diese Neckarkiesel nach Pfäffingen gebracht hat. Es waren die Pfäffinger Bauern, die winters, in der arbeitsarmen Zeit, die Wege im moorigen Ammertal mit Neckarkies befestigt haben. Ein weiterer Gedankenausflug beschäftigt sich mit den Weinbergen, die in ihrer idyllischen Lage regelrecht nach einem Weinfest verlangen. Dies findet alljährlich in Wurmlingen im Juni statt, dieses Jahr am 3. und 4. Juni.

Wer den Weg abkürzen will, kann jetzt über die Nordflanke des Kapellenbergs den kurzen Weg hinunter nach Unterjesingen nehmen. Mein Weg führt ebenfalls über die Nordflanke des Kapellenbergs hinunter an den nördlichen Ortsrand von Wurmlingen, quert die Landstraße nach Unterjesingen und erreicht die Gruben des ehemaligen Gipssteinbruchs. Sie sehen zwar nicht schön aus, bieten aber Lebensraum für eine beachtliche Vielzahl von ansonsten selten gewordenen Tierarten. Der Gips im Untergrund ist bekanntlicherweise wasserlöslich, so dass es hier im Bereich des Gipskeupers auch etliche Dolinen gibt. Es kommt auch immer wieder vor, dass sich mitten in der Feldflur eine Doline auftut.

Unser Weg führt weiter nach Westen zu dem markanten Baum mit Feldkreuz an der Römerstraße und folgt dieser Richtung Wendelsheim. Eine Besonderheit der Wendelsheimer Gemarkung ist die Vielzahl von Feldkreuzen und Bildstöcken, die hier noch zu finden ist. Bald sieht man rechts vorne an den Flan-

ken des Pfaffenbergs den Wendelsheimer Weinberg, dem wir uns zuwenden. Wir folgen dem Fahrweg, der auf der Ostseite des Weinbergs hinaufführt, zum Aussichtspunkt oberhalb des Weinbergs. Wenn man dieses Jahr am 27. oder 28. Mai hierherkommt, dürfte dieser Anstieg nicht einfach sein: Es findet nämlich am Fuß des Weinbergs das Wendelsheimer Weinfest statt. Anders ist es am 1. Mai, wo oberhalb des Weinbergs alljährlich das Wendelsheimer Maifest stattfindet mit Bier, Würsten und Blasmusik, wie sich das so gehört. Weiter führt uns der Weg Richtung Norden bzw. Nordosten, vorbei am Märchensee durch eine wildromantische Felsenlandschaft. Sie ist entstanden durch den langjährigen Abbau von Schilfsandstein.

Weiter geht unser Weg quer über den Pfaffenberg, man muss sich nur nach Nordosten halten, es führen alle Wege nach Pfäffingen. Am Waldrand hat man wieder einen schönen Ausblick auf Pfäffingen, das Ammertal und den Schönbuchrand, und dann geht es in den Ort hinein. Auf der Hauptstraße hält man sich nach links, also nach Westen, und erreicht bald die barocke Michaeliskirche und das Rathaus. Zusammen mit dem Anwesen Kümmerle stellt das Rathaus die überkommenen Zeugnisse des einstigen so genannten «Oberen Schlosses» dar. Bei den alten Häusern, die entlang der Hauptstraße stehen, ist auffällig, dass sie alle nach hinten geneigt sind. Die Ursache ist im moorigen Untergrund des Ammertales zu suchen: Entlang der befestigten Straße hat sich der Untergrund nicht so stark gesetzt wie im übrigen weniger befestigten Talgrund.



Die ehemalige Burg Hohenentringen ist heute ein beliebtes Ziel für Wanderer und Touristen, um einzukehren und zu vespern.

Ein Wald von Obstbäumen säumt den Schönbuchrand bei Breitenholz.



Der Weg führt wieder einige Schritte die Hauptstraße zurück, in Richtung Osten, dann geht es nach Norden einen Stichweg hinein, der auf einer Fußgängerbrücke über die Ammer führt. Jenseits der Brücke wendet man sich nach links an der großen markanten Doppelscheuer vorbei zum Käsbach, dem man dann bachaufwärts nach Norden folgt, um zum Pfäffinger Bahnhof zu kommen.

Der Schönbuchrand von Tübingen aus

Unsere erste Station ist das Bogentor oberhalb, also nördlich von Hagelloch gelegen. Dieser Stadtteil im Nordwesten von Tübingen liegt in idyllischer Lage am Rande des Schönbuchs. Ob man über den Kreuzberg hinaufwandert, das Hagellocher Tal hinauf, das Käsenbachtal am Botanischen Garten vorbei oder über die Waldhäuser Höhe, möchte ich dem jeweiligen Wanderer überlassen. Jeder dieser Wege ist schön, überall gibt es Interessantes zu sehen. Schließlich sei noch verraten, dass die Endstation der Stadtbuslinie 8 oberhalb des Dorfes Richtung Bogentor liegt. Vom Bogentor hat man einen herrlichen Ausblick über das Hagellocher Tal und den Spitzberg auf die Alb. Von dort folgen wir dem markierten Fußweg nach Hohenentringen. Auch hier lohnt es sich, auf die alten Grenzsteine zu achten: Ein Abtstab ist das Zeichen des ehemaligen Klosters Bebenhausen, eine Hirschstange ist das württembergische Wappen. Beim Betreten des Schlosshofs von Hohenentringen tut sich ein großartiger Blick nach Westen auf, über das Obere Gäu zum Schwarzwald. Ob man einfach die Atmosphäre des «Schwäbischen Arkadien» auf sich wirken lassen will, oder ob man ange-

sichts der vielen Waldgebiete, Dörfer und Anhöhen seine heimatkundlichen Kenntnisse wieder auffrischt, es gibt auf jeden Fall einen Grund hier einzukehren: Neben dem Schwärzloch ist Hohenentringen die andere Alternative für feucht-fröhliche Unternehmungen, nicht nur von Tübinger Studenten.

Auch wenn das Wetter schön und der Schlosshof bewirtet ist, ist es ein Muss, die Gaststube oben im Haus zu besuchen: Allein die Atmosphäre des Raumes mit seinem Holzgetäfel und den Fensternischen in den mächtigen Mauern mit ihrem Ausblick muss man erlebt haben. Besonders reizvoll ist aber ein Bild, das den Kirchgang der Bewohner von Hohenentringen darstellt: Im Jahr 1417 wohnten fünf Ritter mit ihren Familien auf Hohenentringen, die zusammen weit über hundert Personen umfassten. Das ergab beim Kirchgang eine Menschenlange, die so lang war, dass die ersten Personen bereits die Entringer Kirche erreicht hatten, als die letzten gerade Hohenentringen verließen.

Bei dem obligatorischen Schoppen Most hat man Gelegenheit über den weiteren Weg nachzudenken: Man kann von Hohenentringen gleich den kurzen, steilen Fußweg am Entringer Freibad vorbei nach Entringen hinunternehmen, man kann aber auch dem Schönbuchtrauf entlang weitergehen bis zum Entringer Sportplatz. Hier gibt es wieder mehrere Möglichkeiten: Man kann sich nach rechts, also nach Osten wenden und das Tal des Ahrenbachs hinunter nach Bebenhausen wandern, man kann sich auch nach links, nach Westen wenden und wieder hinunter nach Entringen gehen. Mein Weg am Schönbuchrand entlang führt hinter der Sportplatzgaststätte

nach Westen zum Entringer Pfaffenberg und zum Schönbuchspitz. Der Weinberg, der sich linker Hand erstreckt, ist eine sehr wichtige Lokalität: Hier hat Wolfgang Kost alljährlich von Fronleichnam bis zum folgenden Sonntag, dieses Jahr vom 22. bis zum 25. Juni, seinen Besenausschank. Von dort hat man wieder einen sehr reizvollen Weg über Wengertstäftele und durch einen Hohlweg hinunter zum Entringer Bahnhof. Unermüdliche folgen dem Wanderweg am Schönbuchrand weiter auf den nächsten Bergsporn, zur ehemaligen Burg Müneck oberhalb von Breitenholz. Hier gilt es erneut eine Entscheidung zu treffen: Wer es streng nimmt mit dem Wandern mit der Ammertalbahn, muss sich überlegen, ob er jetzt wieder lieber nach Entringen zurückgeht, oder ob er vollends durchmarschiert bis nach Herrenberg. Der alte Bahnhof Reusten wird nämlich nicht mehr bedient, und zu den Bahnhöfen nach Altingen oder Gültstein zu wandern, ist nicht sonderlich attraktiv. Weniger puristische Wanderer haben auch die Möglichkeit, von Breitenholz oder von Kayh mit der RAB-Buslinie 7630 nach Herrenberg bzw. Entringen zu fahren.

Der Schönbuchrand von Herrenberg aus

Vom Bahnhof her ist es eine gewisse Durststrecke, bis man durch das Verkehrsgetöse die Herrenberger Altstadt erreicht hat. Man wird aber durch die freundliche, geruhsame Atmosphäre hier entschädigt. An der Stiftskirche vorbei geht es hinauf auf den Schlossberg, der einen herrlichen Rundumblick bietet. Weil wir uns dem «Schwäbischen Arkadien» zuwenden wollen, übersehen wir den Siedlungsbrei, der sich rings um Herrenberg ergießt, wir stören uns auch nicht an der Piste, die als A 81 das Gäu zerschneidet, und wir sehen auch im wahrsten Sinne des Wortes über die hässliche Lagerhalle zwischen Bondorf und Ergenzingen hinweg.

Weiter geht es den Berg hinauf auf den Rücken des Bergsporns, an dessen Fuß Herrenberg liegt. Auf dem Weg zur Straße Herrenberg–Hildrizhausen, am Alten Rain vorbei, gelangt man zu einem Naturfreundehaus, das zu einer Rast einlädt. Weiter geht es nach Südosten, vorbei am Waldfriedhof entlang des Schönbuchrands in Richtung Mönchberg und Kayh. Vom Bergsporn oberhalb von Kayh, dem Gra-



Die Herrenberger Altstadt staffelt sich mit ihren wichtigen Gebäuden wie Rathaus und Stiftskirche mit ihrem barocken Turmabschluss vom Tal aus den Schlossberg hinauf.

fenberg, bietet sich wieder eine der zahlreichen schönen Aussichtsmöglichkeiten, die der Schönbuchrand bietet. Während der Rast kann man sich Gedanken machen über den exotisch wirkenden Ortsnamen Kayh. Die Lösung ist recht einfach – der Ort könnte genauso gut auch Gehäu heißen – im Schwäbischen spricht sich beides gleich aus. Weiter geht der Weg entlang des Schönbuchtraufs zum Jägergarten, und von dort zur ehemaligen Burg Müneck oberhalb Breitenholz, womit wieder der Anschluss zum Weg von Tübingen her gefunden wäre. Kenner und Liebhaber des Schönbuchrands wandern auf halber Höhe weiter: Es geht durch zugewachsene Hohlwege, über ehemalige Wengertstaffeln, durch Wiesen und an Hecken vorbei. Immer wieder bieten sich reizvolle Aussichtsmöglichkeiten, die zu einer Rast einladen. Ein richtiger Wanderweg ist nicht in der Karte verzeichnet, geschweige denn in der Natur markiert, weil die Wege häufig nicht ausgemerkt sind, sondern lediglich aus Überfahrtsrechten resultieren bzw. aus dem Betretungsrecht nach dem Naturschutzgesetz. Wer aber Sinn für solche Erkundungen auf eigene Faust hat, dem sei dieser Teil des Schönbuchrands empfohlen.

LITERATUR

Bei der Fülle dessen, was man sich entlang der Ammertalbahn erwandern kann, konnte ich nur eine kleine Auswahl treffen, und vieles, das eigentlich genauer betrachtet gehört, musste gewissermaßen links liegen gelassen werden. Genauso geht es mit der kleinen Literaturliste über die Landschaft entlang der Ammertalbahn:

Jantzen, Hermann (1996), Grenzen und Marksteine, Kleine Tübinger Schriften 18, Tübingen.

Kluckert, Ehrenfried (1983), Tübingen und das Ammertal, Tübingen.

Landkreis Tübingen und Schwäbisches Tagblatt (Hrsg.) (1999), Fahrplan Nahverkehr Kreis Tübingen, Tübingen.

Manz, Dieter (1989), Flurdenkmale im Rottenburger Land, Rottenburg a. N.

Schwäbischer Albverein (Hrsg.) (1993), Natur – Heimat – Wandern Schönbuch–Tübingen–Rammert, 2. Aufl. Stuttgart.

Stadt und Landkreis Tübingen (Hrsg.) (1996/1997), Freizeitkarte Rad- und Wanderwege 1:35000, 7. Aufl. Tübingen.

Wetterhuhn Verlag (Hrsg.) (1999), Wo dr Besa hängt, Besenbuch Nr. 18. Besen-, Hecken-, Rädle- und Straußwirtschaften, Ausgabe 2000, Brackenheim.

KulturSommer in Herrenberg

Unverwechselbar ist Herrenberg. Sein markantes Gesicht, die gewaltige Stiftskirche auf mächtiger Terrasse in halber Höhe des Schloßberges, ist zum Wahrzeichen der Stadt geworden. Die historische Altstadt mit schönen Fachwerkhäusern, Marktplatz, Brunnen, schmalen Gassen, Staffeln und Winkeln sind Zeugen einer reichen, bewegten Vergangenheit.



Machen Sie einen Besuch in die Vergangenheit,
aber auch in der Gegenwart hat Herrenberg viel zu bieten!

Viele Veranstaltungen finden z. B. während des

Musik- & Theaterfestivals

„Sommerfarben 2000“ vom 1.–15. Juli auf dem Herrenberger Marktplatz statt. Wir bieten Ihnen künstlerische und kulinarische Köstlichkeiten aller Art.

Sie erreichen uns mit der S-Bahn (Linie 1), der Ammertalbahn Tübingen-Herrenberg oder über die A 81, B 14, B 28. Parkplätze sind an der Stadthalle, Bahnhof, Nufringer Tor und in der Mariengarage ausreichend vorhanden.

Rufen Sie uns an, wir beraten und informieren Sie gerne.
Telefon 07032/924-224 oder im Internet: <http://www.herrenberg.de>
E-Mail: stadt@herrenberg.de



HERRENBERG

Stadterlebnis am Schönbuch



Landschaftszimmer im Schloss Öhringen, in den 1790er Jahren ausgemalt von Schillinger.

Claudia Neesen Johann Jacob Schillinger (1750–1821) – zum 250. Geburtstag des Öhringer Hofmalers

Im Dezember vor 250 Jahren ist der Maler Johann Jacob Schillinger geboren worden. Noch immer zeugen eine ganze Reihe von Werken im Hohenlohischen von seiner Kunst, wenn auch viele seiner Arbeiten als verloren oder nicht mehr auffindbar gelten müssen. Das liegt im Wesentlichen daran, dass er bald nach seinem Tod in Vergessenheit geriet und damit umfangreichere Darstellungen über sein Leben nicht existieren. Erst anhand der größtenteils im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein aufbewahrten Quellen ließ sich Leben und Werk rekonstruieren; so konnte ein angemessenes Lebensbild eines Künstlers nachgezeichnet werden, der für seine Heimat eine herausragende Stellung beanspruchen darf.

Johann Jacob Schillinger wurde am 17. Dezember 1750 in Öhringen als Sohn des im Hohenlohischen sehr bekannten Zimmermanns Georg Peter Schillinger (1698–1774) getauft und dürfte somit wohl wenige Tage vorher geboren sein. Über seine Jugend, in der er höchstwahrscheinlich die deutsche Schule in seiner Geburtsstadt besuchte, ist kaum etwas bekannt. Bald trat er in die Fußstapfen seines Vaters und begleitete ihn bei entsprechenden Aufträgen. In diesem Zusammenhang ist eine Geschichte überliefert, die den wesentlichen Wendepunkt in Johann

Jacob Schillingers Leben markierte: Bei den von seinem Vater geleiteten Zimmerarbeiten am 1766 errichteten Kirchenneubau in Adelsheim soll er während eines Streites einem Mann mit der Axt eine Hand abgeschlagen haben und konnte dem Gefängnis nur dank einer Zahlung seines Vaters entgehen. Johann Jacob soll sich infolge dieses Vorfalls für den Beruf des Malers entschieden haben.

Ausbildung in Ludwigsburg Rückkehr nach Öhringen und Italienaufenthalt

Aber erst als Siebzehnjähriger legte man seine Ausbildung in professionelle Hände und schickte ihn dann 1771 nach Ludwigsburg, wo er bei den bekannten württembergischen Hofkünstlern und Lehrern der Académie des Arts, Nicolas Guibal (1725–1784) und Giosuè Scotti (1729–1785), lernen konnte. Deren künstlerischer Einfluss auf den hohenlohischen Maler ist in einigen seiner späteren Werke deutlich zu erkennen. An der Académie selbst war Schillinger entgegen den Wünschen seines Vaters jedoch nicht als Schüler eingeschrieben. Möglich geworden war der Ludwigsburger Aufenthalt nur durch großzügige Stipendien seines späteren Arbeitgebers, Fürst Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Oeh-

ringen, und der gemeinherrschaftlichen Verwaltung der Stadt Öhringen, die in dem jungen Mann ein förderungswürdiges Talent sahen. Verbunden mit der Gewährung dieser finanziellen Unterstützung war die Verpflichtung Schillingers, sich nach abgeschlossener Lehrzeit in den Dienst seines Gönners zu stellen. 1774 kehrte er in seine Heimatstadt Öhringen zurück.

Dort begann er wohl für Fürst Ludwig Friedrich Karl zu arbeiten, denn zwei Jahre später engagierte ihn der Kirchberger Fürst Christian Friedrich Karl (1729–1819) im Zuge der Neugestaltung der Wohnräume seines Schlosses in Kirchberg an der Jagst mit der Begründung, er habe sehen können, dass Schillinger ein fleißiger Arbeiter sei. In diesem Residenzstädtchen traf der Öhringer Maler 1777 auch seinen ehemaligen Lehrer Giosuè Scotti wieder, der damals dem Fürsten Pläne für eine neue Auffahrt zum Schloss lieferte. Dieser hat sehr wahrscheinlich den Anstoß für Schillingers Wunsch nach einem Italienaufenthalt gegeben, insbesondere bei ihm selbst in Mailand, wo seine Malkünste perfektioniert werden sollten. Die nötigen Finanzen für ein solches Unterfangen standen dem jungen Künstler selbst nicht zur Verfügung, weshalb er abermals den Öhringer Fürs-

ten um eine entsprechende Unterstützung in Höhe von 300 Gulden bat. Dieser gewährte sofort 100 Thaler, doch die anderen hohenlohischen Fürsten, die über den Zuschuss aus den gemeinherrschaftlich verwalteten Stiftsmitteln beratschlagen mussten, standen der Angelegenheit wesentlich reservierter gegenüber und stimmten letztlich einer Unterstützung in Höhe von 50 Thalern nur unter der Bedingung zu, dass Schillinger nach seiner Rückkehr im Land verbleiben und eine Zeichenschule zur Ausbildung der Jugend errichten solle.

Über seinen Italienaufenthalt ist kaum etwas bekannt. Fast die gesamte Zeit hielt er sich in Mailand auf, auch deshalb, weil er sich einen Teil seiner Lebenshaltungskosten durch Auftragsarbeiten selbst verdienen musste und somit weder die nötigen Mittel noch die entsprechende Mobilität besaß, die großen Stätten und Zentren der Kunst – Rom, Florenz, Neapel und Venedig – zu besuchen. Das von den Fürsten erhaltene Geld reichte jedenfalls bei weitem nicht dafür aus. Bereits im Sommer 1778 wandte sich Giosuè Scotti in einem Brief an die hohenlohischen Fürsten und bat sie darin, den Öhringer Maler abermals mit einer stattlichen Summe zu unterstützen, damit eine Reise nach Rom möglich würde.

Bayerische Landesausstellung 2000

Regensburg

18. Mai bis 29. Oktober 2000

Historisches Museum
am Dachauplatz
und
Reichstagsmuseum
im Alten Rathaus

täglich 9.30 bis 19.00 Uhr
Mittwoch und Samstag bis 21.00 Uhr

Eine Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte
in Zusammenarbeit mit den Museen der Stadt Regensburg

Bayerische Landesausstellung 2000

Bavaria Geschichte Germania auf Bayerisch Europa



Doch die Spendierfreudigkeit der hohen Herren hatte ein Ende, und deren Antwortschreiben fiel knapp und bestimmt aus: Entweder solle der Maler durch eigene Arbeit Reise und Aufenthalt bestreiten oder nach Ablauf der ihm bewilligten einjährigen Frist in sein Vaterland zurückkehren. Letzteres geschah, und so befand sich Schillinger Ende 1778 wieder in seiner Heimat. An großen Künstlern, an denen er sich durch Selbststudium und Kopien während seines Aufenthaltes schulte, nennt Karl Ludwig Juncker übrigens Anthonis van Dyck, Peter Paul Rubens, Anton Raphael Mengs und Giovanni Battista Crespì.

Ernennung zum Hofmaler und Tätigkeit als Künstler

Nach Öhringen zurückgekehrt, löste Schillinger nun die Verpflichtungen ein, die er mit der Finanzierung seiner Ausbildung von herrschaftlicher Seite eingegangen war. Am Öhringer Gymnasium wurde er als Zeichenlehrer eingesetzt und gab dort zweimal in der Woche öffentlichen Unterricht. Über die Bezahlung von 50 Gulden im Jahr beschwerte er sich allerdings bei den hohenlohischen Fürsten, die einerseits verwundert, andererseits verärgert reagierten: Wenn er ein *geschickter* Maler sei, so müsse er doch reichlich von entsprechenden Aufträgen leben können; außerdem habe man in ihn schon so viel Geld investiert, dass er endlich einmal Leistung zeigen solle. Im Herbst 1779 nahm Schillinger offiziell den Unterricht als Zeichenlehrer auf.

Ein gutes Jahr später, am 7. November 1780, wurde er schließlich von Fürst Ludwig Friedrich Karl von Hohenlohe-Oehringen zum Hofmaler ernannt, ein Schritt, der die wirtschaftliche Existenz des Künstlers durch entsprechende Aufträge sicherte. In der Ernennungsurkunde begründete der Fürst diese Maßnahme mit seiner *in der Mahler-Kunst erlangten besonderen Geschicklichkeit*. Diese Berufung bedeutete aber keineswegs, dass Schillinger nunmehr seinem künstlerischen Genie freien Lauf lassen konnte. Denn einerseits nahm sein Auftraggeber, wie in dieser Zeit üblich, starken Einfluss auf die Ausführung der Werke, andererseits war der Maler beileibe nicht nur mit rein künstlerischen Aufgaben betraut, sondern musste sich für eine ganze Reihe handwerklicher Arbeiten wie das Streichen von Wänden, Restaurierungen oder Illuminationen bei Festlichkeiten bereithalten. Daran wird sehr deutlich, dass an kleinen Höfen, wie sie die hohenlohischen nun einmal insgesamt darstellten, das tägliche Brot eines Hofkünstlers nicht in steter rein künstlerischer Arbeit bestehen konnte. Das lag daran, dass die finanziellen Mittel der Fürsten beschränkt waren und damit die Zahl der

Hofbediensteten einen gewissen Rahmen nicht überschreiten konnte; außerdem waren auch die Zahl und Größe der fürstlichen Bauten begrenzt. Nicht zu vernachlässigen ist ferner die Tatsache, dass die mit diesen beiden Ämtern verbundenen Aufgaben und Pflichten Schillinger in der Folge kaum noch Zeit ließen, sich länger außerhalb Öhringens in einer der anderen hohenlohischen Residenzen aufzuhalten, geschweige denn einen weiteren längeren Auslands-



Landschaftszimmer im Schloss Öhringen mit der Darstellung des Serapistempel bei Pozzuoli.

aufenthalt ins Auge zu fassen, um sich mit anderen Künstlern auszutauschen.

Am 8. Mai 1781 heiratete Schillinger die Pfarrerstochter Eva Friederike Seybold; aus dieser Ehe ging ein Sohn, Christian Friedrich, hervor, der im April 1788 geboren und 1806 zum letzten Öhringer Hofmaler ernannt wurde. Johann Jacob Schillingers Leben scheint seit den 1780er Jahren in recht regelmäßigen Bahnen verlaufen zu sein. Hauptsächlich war er in der Folgezeit mit Ausstattungsarbeiten in den Schlössern und Kirchen seiner fürstlichen Arbeitgeber beschäftigt. Außer für den Öhringer Fürsten führte er vor allem für den bereits genannten Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg und für Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen (1746–1818), der als Feldherr in der verlorenen Schlacht bei Jena 1806 traurige Berühmtheit erlangte, Aufträge aus. In die Achtziger- und Neunzigerjahre fielen seine großen Arbeiten in Döttingen, Öhringen und Orendelsall.

Mitte der 1780er Jahre zog Schillinger in die neu-erbaute Karlsruhstadt in Öhringen, wo er in direkter Nachbarschaft zu seinem «Arbeitgeber» Ludwig Friedrich Karl wohnte, denn das Fürstenpalais lag direkt neben seinem Haus. Dies ist durchaus als Zeichen der vom Künstler erworbenen herausragenden Stellung im Fürstentum Hohenlohe-Öhringen zu werten – der Fürst hatte gewichtige Mitsprache bei der Vergabe der Grundstücke –, zeugt aber auch von einem gewissen Wohlstand, den sich der junge Hofmaler bereits erworben hatte.

Der einzige nachweisliche Auftrag, der Schillinger seit seinem Italienaufenthalt weiter von seiner Heimat wegführte, waren Ausstattungsarbeiten für das Breslauer Stadtpalais und die Scheitniger Villa des Ingelfinger Prinzen Friedrich Ludwig im Jahr 1804. Die heute nicht mehr erhaltenen Arbeiten wurden seinerzeit überschwänglich gelobt, und ein Untergebener des Fürsten schrieb: *Er arbeitet mit so vielem Fleiß, als Geschmack und Sachkenntnis, und unsere hiesige Mahler gestehen gern, dass ihm kein einziger das nachmachen könne.* Allerdings konstatierte man ihm damals auch sonderbares Verhalten sowie wenig Erziehung und Bildung: *Er ging mit keinem Menschen um und saß den ganzen Tag [...] Tabak rauchen und Bier trinken. Den Jägern in der Stube im dritten Stock, wo er logierte, hat er ein etwas schmutziges Monument hinterlassen. Sie hatten ihn nämlich gebeten, ihnen etwas zu mahlen, dies versprach Schillinger und nun malte er über die eine Thür einen Pudel der Tabak raucht und dabei seine Nothdurft verrichtet und über die andere Thür eine Katze die sich am Hintern leckt. Es ist ewig schade, dass Schillinger nicht mehr Bildung in seiner Jugend erhalten.*



300 JAHRE
BAROCKRESIDENZ RASTATT
1700 – 2000

IN FÜLLE

JUBILÄUMSVERANSTALTUNGEN:

Offenes Schlossportal
am 15. Juli,
Sonderführungen,
Kinderaktionen,
Konzerte,
Internationaler
Schlosstag
am 16. September,
Vorträge



ILLUSIONEN

Veranstaltungskalender 2000
erhältlich im Besucherzentrum und
beim Prospektservice der Staatsanzeiger
für Baden-Württemberg GmbH,
Telefon 0711/66 601-44,
Telefax 0711/66 601-34,
prospektservice@staatsanzeiger.de
<http://www.schloesser-magazin.de>

Informationen:
Besucherzentrum/Schlosskasse
Telefon 07222/978-385
Telefax 07222/978-392
Geöffnet: Dienstag bis Sonntag
1. April – 31. Okt. 10 – 17 Uhr
1. Nov. – 31. März 10 – 16 Uhr



Ein weiteres Ereignis, das im Leben des hohenlohischen Hofmalers herausragt, ist seine Teilnahme an der ersten Kunst- und Gewerbeausstellung in Württemberg im Jahr 1812, zu deren Teilnahme König Friedrich öffentliche Aufrufe in den Zeitungen des Landes hatte drucken lassen. Der König hatte hierfür mehrere Säle im Alten Schloss in Stuttgart zur Verfügung gestellt und sie zu bestimmten Zeiten auch dem Publikum öffentlich zugänglich gemacht. Der Öhringer Künstler hatte hierfür sieben seiner Werke gemeldet, hauptsächlich Gouachen.

Johann Jacob Schillinger arbeitete bis ins hohe Alter als Hofkünstler und Zeichenlehrer am Öhringer Gymnasium, das 1812 zu einer Lateinschule herabgestuft wurde. Allerdings hatte der Maler in den folgenden Jahren immer stärker mit gesundheit-

lichen Problemen zu kämpfen, sodass er diesen Aufgaben immer seltener nachkommen konnte. Am 29. Juni 1821 verstarb er schließlich im Alter von 70 Jahren in Öhringen.

Insgesamt betrachtet, führte Schillinger ein wenig spektakuläres, aber für einen an einen kleinen Hof gebundenen Künstler doch sehr typisches Leben, das im Hinblick auf Ausbildung, Italienreise und Verpflichtung an die ihn fördernden Fürsten in geradezu vorgegebenen Bahnen verlief. Trotzdem kann man ihn in den hohenlohischen Fürstentümern als eine gewisse Berühmtheit bezeichnen, ließ es doch kaum ein Hof aus, bei ihm Aufträge aufzugeben oder ihn in seinem Atelier zu besuchen. Schillingers Ruhm verblasste allerdings rasch nach seinem Tod. Zwar lieferte noch der bekannte hohenlohische Schriftsteller Karl Julius Weber 1826 in seinem Buch *Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen* eine kurze Biografie über den Künstler und schrieb, dass dieser *unter glücklichern Umständen unter den berühmten Malern glänzen würde*, und auch in der 1865 erschienenen Oberamtsbeschreibung von Öhringen wurde er noch als *genialer Künstler* bezeichnet. Doch danach geriet er völlig in Vergessenheit, wohl auch deshalb, weil viele seiner Werke sich nicht erhalten haben.

Arbeiten für die Kirchen in Döttingen und Berlichingen

Johann Jacob Schillinger beschäftigte sich in seinen erhaltenen Werken vor allem mit Landschaften und biblischen Szenen. Das gilt auch für seine Arbeiten in den hohenlohischen Schlössern und Kirchen, die hier eingehender vorgestellt werden sollen.

Die malerische Ausgestaltung der Kirche in Döttingen, dem zweiten Residenzort des Fürstentums Hohenlohe-Kirchberg, ist eine der erhaltenen frühen Arbeiten Schillingers. Zwar hatte er bereits 1776 das Musikzimmer des Kirchberger Schlosses mit Maleereien versehen und war auch Anfang der 1780er Jahre mehrfach in dieser Residenz künstlerisch tätig geworden, doch existieren diese Kunstwerke ebenso wie die 1782/83 für das Schloss in Döttingen angefertigten Arbeiten nicht mehr.

Schillinger arbeitete seit dem Frühjahr 1783 an der Ausgestaltung der Döttinger Kirche St. Martin. In dem heute noch erhaltenen *Accord über den Anstrich der hießigen Kirche* verpflichtete sich der Künstler, die gesamte Kanzel, den Altar, die Orgel und Orgelbrüstung, das große und die beiden kleinen Kruzifixe und die Brüstung der Empore mit den zwölf Aposteln in Grisaille-Technik zu bemalen. Aber auch die Decke musste er laut Vertrag weiß tünchen. Beim Betreten des Raumes fallen die Apostel besonders



Evangelische Kirche St. Martin in Döttingen. Die Apostel-darstellungen malte Schillinger 1783.

Rechts: Die Marter des heiligen Sebastian, Altarblatt aus den 1780er-Jahren in der katholischen Pfarrkirche St. Sebastian in Berlichingen im Jagsttal.

ins Auge. In der künstlerischen Ausführung dieses Themas steht Schillinger ganz in der Tradition des Barock, in dem sich solche Apostelreihen bzw. Apostelköpfe außerordentlicher Beliebtheit erfreuten. Der Öhringer Maler wählte für die Darstellung der Figuren das Brustbild, das er auf einen kreisrunden grauen Hintergrund setzte, sodass die Bilder medaillonförmiges Aussehen besitzen. Über jedem Bild ist in lateinischen Großbuchstaben jeweils der Name des betreffenden Apostels angebracht.

Grundsätzlich orientierte sich Schillinger bei deren Darstellung an der gängigen Ikonographie, allerdings hielt er sich nicht an den seit dem Mittelalter üblichen Topos, die Apostel – mit Ausnahme des Johannes und des Thomas – als Zeichen ihrer Würde mit Bart darzustellen, sondern verzichtete auch bei Jakobus d. Ä. und Judas Thaddäus darauf. Außerdem verfolgte er die barocke Tradition, nach der das Apostelportrait als repräsentativer Charakterkopf vorherrscht. Insgesamt sind die Darstellungen von recht unterschiedlicher Qualität, doch fällt Schillingers Bemühen ins Auge, den einzelnen Personen eine gewisse Individualität zu verleihen, ohne aber eine Verinnerlichung oder Psychologisierung der Figuren anzustreben oder zu erreichen. Die beiden mittleren Bilder der Orgelbrüstung zeigen die Gablegung und die Auferstehung Christi, schlichte

und auf die wesentliche Aussage der Szene beschränkte Darstellungen. Diese Motive verwandte er ganz ähnlich auch bei den Kanzelschilden der Orendelsaller Kirche. Im Ganzen gesehen, wird der Innenraum der Döttinger Kirche von den in Grau und Ocker gehaltenen Malereien Schillingers dominiert, auch wenn in der Ausführung eine gewisse Schlichtheit vorherrscht.

Eines der Hauptwerke Schillingers ist das Altarblatt der Marter des heiligen Sebastian für die gleichnamige katholische Pfarrkirche in Berlichingen, deren damaliger Bau im 19. Jahrhundert sukzessive



abgebrochen wurde. Im heutigen Kirchenbau hängt das Bild an der linken Wand vor dem Chor. Es ist eines seiner wenigen bekannten bzw. erhaltenen Ölgemälde, an dem sich zudem stilistische Vorbilder ausmachen lassen. Entstanden ist dieses Werk in den 1780er Jahren, genau datieren lässt es sich allerdings nicht.

Der heilige Sebastian gehört zu den in der bildenden Kunst am häufigsten dargestellten Heiligenfiguren. Bevorzugt wird die Szene des eigentlichen Martyriums, wenn Sebastian an einen Baum oder eine Säule gefesselt und von Bogenschützen umringt ist.

Auch Schillinger wählte diese Situation aus und orientierte sich für seine Darstellung an dem zwischen dem 15. bis 18. Jahrhundert häufigsten Typus, der die Person fast nackt zeigt. Dieses Schema hielt der Öhringer Künstler ein, indem er Sebastian, die Mittelachse des Bildes einnehmend, ebenso zeigt. Der muskulöse, in helles Licht getauchte Körper des Heiligen ist bis auf einen weißen, aus faltenreichem Tuch bestehenden Lendenschurz entblößt. Insgesamt wirkt der Körper, durchbohrt von Pfeilen, etwas schwerfällig und gedrunken. Trotzdem zeichnet die Körperhaltung einen c-förmigen Schwung nach und schafft somit zusammen mit der ausgeprägten Hell-Dunkel-Malerei ein Moment der Bewegung.

Diese Elemente sind typisch für die hochbarocke Malerei und erinnern an so prominente Vorbilder wie den italienischen Maler Caravaggio (1573 bis 1610), ein Künstler, der das sogenannte Chiaroscuro zu höchster Vollendung brachte, oder Rembrandt (1609–1669), der die letzten Möglichkeiten dieser Hell-Dunkel-Malerei entwickelte. Aber auch auf – zeitlich und räumlich – näher liegende Vorbilder, die Schillinger in seiner Ausbildungszeit gesehen haben könnte, weist das Gemälde des Sebastian. Insbesondere in Bezug auf die Gestaltung des Gesichtes sind Parallelen zu Darstellungen des vielfach in Ludwigsburg tätigen Carlo Carlone (1686–1775) festzustellen, die Gestaltung der Partie des Oberkörpers sowie des Kopfes verweist auf Giosuè Scottis Altarblatt «Das Martyrium des heiligen Mauritius» in Zwiefalten.

Die besonderen künstlerischen Gestaltungsmittel, die Schillinger bei seinem Sebastian einsetzte, zeigen ihn als einen Künstler, der noch tief im Hochbarock verwurzelt ist, und das zu einem Zeitpunkt, als sich in Europa der Klassizismus durchgesetzt hatte. Zu erklären ist dieses Phänomen einerseits mit Vorgaben von herrschaftlicher Seite, die oft eher konservativ geprägt waren, andererseits mit der fehlenden Möglichkeit Schillingers, mit führenden Künstlern seiner Zeit Austausch zu pflegen und somit die aktuellen künstlerischen Strömungen kennenzulernen.

Das Landschaftszimmer im Öhringer Schloss und St. Martin in Orendelsall

Die Tapetenmalereien im sogenannten Landschaftszimmer des Öhringer Schlosses – dem heutigen Rathaus der Stadt – bilden zweifelsohne das Hauptwerk Schillingers, da diese fünf Bilder an Qualität und Größe seine übrigen erhaltenen Arbeiten übertreffen. Die Entstehungszeit lässt sich aufgrund der äußerst spärlichen Archivalienüberlieferung nur grob festlegen, unter anderem aufgrund der verwendeten Vorlagen ist sie wohl in den 1790er-Jahren zu veranschlagen.

Auffallend bei diesen in hellen, lichten Farben gehaltenen Bildern ist die Dominanz der Ruinendarstellungen gegenüber der eigentlichen Landschaft. Die architektonischen Elemente füllen den Bildvordergrund und -hintergrund, während Bäume und Sträucher nur spärlich und zumeist im Hintergrund der Kompositionen vorhanden sind. Die Parallelen zu den Werken des französischen Malers Hubert Robert (1733–1808), der sich auf die Darstellung von Ruinen spezialisiert hatte, sind ganz offensichtlich. Große Verbreitung fanden dessen Bilder unter anderem durch Richard Saint-Nons fünfbandiges Stichewerk *Voyage pittoresque*, für die Robert etliche Ansichten der Gegend um Neapel lieferte. In diesem Werk, das auch der Öhringer Fürst besaß, ist der Verknüpfungspunkt zwischen den Werken beider Künstler zu sehen, dienen dem Öhringer Maler doch die dort abgebildeten Veduten als Vorlage für die Ausgestaltung des Landschaftszimmers. Besonders signifikant wird das bei der Darstellung eines Rundtempels, als dessen Vorbild ihm die Zeichnung des Serapistempels von Pozzuoli im zweiten Band des besagten Werkes diente. Fast exakt hielt sich Schillinger an diese Vorgabe: Bewuchs der ruinösen Kassettenkuppel, Anordnung der Säulen und steinerne Frauenstatuen, ja sogar die Faltenwürfe in deren Gewand übernahm er genau. Verändert wurde lediglich der Bildausschnitt. Während Robert



Johann Jacob Schillinger: Auferstehung Christi. Kanzelschild in der Kirche St. Martin in Orendelsall von 1793.

die Gesamtanlage zeigte, wählte Schillinger nur das einem Rundtempel ähnliche Brunnenhaus und damit das effektivste Motiv der Komposition.

Dass Schillinger in großem Maße auf Stichvorlagen zurückgriff, ist für damalige Künstler durchaus üblich. Seine Leistung bestand vor allem darin, einer zeichnerischen Vorlage farbliche Gestalt zu verleihen, und auch die Komposition mit der pittoresken und effektvollen Anordnung der Ruinen, der Vegetation und der Staffagefiguren sowie die Farbgebung darf als durchaus gelungen und für seine Zeit als modern bezeichnet werden. Darüber hinaus wird an diesem Werk deutlich, dass auch in der hohenlohischen «Provinz» die großen und aktuellen Kunstströmungen der Zeit Eingang finden konnten und die Schlösser – zumindest in den Innenräumen – im jeweils aktuellen Kunstgeschmack ausgestattet wurden.

Für die Kirche in Orendelsall, seinerzeit im Besitz Ludwig Friedrich Karls von Hohenlohe-Oehringen, fertigte Schillinger 1793 drei Ölgemälde für die Schilde in der Kanzel an. Sie zeigen die Geburt, die Grablegung und die Auferstehung Christi. Insbe-

sondere das letzte Bild gehört zu seinen interessantesten Werken, da es Schlüsse auf seine Lehrzeit zulässt. Die Auferstehung, die er ähnlich, aber in einfacherer Ausführung auch schon für die Döttinger Kirche gemalt hatte, orientiert sich in dem Typus des schwebenden Christus ganz an der barocken Tradition. Wie schon bei seinem Sebastian-Gemälde griff der Öhringer Maler auf starke Hell-Dunkel-Gegensätze zurück und bezeugte damit ein eher altertümliches Stilempfinden. Das eigentlich Interessante an diesem Werk ist aber, dass hier eindeutig der Einfluss Nicolas Guibals auf Schillinger festgestellt werden kann. Vergleicht man nämlich das Gemälde des Öhringer Hofmalers mit dem 1766 von Guibal fertiggestellten Deckengemälde der Schlosskapelle auf der Solitude, das dasselbe Sujet zum Inhalt hat, so werden augenfällige Parallelen sichtbar. Die Christusfigur ist fast identisch ausgeführt, die Drapierung des Tuches um die Lenden der Figur ist detailgenau übernommen und auch die Komposition wurde weitgehend beibehalten. Dies spricht eindeutig dafür, dass Schillinger Schüler Guibals gewesen ist und mit dessen Werken vertraut war. Da es sich bei der Schlosskapelle in der Solitude um die katholische Privatkapelle des Herzogs Karl Eugen handelte, konnte der Öhringer Maler das Deckengemälde kaum aus eigener Anschauung kennen.

Zieht man abschließend vom kunsthistorischen Standpunkt aus ein Resümee über Schillingers Arbeiten, so ist zu bemerken, dass seine Werke nichts genuin Neues schaffen, sondern ihre Ideen vor allem aus Vorbildern und Vorlagen schöpfen – eine damals nicht unübliche Arbeitsweise. Trotzdem wurden durch seine Werke in fürstlichem Auftrag Akzente in der hohenlohischen Kunst gesetzt, die es auch heute noch wert sind, betrachtet zu werden. Man gewinnt dadurch einen Eindruck von dem – vor allem durch die finanziellen Möglichkeiten bestimmten – Stellenwert der Kunst und dem Kunstgeschmack der hohenlohischen Fürsten, die trotz der Begrenztheit der finanziellen Mittel dennoch versuchten, ihrem Repräsentationsbedürfnis auf dem Niveau der Zeit nachzukommen. Und Johann Jacob Schillinger trug zur Verwirklichung dieser Ansprüche wesentlich bei.

LITERATUR

Fischer, Wolfram: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung. Tübingen 1958.

Juncker, Karl Ludwig: Johann Jacob Schillinger. In: Meusel, Johann Georg: Museum für Künstler und Kunstliebhaber oder Fortsetzung der Miscellaneen artistischen Inhalts, siebentes Stück. Mannheim 1789. S. 121–130.

Neesen, Claudia: Johann Jacob Schillinger (1750–1821). Studien zu Leben und Werk eines hohenlohischen Hofkünstlers. In: Jahrbuch für Württembergisch Franken 78 (1994). S. 91–204.

Neesen, Claudia: «Im Land verbleiben und sich engagieren.» Der Öhringer Hofmaler Johann Jacob Schillinger (1750–1821). In: Beiträge zur Landeskunde Nr. 3 (Juni 1994). S. 7–11.

Schillinger. Künstler – Köpfer. Ein schönes Buch über Leben und Werk der Hohenloher Hofhandwerker- und Künstlerfamilie Schillinger. Hg. vom Öhringer Heimatverein. Öhringen 1993.



12. Mai bis 5. Nov. 2000

ZWISCHEN ALPEN UND NORDMEER

ZIVILISATORISCHES ERBE EINER EUROPÄISCHEN MILITÄRMACHT

LANDESAUSSTELLUNG DES FREISTAATES BAYERN

AUSSTELLUNGSZENTRUM
LOKSCHUPPEN ROSENHEIM
Rathausstraße 24, Rosenheim
Internet: www.lok-schuppen.de

täglich 9–18, Do. 9–20 Uhr
Telefon 08031/3659036

Prähistorische Staatssammlung München
in Zusammenarbeit mit der
Veranstaltungs + Kongress
GmbH Rosenheim

Schirmherrschaft
Der Bayerische Ministerpräsident

Der Schwäbische Heimatbund veranstaltet unter der Führung der Autorin Claudia Neesen M.A. am **Freitag, den 29. September 2000** die Tagesexkursion «Dorfkirchen im Hohenloher Land». Auf dieser Reise werden unter anderem die Werke Johann Jacob Schillingers in der ev. Pfarrkirche in Orendell und in St. Martin in Döttingen besichtigt.

Information und Anmeldung bei: Schwäbischer Heimatbund, Frau Finckh, Tel. 0711-2394211

Friedrich Weller «Nicht imponieren, sondern beglücken» –
der Maler Julius Herburger



Selbstbildnis, 1946, Öl.

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Julius Herburger gibt Anlass, dieses bedeutenden Malers aus Oberschwaben zu gedenken. Er wurde am 25. Mai 1900 in Ravensburg geboren. Dort hat er auch die weitaus meiste Zeit seines Lebens bis zu seinem Tod am 2. September 1973 verbracht. Väterlicherseits entstammte er einer hier ansässigen Kaufmannsfamilie, deren Wurzeln nach Isny reichen, während seine Mutter aus Künzelsau kam. Es soll hier nicht zu ergründen versucht werden, ob seine künstlerische Begabung mehr aus dem allgäu-oberschwäbischen oder dem fränkisch-hohenlohischen Erbe gespeist wurde; dass er sie in hohem Maße besaß, zeigte sich schon während seiner Schulzeit.

Dies veranlasste den Ravensburger Fabrikanten Eduard Kutter, sich für eine entsprechende Weiterbildung des Siebzehnjährigen in Stuttgart zu verwenden, denn *die Eltern, die ein Tapetengeschäft betreiben, sind nicht in den Verhältnissen, um ihren Sohn in*

seiner Kunst ausbilden zu lassen. Die Ausbildung wird allerdings zunächst noch durch den Ersten Weltkrieg gebremst, dessen Ende er als Musketier in Belgien erlebt.

Die Stuttgarter Jahre der künstlerischen Ausbildung

Seit 1919 studiert Julius Herburger an der Kunstakademie in Stuttgart, 1921 unterbrochen durch einen Einsatz als Angehöriger des Freikorps in Oberschlesien. Seine Lehrer an der Akademie sind die Professoren Christian Landenberger, Heinrich Altherr und Arnold Waldschmidt. Die beiden letzteren gehörten zu den ersten konstituierenden Kräften einer fortschrittlichen Künstlergruppe, die sich 1923 im Kunstgebäude am Schlossplatz erstmals als «Stuttgarter Sezession» der Öffentlichkeit vorstellte. *Die Stuttgarter Sezession ermöglichte dem 25jährigen Herburger das Debüt vor der Kunstöffentlichkeit, und sie hatte in ihm auch einen ihrer aktivsten Mitstreiter, nicht nur um Neuland zu erobern, sondern auch wenn es galt, gegen oberflächliche Mode-Erscheinungen Front zu machen. Die wagemutigen Kunstgalerien Schaller und Valentien, auch die Sammlung Hugo Borst nahmen Herburger in den Kreis ihrer Aussteller auf* (KRAFT 1990).

Doch bleibt sein Horizont nicht auf den Stuttgarter Künstlerkreis beschränkt. Herburger studiert gastweise alte Techniken an der Münchner Akademie und bildet sich beim Besuch zahlreicher Ausstellungen in Deutschland und der Schweiz weiter. Von besonderer Bedeutung werden zwei Reisen nach Paris (1926 und 1928), wo er gemeinsam mit seinem elf Jahre älteren Freund Willi Baumeister die Ateliers von Mondrian, Léger und Le Corbusier besucht. Er selbst ist mit dem Deutschen Künstlerbund als dessen jüngstes Mitglied in Berlin, Essen und Wien sowie bei der legendären Glaspalastausstellung in München erfolgreich vertreten. 1928 erhält Julius Herburger den «Preis der Stadt Stuttgart».

Wieder in Ravensburg – «Zeitlebens in Stuttgart mehr geschätzt als in Oberschwaben»

Alles scheint auf eine über Süddeutschland hinausreichende, möglicherweise spektakuläre Karriere des jungen Künstlers hinzuweisen. Doch dann kehrt er 1928 – wie es in den Biografien kurz heißt – *aus familiären Gründen* wieder nach Ravensburg zurück.

Von dort stellt er bis 1933 noch regelmäßig in Stuttgart aus.

Bereits kurz nach seiner Rückkehr in die Heimatstadt hatte er den Auftrag für ein repräsentatives Wandbild im dortigen Gymnasium erhalten. Als ihn Jahre später der Schulleiter auffordert, das Bild mit Hakenkreuzfähnchen zu «verzieren», lehnt er dies ab, worauf das Werk übertüncht wird. 1937 fällt ein Meersburg-Gemälde im Museum der Stadt Ulm einer «Säuberungsaktion» als «entartete Kunst» zum Opfer.

1938 heiratet er seine langjährige Verlobte, die aus Colmar stammende Gymnasiallehrerin Maria Weinhardt. Sie bietet ihm nicht nur die Grundlage für ein gesichertes Zuhause, sondern bleibt auch zeit seines Lebens die verständnisvolle Gesprächspartnerin und das oft porträtierte Modell des sensiblen, immer wieder von Selbstzweifeln geplagten Künstlers, der von 1939 bis 1945 zusätzlich unter den Banalitäten und Demütigungen eines über fünf Jahre währenden Militärdienstes bei einer Luftnachrichten-Abteilung in München leidet.

Umso mehr stürzt sich Julius Herburger nach Kriegsende wieder in seine Arbeit. Trotz materieller Nöte waren diese ersten Nachkriegsjahre auch *die wunderbaren Jahre*, eine Ära großer Hoffnungen und menschlicher Annäherung, wie sein von Berlin nach Friedrichshafen verschlagener Malerkollege André Ficus schreibt.

Schon 1946 sehen wir Herburger als Gründungsmitglied der Oberschwäbischen Sezession (später Sezession Oberschwaben-Bodensee SOB), von der er sich jedoch bald wieder zurückzieht, da ihm ihr nach seiner Ansicht modernistischer Kurs nicht mehr zusagt. Doch beteiligt er sich an Ausstellungen und als Jurymitglied bei der wiedergegründeten Stuttgarter Sezession und beim Württembergischen Kunstverein. Sein langjähriger Freund, der kunstsinnige Wangener Landrat Dr. Walter Münch, meint dazu: *Sachkenner im Lande sagen, dass J. H. zeitlebens in Stuttgart mehr geschätzt wurde als in Oberschwaben, ja, dass er dort in Künstlerkreisen wie in öffentlichen Museen und privaten Galerien mehr Bekanntheit und Geltung genoss als jeder andere Maler seiner Generation aus Ober-*



Häuser mit kahlem Baum. Ölbild von 1928. Die vom Grau beherrschte, verhaltene Farb Stimmung ist charakteristisch für die Akademiezeit.



«Bin im Strandcafé»,
Ölbild von 1939.

Rechts:
«Musisches Triptychon», 1957 in Öl
gemalt. Eine Huldigung des Künstlers
Julius Herburger an Malerei, Musik und
Dichtung, entsprechend seinen eigenen
vielseitigen Begabungen
und Interessen.

schwaben. In dieses Bild passt, dass er in Ravensburg zwar von 1928 an malt und zeichnet, aber erst 25 Jahre später, mit 52 Jahren, erstmals eine Einzelausstellung veranstaltet, und zwar ausschließlich mit Zeichnungen. Seine erste Gemäldeausstellung zeigt er in Ravensburg sogar erst zu seinem 65. Geburtstag! Bei deren Eröffnung sagt er: *Je älter man wird, desto freundlicher scheinen einem seine Mitbürger gesinnt zu werden. Nun, vielleicht lag es auch an mir, und was ich manchmal für Zurücksetzung hielt, war vielleicht meine eigene Zurückhaltung.*

Die Heimatstadt als Schicksal –
«Wirklich gekannt haben ihn wohl nicht allzu viele»

Diese lange Zurückhaltung hatte ihre Wurzeln zweifellos in der Diskrepanz zwischen dem durchgeistig-

ten Wesen des sensiblen Künstlers und den eher am Ideal eines «homo oeconomicus» orientierten Bürgern seiner Heimatstadt, von denen er in einem Gedicht sagt: *Sie sind so schrecklich tüchtig.*

Wirklich gekannt, im wahren und eigentlichen Sinn des Wortes, haben ihn wohl nicht allzu viele. Den vordergründig-gesellschaftlichen Anlässen hielt er sich nach Möglichkeit fern, erst recht der betriebsamen Kunst-Öffentlichkeit, gegen die er tiefe Abneigung empfand (FICUS 1990). Aber auch viele seiner Mitbürger hielten ihrerseits Distanz zu dem großen, noblen Herrn (RENZ 1990), dessen Wortkargheit ihn seiner Umgebung als unnahbar erscheinen ließ. Den eher wie ein schweigsamer Gymnasialprofessor wirkenden Maler Julius Herburger umgab immer schon eine Aura der Weltferne. Vielleicht war es gerade diese scheinbare Abgeklärtheit, die mich zum Widerspruch reizte (RENZ 1990).

André Ficus (1990) präzisiert diese Erscheinung der Weltferne und scheinbaren Abgeklärtheit so: leptosomer Typus, hochgewachsen und hager, ja asketisch wirkend; stets auf das Korrekteste gekleidet, höflich, verhalten verbindlich, liebenswürdig nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung, im allgemeinen mehr aufmerksam registrierend, beobachtend, zuhörend als selbst aus sich herausgehend.

Trotz dieser Zurückgezogenheit war er keineswegs ein ungeselliger Einzelgänger. Des öfteren war er in der Runde einiger Ravensburger Honoratioren in dem mit seinen Bildern geschmückten Café Kraft anzutreffen. Besonders gern verkehrte er mit musiksinnigen Menschen (...), mit denen er sich zur Hausmusik

weg des Malers Julius Herburger, dessen Schicksal die Heimatstadt war, versöhnlich und versöhnt. Lag in der lebenslangen Bindung an die enge Heimat die Tragik begrenzter Entfaltung beschlossen, so darf man in ihr doch die Triebfeder immer neuer Motivationen erkennen, die ein Künstlerleben schließlich zur Meisterschaft und Vollendung führten.

Der künstlerische Nachlass von Julius Herburger

Herburgers Gemälde und Zeichnungen sind heute weithin zerstreut. Sie wurden sowohl von privaten Sammlern als auch öffentlichen Institutionen wie



zusammenfand. Überhaupt nahm die Musik eine große Rolle in seinem Leben wie in seinen Bildmotiven ein; er spielte Bratsche, und seine Gattin war eine ausgezeichnete Pianistin. Auf der anderen Seite hatten es ihm die skurrilen Spiele und Bräuche der Schlaraffia angetan (FICUS 1990), einer Vereinigung, in deren Kreis sein Esprit und Humor hoch geschätzt wurden.

1972 erhielt Julius Herburger, bereits von schwerer Krankheit gezeichnet, im altherwürdigen Kleinen Ratssaal seiner Heimatstadt aus der Hand des damaligen Tübinger Regierungspräsidenten (und Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes) Willi K. Birn das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Im Jahr darauf ist er gestorben. Über den Tag seiner Beerdigung schreibt André Ficus: *Es war einer dieser wundervollen Septembertage, die alles mit dem Glanz abgeklärter Heiterkeit vergolden, und so endet der Erden-*

Landratsämtern und Regierungspräsidien erworben und fanden ihren Weg in Galerien und Museen, u. a. in die Württembergische Staatsgalerie und die Städtische Galerie Stuttgart. Die größte Sammlung besitzt die Stadt Ravensburg – dank eines Vermächtnisses der 1982 verstorbenen Witwe des Künstlers und ergänzender Ankäufe sowie der Überlassung eines Teils des Nachlasses seitens der Erbgemeinschaft Herburger.

Leider ist die 1983 von Oberbürgermeister Karl Wäschle eröffnete ständige Ausstellung wenige Jahre später dem Rotstift der Stadtkämmerei zum Opfer gefallen. Umso größere Bedeutung erlangten verschiedene zeitlich befristete Gedächtnis-Ausstellungen und die dazu herausgegebenen Kataloge. Der – nicht nur im ursprünglichen Wortsinn – gewichtigste erschien zur Eröffnung der Ausstel-



«Abendstimmung
beim Hähnlehof»,
Ölbild von 1951.
Das Bild gibt die stille
Weite des inzwischen
überbauten Talgrun-
des westlich von
Weingarten wieder.

lung Julius Herburger zu seinem 90. Geburtstag im Museum Langenargen. Dem rührigen Leiter des Museums, Eduard Hindelang, gelang es nicht nur, in Buch und Ausstellung eine erstaunliche Fülle eindrucksvoller Bilder zu einem repräsentativen Querschnitt durch Herburgers Werk zu vereinen, sondern auch namhafte Kenner der Bodenseekulturszene für textliche Beiträge zu gewinnen. So entstand ein *Musterbeispiel der Kunstliteratur* (Deutsch-schweizerisches PEN-Zentrum 1990), dem auch die Zitate des vorliegenden Beitrags entnommen sind.

In diesem Band wurden erstmals auch Auszüge aus dem im Ravensburger Stadtarchiv verwahrten schriftlichen Nachlass der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Peter Eitel, Gisela Linder und Josef W. Jancker legen Selbstzeugnisse des Künstlers vor, die tiefe Einblicke in sein Denken und Fühlen, in seine Ansichten über das Wesen der Malerei und ihre Mittel, über das eigene künstlerische Schaffen und die ihn umgebende Kunstszene ermöglichen.

Julius Herburger als Autor und Dichter

Zugleich lernen wir Herburger in seinen Tagebüchern, Briefen, Aphorismen und Gedichten als einen kultivierten, stilsicheren und pointenreichen Meister des Wortes kennen. Unter seinen Gedichten finden sich neben Kabinetttücken satirischer Zeitkritik auch Verse voll tiefer Poesie:

Herbst

*Von den Bäumen, die in diesen Tagen
Alt geworden, fallen still die welken, blassen
Blätter – langsam, wie um die Minuten anzusagen
Und die Wege fühlen sich nun ganz verlassen.*

*Manchmal fällt ein Laut in diese Stille –
Wie ein Wort, das Einer zu sich selber spricht.
Nebel kriechen um die Hänge, als verhülle
Eine Hand zu traurigsten Gedanken ein Gesicht.*

Julius Herburger hat seine schriftstellerische Ambition jedoch nie professionalisiert. Er wusste sehr wohl, dass er damit seiner Berufung als Maler im Weg stehen würde und als «Malerpoet» weder das eine, noch das andere richtig sein könnte:

Malerpoet

*Ein Maler malt,
Ein Dichter dichtet.
Und jeder fühlt,
Wie er verzichtet.*

*Warum verzichten?
Malen – Dichten,
Kann man's verbieten?
Oh, mitnichten!*

*So malt der Dichter
Schreibt der Maler.*

Und je nach Laune
Hat die Wahl er.

Ein Dichter malt
Ein Maler dichtet.
Das Werk ist wert, --
Dass man's -- vernichtet.

Das Ringen um einen eigenen Stil –
«Hole die Anregung fast immer aus der Natur»

Als Maler und Zeichner ist Julius Herburger von großer Vielseitigkeit. Das gilt sowohl für seine Techniken als auch für die Wahl seiner Sujets. In Zeichnungen, Aquarellen, Ölbildern und großen Wandbildern hat er seine Umwelt reflektiert: Landschaften, Interieurs, Stillleben, Menschen – in Einzelportraits, kleinen Gruppen und großen Zusammenballungen. Auffallend ist die Zahl seiner Selbstportraits: *In ganz Württemberg hat wohl kein anderer Maler eine so große Serie von authentischen Selbstbildnissen präsentiert. Sie beginnen mit 22 Jahren und reichen bis über sein 70. Jahr. Dies zeigt Lebensgeschichte auf, spricht für das Verlangen nach wiederkehrenden Befragungen und Rechenschaft vor sich selbst, für Skepsis und Behauptungswillen* (MÜNCH 1990). Rechtfertigung vor sich selbst hat er sich immer wieder abverlangt. Selbstzweifel führten mitunter zu Depressionen, wenn seine Bilder seinen hohen Ansprüchen nicht genügten. Bei der Eröffnung der Ausstellung zu seinem 65. Geburtstag sagt er rückblickend: *Manchmal bedaure ich, dass ich so viele Bilder schon zerstört oder übermalt habe bei den so häufigen Anfällen von Unzufriedenheit und Depressionen – wenn ich sie noch hätte, könnte ich damit diesen Saal noch zweimal füllen.*

Aber da ist andererseits eben dieser Behauptungswillen, der ihn immer wieder weiterarbeiten, sich selbst treu bleiben und innere Unabhängigkeit bewahren lässt – auch gegenüber den verschiedenen herrschenden Kunstrichtungen, von denen er sich im Laufe seines Lebens umgeben sah. Schon vor Beginn seines Studiums an der Stuttgarter Akademie hatte er einen hohen Stand erreicht. Die wenigen erhaltenen Blätter aus dieser frühen Zeit lassen seine angeborene Virtuosität erkennen. *Auf der Akademie diszipliniert er seine Virtuosität mit Stift und Feder, das Zuviel an zeichnerischem Schwung, das ihm anfangs den Umgang mit der Farbe erschwerte* (KRAFT 1990). Dabei lassen sich Einflüsse seiner Stuttgarter Akademielehrer Landenberger und Altherr, mit denen das Kraftfeld zwischen schwäbischem Impressionismus und tonig-expressionistischer Malerei unrissen werden kann, kaum nachweisen. *Hingegen scheinen 1926 bzw. 1928 unter-*

nommene Reisen nach Paris Anregungen gegeben zu haben. (...) Die Bilder der ausgehenden 20er Jahre lassen denn auch Elemente des Nachkubismus erkennen, sie sind abstrahiert und geometrisiert, hinzu kommen aber auch Einflüsse der Neuen Sachlichkeit. Die Farbe ist schlank und dünn aufgetragen, begnügt sich gern mit wenigen, auf delikate Graugründe gesetzten Akkorden. Diese Leinwände werden heute von Kennern besonders geschätzt, weisen sie auch nicht den Reifestil des Künstlers auf, muten gegenüber seiner späteren Farben- wie Formensprache recht fremd an. Sie lassen den Betrachter jedoch ahnen, wie weit gespannt die Optionen waren, die dem jungen Herburger zu Gebote standen, wie anders seine Kunst sich bei bruchloser Weiterverfolgung der zeitgenössischen Tendenzen vielleicht entwickelt hätte. Umso mehr verdient es unseren Respekt, dass er diese Ansätze, wohl als seinem tiefsten Wesen nicht kongruent, verwarf und andere Wege suchte (FICUS 1990).

In diesem Zusammenhang mag auch sein Weggang von Stuttgart in einem anderen Licht erscheinen. Waren es wirklich nur familiäre Gründe, die ihn zur Rückkehr nach Ravensburg bewogen, oder spielte dabei diese Suche nach anderen Wegen eine entscheidende Rolle, die ihn auf Distanz zu Willi Baumeister gehen ließ, dem so ganz Anderen, dem *Chef d'Ecole der Abstrakten* (FICUS 1990)? *Zwar ist der Weg zur Abstraktion Herburger keineswegs fremd, und für den wohl bedeutendsten Abstrakten, Paul Klee, empfindet er sogar Sympathie. Er spürt dort eine, wenn auch andere, so doch voll erfüllte Welt* (KRAFT 1990). Auf der Suche nach seiner eigenen Welt entfernt sich Julius Herburger von seinem bisherigen Werk. Am 30. April 1928 schreibt er an Maria Weinhardt: *Meine Bilder werden in der Erinnerung immer unbedeutender. Ich entdecke immer mehr Schwächen, je mehr ich an neuen arbeite – ich hätte nicht gedacht, dass ich so bald satt bekomme, was ich vor einigen Wochen erst gemalt habe. ... Gleich als die Bilder fertig waren – noch im Entstehen –*

Eine anschauliche Ergänzung zum Projekt
»Unter dem Rad der Geschichte« des SHB:

Apokalypse

Endzeiterwartungen im evangelischen Württemberg



Ausstellung des Landeskirchlichen Museums
Friedenskirche, Stuttgarter Straße 42, 71638 Ludwigsburg
bis 16. Juli 2000

Öffnungszeiten:
Di – Fr 14.00-17.00 Uhr, So und Feiertage 11.30-17.00 Uhr
Führungen nach Voranmeldung – auch außerhalb der Öffnungszeiten
Telefon 07141 / 93070, Fax 07141 / 93075

Katalog – 182 S., zahlr. Illustr., mit Beiträgen von J. Moltmann,
E. Eppler u. a. – DM 32,-

wusste ich, ich würde nicht zufrieden sein, und malte in Gedanken schon neue. Doch ist es manchmal schwer, das zu verwirklichen, was man im Kopfe hat. Aber ich tröste mich damit, dass sie mal wenigstens in der Vorstellung da sind: sie werden bald kommen.

Solche Sätze lassen den mit der Rückkehr nach Ravensburg einsetzenden Stilwandel nicht als Folge einer «provinziellen Bürgerlichkeit» erscheinen, sondern als bewusst eingeschlagenen Weg zu seiner eigenen Welt. Das schließt Anregungen durch andere Künstler nicht aus. Wichtige Anreger für ihn sind Max Beckmann und Paul Cézanne – immer wieder Cézanne. Wie dieser sieht er die Natur als seine größte Anregerin. Geradezu trotzig erklärt der 65-Jährige: *Dass ich die Anregung fast immer aus der Natur hole, das wird sich, auch wenn sich meine Malerei noch stark verändern sollte, das wird sich nie ändern. Aber: Die Natur kopieren, abschreiben zu wollen, ist ein Unsinn. Das Bild ist etwas anderes, es ist die durch künstlerisches Gefühl und Verstand geordnete, in eine Harmonie gebrachte Darstellung des Raumes in der Fläche.* In diesem Sinne entwickelte Herburger nach 1930 seinen eigenen Stil, bei welchem die willentliche Formgebung der Stuttgarter Zeit einer direkten Ableitung aus der Naturbetrachtung weicht. Die Bilder werden bewegter und farbiger und erhalten dank dem Kontrast von Licht und Schatten ihre besondere Ausstrahlung.

«Male, wozu es dich treibt und nicht, was andere erwarten oder gar fordern»

Es war für J.H. nicht einfach, der übermächtigen Herausforderung standzuhalten, welche die gegenstandslose und abstrakte Kunst schon seit 1920 ausübte, erst recht, als sie 1950 mit ideologischem Elan die deutsche Kunstszene überrannte, dagegen eigene Auffassungen zu bewahren und fortzuentwickeln (MÜNCH 1990). Die Eintragungen in seinen Notizbüchern geben davon beredt Zeugnis: *Lass dich nicht verleiten, etwas nachzueifern, was nicht von dir sein könnte! (...) Male nicht für andere, sondern für dich; dann wirst du einmal das richtige Publikum haben!* (Februar 1955). *Ich muss mir selber täglich in die Ohren schreien: «Male, wozu es dich treibt und nicht, was andere erwarten oder gar fordern!» Man darf, wenn einem klar geworden ist, was man zu tun hat, auf nichts anderes hören; und man darf um keinen Preis denen nachgeben, die es angeblich besser wissen* (April 1955).

Auf Reisen in südliche Länder oder auch in die Hohenloher Heimat seiner Mutter ließ sich Herburger zu schönen Aquarellen und Zeichnungen anregen; doch haben sie sein Werk nicht wesentlich geprägt. *Landschaft ist bei ihm Oberschwaben, und zwar dessen südlicher Teil, sagen wir zwischen Altshausen und dem See, ihre Mitte ist Ravensburg, dessen Straßen und Plätze viele seiner landschaftlich-stadtschaftlichen*



«Gartencafé am See»,
Ölbild aus dem Jahr
1958.

«Föhn», Tuschezeichnung von 1951. Gekonnte Gruppierung, Bewegung und Situationskomik bestimmen Julius Herburgers Zeichnungen.



Motive abgeben. Im Atmosphärischen dieser Bilder ist ihre Substanz unverlierbar und unverwechselbar integriert. Sinngemäß ist das auch auf die Menschen dieser Landschaft und dieser Stadt, die Herburger portraitierte, anzuwenden (FICUS 1990). Wie kaum ein Maler erfasste J. H. in locker gemalten Landschaften, deren beste zwischen Mitte 50 und Ende 60 entstehen, die kühle Feuchtigkeit der rieselnden Atmosphäre über Wiesen, Wäldern und Wasser, jene typisch süd-oberschwäbischen verhaltenen Stimmungen voll nuancierter grauer Töne, in denen sich das Licht gedämpft verteilt (MÜNCH 1990). Er musste dazu nicht die «highlights» dieser Landschaft bemühen; ihm genügten meist kleine Ausschnitte – ein Uferweg, ein Landungssteg, ein paar Bäume oder Häuser, um den Zauber einer Mondnacht, die Heiterkeit eines Sommernachmittags, die Tristesse eines Regentages, einsame Stille oder pulsierendes Leben zu vermitteln. Neben solchen Landschaften sind für sein Spätwerk Musikszenen und Zirkusbilder besonders charakteristisch.

Eine eigene Gruppe in Herburgers Werk bilden die meist für öffentliche Gebäude in den 30er- und 50er-Jahren geschaffenen Wandbilder im Schussental und in Hechingen, von denen einige leider der Zeit zum Opfer gefallen sind, nicht jedoch das bereits erwähnte, im Dritten Reich übertünchte Bild «Die Freunde» im Treppenhaus des Albert-Einstein-Gymnasiums in Ravensburg, das auf Veranlassung von Oberstudiendirektor Jupp Eisele mehr als ein

halbes Jahrhundert nach seiner Entstehung unbeschädigt wieder freigelegt werden konnte. Im Nachlass fanden sich noch zahlreiche Entwürfe von anderen Wandbildern, deren Bildkomposition und zeichnerische Qualität beeindruckten.

Wie schon früher erwähnt, verfügte Herburger von Jugend an über einen erstaunlichen zeichnerischen Schwung, den er zugunsten seiner Malerei «disziplinierte». Trotzdem schien ihm eine Zeichnung als Ausgangspunkt für ein Bild auch später unerlässlich. Und in seinen letzten drei Lebensjahrzehnten schuf er neben seinem malerischen ein selbstständiges grafisches Œuvre, das sowohl quantitativ als auch qualitativ überrascht. Damit verschaffte er sich Raum für all das Eigene, das in die Welt seiner Malerei nicht einzuordnen war. Zwar begegnen wir auch hier oft Landschaften – vom verträumten Winkel bis zu apokalyptischen Visionen –, aber auf den weitaus meisten Blättern geht es um Menschen und ihre Schwächen. *Das Grafische, die Zeichnung zumal, wurde zu einem polaren Ausgleich, um die Neigung zum Fantastischen, zur sogar ins Bizarre gehenden Improvisation auszuleben. Wenn er vor solchen Blättern sinniert, aus denen teils hintergründiger Humor hervorleuchtet, teils treffsichere Ironie wie blitzende Funken hervorschlügt, taucht zuweilen ein früherer Lieblingsgedanke des Künstlers auf: Hätte er sich nicht auch gut zum «Simplizissimus»-Zeichner geeignet?* (KRAFT 1990). Herburger selbst sagte dazu: *Zeichnend nehme*

ich Stellung zu dem, was um mich vorgeht – das ist mir die liebste Art, mich zu äußern. Die Zeichnungen sind oft von karikaturistischen Elementen beherrscht, auch die meist sarkastisch-polemischen Titel und Legenden sind integrale Teile von Herburgers Analyse der gegenwärtigen Kunst-Szene, bittere Zeitkritik. (...) Die stupende Sicherheit, die Beherrschung des Figürlichen wie der technischen Mittel, die aus jenen Blättern den Betrachter anspricht, sind bewundernswert; freilich fand die Schärfe mancher gezeichneten Aussage, insbesondere zu den ihrem Autor vor allen anderen am Herzen liegenden Phänomenen der Kunst (und des Kunstbetriebes, müsste man wohl erläuternd hinzusetzen), nicht jedermanns Beifall. Es hatte dies auch nicht in des Künstlers Absicht gelegen (FICUS 1990).

Die Einstellung zum modernen Kunstbetrieb

Was seine ernste Kritik wie seinen Spott besonders herausfordert, das sind gewisse Formen des modernen Kunstbetriebes. Manchmal wird über verhältnis-

mäßig unkomplizierte Dinge so kompliziert gesprochen, dass sich ein weniger komplizierter Mensch einfach ausgeschlossen fühlt.» – «Ich war immer der Ansicht, der Maler müsste durch seine Bilder sagen, was er zu sagen hat.» Auf einer seiner satirischen Federzeichnungen führen zwei Männer angesichts der aufgebahrten Leiche einer Frau folgendes Zwiegespräch: «Wer ist diese Frau?» – «Die Kunst.» – «Woran ist sie ...?» «Sie haben sie totgeschwätzt.»

Auf einem anderen Blatt fragt ein Verunsicherter: «Ich kenn mich nicht mehr aus: was ist hier Kunst, und was nicht?» Und erhält die tröstliche Antwort: «Mein lieber Herr, fragen Sie mich in etwa hundert Jahren wieder!» So lange kann ein Stadtrat, der über den Ankauf eines Kunstwerkes entscheiden soll, natürlich nicht warten, weshalb man das Urteil eines Experten einholt. «Wenn der Herr Professor sagt, dass das Kunst ist, dann sind wir's dem Ruf unserer Stadt schuldig, es schön zu finden.»

Der aus solchen Sätzen sprechende Sarkasmus hatte seine Wurzeln nicht zuletzt in den bitteren



«Bootshafen am Bodensee», undatiertes Aquarell. Die zarten Farben entsprechen dem im Dunst liegenden Seeufer. Zugleich wird der für Herburger charakteristische zeichnerische Pinselstrich deutlich.

100 Jahre

Z e p p e l i n



ZEPPELIN MUSEUM FRIEDRICHSHAFEN
TECHNIK UND KUNST

Ökt.: Di.-So.: 10.00 - 18.00 Uhr, Nov.-Apr.: Di.-So.: 10.00 - 17.00 Uhr, Mo. geschl. (außer an gesetzl. Feiertagen)
Seestraße 22, D-88045 Friedrichshafen, Info-Telefon: 07541-3801-33, Internet: www.zeppelin-museum.de

Erfahrungen, die Julius Herburger wie viele Künstler seiner Generation nach dem Zweiten Weltkrieg hatte machen müssen. In ihrer künstlerischen Entwicklung durch zwei Weltkriege und die Diktatur des Dritten Reiches behindert, erlebten sie nach dessen Zusammenbruch eine weitere deprimierende Missachtung. *Als bald erhob gegenstandsfreie abstrakte Malerei einen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit und überrollte Galerien und Kunstmarkt. Ihrem verspäteten Auftreten in Deutschland wurde ein totaler Sieg zuteil. (...) Damals geriet J.H., nachdem er fünf Jahre Soldat gewesen, ein zweites Mal außerhalb des Trends im öffentlichen und privaten Kunstbetrieb (MÜNCH 1990). 1957 schreibt Herburger in sein Notizbuch: Nur wer den Mut aufbringt, auch gegen die Meinung der sachkundigen Zeitgenossen und ohne ihre Anerkennung sich selber treu zu bleiben, wird die rechte Befriedigung finden. Nur das lohnt sich.*

Julius Herburger gehört damit zu der «verschollenen Generation» (ZIMMERMANN 1987), die sich den Trends des Kunstbetriebes nicht anpassen wollte. Ihr Vermächtnis heutigen Kunstfreunden zu erschließen, hat sich der Freundeskreis Bildende Kunst e. V. mit seinen Mitgliedern aus ganz Deutschland zur Aufgabe gemacht und im Neuen Schloss in Kißlegg 1993 das «Museum Expressiver Realismus» eröffnet, in dem auch Herburger mit einigen guten Arbeiten vertreten ist. Ob er sich selbst als «expressiven Realisten» empfunden hat, mag dahingestellt bleiben. Wichtig war ihm seine innere Distanz zu den «modernen» Malern, denen er vorwirft, in farbi-

gen Flächen und Linien nicht mehr Mittel der Darstellung, sondern einen Selbstzweck zu sehen. *Dieses Verfahren muss natürlich zur bloßen Dekoration führen. Etwas anderes ist es aber, dem Wesen des Dinges nachspürend mit den Mitteln Farbe und Zeichnung zu operieren, so dass kein Abbild mehr entsteht, sondern ein Bild, das der inneren Vorstellung des Malers von der äußeren und inneren Welt entspricht. Das ist dann alles andere als Nur-Dekoration, aber es ist auch viel schwerer zu erreichen.*

In diesem Umfeld erweist sich Julius Herburger als ein Maler der beseelten Mitte und des vergeistigten Maßes, der sich noch zu seinen Lebzeiten steigender Anerkennung erfreuen durfte, als er in den Sechziger Jahren zur vollkommenen Gelöstheit reifer Meisterschaft gefunden hatte (KRAFT 1980). Hatte er in seiner Akademiezeit die Geige Picassos in der Hand (KNOBLAUCH 1975), so war es danach mehr und mehr sein eigenes Instrument, auf dem er spielte. Dabei wollte er nicht imponieren, sondern beglücken. Dafür sind ihm viele Freunde seiner Kunst über seinen Tod hinaus dankbar.

Anlässlich seines hundertsten Geburtstages widmet die Stadt Ravensburg ihrem Sohn Julius Herburger vom 9. Juli bis 27. August 2000 eine Ausstellung in der Städtischen Galerie Altes Theater.

LITERATUR

Einzelne Werke Herburgers sind in Sammelbänden und Ausstellungskatalogen abgebildet. Ausschließlich seiner Kunst sind folgende Kataloge gewidmet (in zeitlicher Reihenfolge):

- 1965: Ausstellung Julius Herburger Ravensburg, mit einer Einführung von Herbert Karl Kraft. Stadt Ravensburg.
- 1971: Julius Herburger, 52 Zeichnungen, mit einer Einführung von Franz Janasch. Kreissparkasse Ravensburg.
- 1975: Julius Herburger Gedächtnisausstellung, mit einer Einführung von Werner Knoblauch. Stadt Ravensburg.
- 1980: Landschaften von Julius Herburger. Bd. 1 der Reihe «Kunst am See», hrsg. von Landrat Dr. B. Wiedmann, mit Texten von Armin Ayren, Herbert Karl Kraft und Walter Münch, Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen.
- 1987: Julius Herburger. Katalog der Städtischen Sammlung Ravensburg. Einführung und Bildtexte von Rainer Zimmermann. Hrsg.: Stadt Ravensburg.
- 1990: Julius Herburger. Gemälde, Zeichnungen. Hrsg.: Eduard Hindelang, Museum Langenargen. Mit Textbeiträgen von Peter Eitel, André Ficus, Josef W. Janker, Herbert Karl Kraft, Gisela Linder, Walter Münch, Peter Renz, Harry Schlichtenmaier und Wilfried Stahl. Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen.

Für die freundliche Überlassung der Abbildungsvorlagen dankt der Verfasser den Herren Eduard Hindelang, Leiter des Museums Langenargen, und Dr. Andreas Schmauder, Leiter des Stadtarchivs Ravensburg.

Raimund Waibel Museen des Landes: Das Meteorkrater-Museum in Steinheim am Albuch

Meteorkrater, das klingt nach kosmischer Katastrophe, nach apokalyptischem Naturereignis, nach Tod und Vernichtung. So war denn auch die Szenerie, als vor rund fünfzehn Millionen Jahren in der Miozänzeit gleich zwei große Meteore in der Ostalb einschlugen, wahrlich grauenvoll. Schätzungen gehen davon aus, dass damals, als das Nördlinger Ries und das Steinheimer Becken entstanden, in einem Umkreis bis zu 300 Kilometern alles tierische und pflanzliche Leben zerstört wurde. Noch heute kann der geologisch Interessierte die Meteorkrater im Gelände erkennen, am besten in Steinheim, wo der Rand und der Zentralhügel des 3,5 km breiten Kraters unwillkürlich an die Meteorkrater auf dem Mond erinnern – für den Kenner ein faszinierender Anblick. Doch davon später.

Aber warum ist diesem Meteoreinschlag ein Museum gewidmet? Eine didaktische Schautafel zu diesem Thema könnte man sich ja noch vorstellen, doch in einem Museum erwarten wir Exponate, die von der Vergangenheit zeugen, Geschichte darstellen. Und genau dies findet sich im Meteorkrater-Museum in Steinheim-Sonthem am Albuch. Der Steinheimer Meteorkrater ist nämlich aufgrund besonderer, ganz außergewöhnlicher Umstände nicht nur ein geologisches Zeugnis, sondern auch eine zu Recht weltberühmte paläontologische, also urzeitliche Fundstätte – sie gehört zu den wichtigsten Tertiärfundstellen Europas –, die zur Referenzlokalität eines Zeitabschnitts des Mittelmiozän wurde, also zum typischen Fundort, an dem andere Funde der Zeit weltweit gemessen werden. Das Meteorkrater-Museum ist zugleich dem Ereignis der Kraterentstehung als auch dem dort danach herrschenden urzeitlichen Leben gewidmet. Den Besucher erwartet hier eine sowohl kosmisch-geologische wie paläontologische Ausstellung. Dies trägt bei zum außergewöhnlichen Rang des Museums.

Geologie: Südwestdeutsche Schichtstufenlandschaft

Wer in Steinheim-Sonthem das im ehemaligen Schulhaus untergebrachte Zweigmuseum des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart betritt, wird zunächst von der fast mystischen, dunkelblauen Atmosphäre des Foyers umfassen, an dessen Stirnwand ein Diorama leuchtet, das wie ein Fenster – diese Assoziation wurde von den Museumsgestaltern ganz bewusst eingesetzt, wie Dr. Elmar Heiz-

mann erläutert, der an der Einrichtung des Museums maßgeblich beteiligt war – einen Blick in die Zeit vor etwa vierzehn Millionen Jahren erlaubt, als der Meteorkrater sich mit Wasser gefüllt und an seinen unter anderem mit Schilf und Schotenbäumen bestandenen Ufern sich eine äußerst vielfältige Fauna entwickelt hatte. Vor den Augen des vom



Ausblick in die Urzeit unter bestirntem Himmel: Der Meteorkrater vor 14 Millionen Jahren.

überwältigenden Kontrast zwischen dunklem Gang und lichtvollem Ausblick in die Urzeit in Bann genommenen Besuchers tummeln sich neben einem äsenden Urfpferd weitere Tiere des Mittelmiozäns wie eine Schlange, ein Marder und eine Schildkröte. Als Himmel wölbt sich über dem Foyer eine sanft geschwungene Decke, bestückt mit hunderten kleiner schwacher Lampen, die die Sterne des Firmaments symbolisieren, aus deren Mitte der Meteor einst herunterstürzte – ein Ensemble, wie es einerseits sprechender, andererseits Neugierde provozierender kaum sein könnte. Und da sage noch einer, die Naturwissenschaftler seien nüchtern und liebten nicht die Metapher.

So bereits auf die beiden wesentlichen Themen eingestimmt, betritt der Besucher die großen hellen Ausstellungsräume; zwei sind es, der eine dem Meteoreinschlag, der andere der urgeschichtlichen Fauna und Flora gewidmet. Die Paläontologie lässt im Museum der Geologie den Vortritt, schuf der Meteoreinschlag doch erst die Voraussetzungen für die ungewöhnlich bunte Artenvielfalt im Steinheimer Becken. Gleichsam «ab urbe condita», ja noch mehr seit Erschaffung oder besser seit Entstehung der Welt vor 5 Milliarden Jahren wird die Geologie Südwestdeutschlands auf den einleitenden Schautafeln in der «Meteorabteilung» abgehandelt, wobei der Schwerpunkt auf der Darstellung der bekanntlich nach Südosten abfallenden Schichtstufenlandschaft liegt: ein erfreulich klares, farblich deutliches und auch für den Laien übersichtliches Schaubild. Die Platzierung dieser Schautafel hat System: Wie anders wollte man verstehen, wenn später davon die Rede sein wird, dass die Stoßwelle des Meteors wohl alle in Steinheim anstehenden Gesteinsschichten fast bis hinab zum Grundgebirge, den Graniten und Gneisen, durchschlug, oder wie sich die heute im Steinheimer Becken anstehenden, so fossilienreichen Kalksedimente bildeten.

Unmittelbar neben die südwestdeutsche Schichtstufenlandschaft haben die Museumsgestalter eine Auswahl der in dem Schema aufgeführten Gesteine in einen Schaukasten gehängt – wobei man vielleicht bedauern wird, dass diese sich unnötigerweise hinter Glas befinden; hätte sich doch hier die Gelegenheit geboten, im Museum auch etwas befühlen zu können. Eine Tafel weiter findet sich der geologische Aufbau des Steinheimer Beckens und damit der Vorgang der Meteorkraterentstehung erläutert – wieder unterstützt durch die schon bekannten Farbkennungen. Es wird deutlich, wie der Meteor die Gesteinsschichten durchschlug, dabei riesige Gesteinsmenge sowohl nach oben wie zur Seite schob und schleuderte; Gesteine, die zum einen den heute noch



Erwandern Sie das Steinheimer Becken auf dem Geologischen Wanderpfad.

Besuchen Sie das Meteorkrater-Museum im Ortsteil Sontheim.

Meteorkrater Museum

Öffnungszeiten:
täglich außer Montag
9.00 -12.00 und 14.00 -17.00

Bürgermeisteramt
89555 Steinheim am Albuch

Verkehrsamt
Telefon: 07329 9606-56



Erleben Sie Kultur und gepflegte Gastlichkeit

Die schmucken Dörfer und die blitzsauberen Städte des »Sagenhaften Albuch« stehen für Kultur und gepflegte Gastlichkeit. Diese Region mit Optischem Museum, Meteorkrater-, Torbogen-, Landesfischerei- und Wildschützenmuseum, der Georg-Elser-Gedenkstätte, dem Miedermuseum und der größten Pelargonien Sammlung Europas ist auch als Museumswinkel bekannt.

Auf gut markierten Wander- und Radwegen finden Sie überdies eine reizvolle und unverbrauchte Natur vor: herausragende Felsformationen, weitläufige Wacholderheiden, tiefgründige Karstquellen und nicht zuletzt die Europäische Wasserscheide mit dem Ursprung des Schwarzen Kochers, der Brenz und der Rems. Gepflegte Gastlichkeit erwartet Sie in den zahlreichen Gasthöfen und Beherbergungsbetrieben.

*Fremdenverkehrsgemeinschaft Albuch-Ostalb e.V. »Sagenhafter Albuch«
Bartholomä Essingen Heubach Königsbronn Oberkochen Steinheim*

Wir sind für Sie da:
Telefon (0 73 65) 83-0, Telefax (0 73 65) 83-27
e-mail: tourist-info@essingen.de
Geschäftsstelle: Rathausgasse 9, 73457 Essingen



sichtbaren Kraterrand aufformten, zum anderen als sogenannte «Brekzie», bunt durchmischte Gesteinstrümmer, wieder in den Krater zurückfielen oder später eingeschwemmt wurden. Dort, wo das Gestein am meisten gestaucht wurde, also direkt unter dem Meteoreinschlag, federte das mit ungeheurer Energie zusammengepresste Material zurück und wölbte sich zum «Steinhirt» auf, dem markanten Zentralhügel des Steinheimer Beckens. Ein Bild, wie es typisch ist für einen Meteoreinschlag, das in den allermeisten Fällen aber durch Erosion wieder verschwindet. Das Entstehen eines Zentralhügels ist sowohl abhängig von der Größe des Einschlagkörpers, seiner Dichte und Beschaffenheit, andererseits auch von der Art des Untergrundes, in den er eindringt; sein Verschwinden ist hingegen erosionsbedingt. Auf dem Mond, ohne Atmosphäre und Wasser, weisen viele Meteorkrater einen Zentralhügel auf, weil – einmal entstanden – ihn keine Erosion mehr angreift.

Ein Meteor mit 900 000 Tonnen schlägt ein

Damit wären wir im Meteorkrater-Museum bei den spezifisch Steinheimer Ereignissen und Verhältnissen angelangt, die im folgenden Rundgang mit Aus-

nahme vergleichender Beispiele aus aller Welt in Text und Exponat, wie etwa Gesteinsproben aus dem bekannten Beringer-Meteorkrater in Arizona in den USA, auch nicht mehr verlassen werden. Täglich gehen etwa 100 Tonnen kosmischer Materie auf die Erde nieder, doch nur wenige Partikel vermögen Lichtspuren oder gar Krater zu hinterlassen. Sie müssen mindestens stecknadelkopfgroß sein. Meteore, also feste Körper aus Gestein oder Metall, und die in gasförmigem Zustand oder als Eis auftreffenden Kometen galten seit alters her als Unheilverkünder. Der Meteor, der in Steinheim einschlug, hatte einen Durchmesser von «nur» etwa 80 Meter. Doch die mit einer Geschwindigkeit von 25 m/sek., das entspricht 90 000 Stundenkilometern, auf die Erde auftreffende Masse von rund 900 000 Tonnen setzte eine Energiemenge von 78 Milliarden Kilowattstunden frei. Damit könnte die Stadt Steinheim ihren Energiebedarf (Stand 1992) für 3188 Jahre decken.

Die im Museum genannten mathematischen Größen sind keine naturwissenschaftlicher Statistikverliebtheit entsprungenen Zahlenspiele, sondern sie sollen das Ausmaß der Katastrophe vor fünfzehn Millionen Jahren drastisch verdeutlichen. Ganz so selten, wie man vielleicht denken könnte, waren solche Katastrophen in der Erdgeschichte nämlich



Die urzeitliche Fauna im Steinheimer Meteorokrater: Fische, Schildkröten, Vögel und Kleinsäuger.

*Linke Seite:
Das Steinheimer Becken an einem Wintermorgen. Der Raureif auf den Höhen verdeutlicht die kreisrunde Form des Meteorokraters mit dem Zentralhügel in der Mitte.*



nicht. Eine Weltkarte mit auf Knopfdruck aufleuchtenden Lämpchen markiert die 143 bekannten Meteorokrater weltweit. Und im Fall der Meteorokrater verhält es sich wie mit den Eisbergen: Man sieht nur ihre Spitze. Es ist davon auszugehen, dass sich eine weit größere Anzahl von Kratern geologisch nachweisen ließe, wenn man nur wüsste, wo sie sich befinden. In aller Regel nämlich verfüllen sich die Krater schnell, und/oder die aufgeworfenen Ränder und Hügel wurden abgetragen. Die Krater verschwinden dann im eigentlichen Sinne des Wortes. Und gerade dies macht das Steinheimer Becken zu einem so bedeutenden Naturdenkmal: Der Krater ist als solcher samt Zentralhügel noch ganz deutlich zu erkennen. Stellt man in Rechnung, dass das Nördlinger Ries zeitgleich mit dem Steinheimer Becken entstand – heute weiß man um das Phänomen der durch Gravitation an große Meteore gebundenen kleineren, diese begleitenden Meteore –, so wird Steinheim zu einem fast singulären Monument.

Das Nördlinger Ries findet übrigens in der Ausstellung mehrfach Erwähnung. Unter anderem haben es sich die Museumsgestalter nicht nehmen lassen, einen Suevit, wie er weltweit in der Fachsprache genannt wird, einen «Schwabenstein» auszustellen, Gesteinsmaterial, das entsteht beim Einschlag eines Meteoriten, der bis in das Grundgestein durchdringt. Auch Moldavite finden sich, die glasähnlich kondensierten Zeugen der bis nach Böhmen gedrifteten Gaswolke des Meteorereinschlags im

Nördlinger Ries. Beide Stücke gehören sicherlich zu den zwar eher unspektakulären, doch als geologische Höhepunkte zu bezeichnenden Exponaten der erdgeschichtlichen Präsentation.

Dass es sich beim Steinheimer Becken um einen Meteorereinschlag handelt, weiß man noch gar nicht so lange. Der Krater als solcher war naturkundlich Interessierten zwar schon früh aufgefallen, doch wurde er zunächst mit dem – tatsächlich zeitgleichen – Vulkanismus der Schwäbischen Alb in Verbindung gebracht. Danach galt dann lange die Theorie, der Krater sei durch Wasserdampf-Explosionen des Grundwassers entstanden, als höchst plausibel. Auch diese älteren Theorien finden angemessene Darstellung.

Erst als die beiden Amerikaner Eugene Shoemaker und Edward Chao 1961 im Krater für Meteorereinschläge typische, durch sehr hohen, aber nur ganz kurzzeitigen Druck entstehende Veränderungen in Quarzen nachweisen konnten, wurde die bereits von einzelnen Naturwissenschaftlern seit den 1930er-Jahren geäußerte Vermutung einer kosmischen Einwirkung von außen zur Gewissheit. Den beiden Landesgeologen Paul Groschopf und Winfried Reiff gelang dann – insbesondere durch Tiefenbohrungen bis 600 Meter Tiefe – der Nachweis einer Reihe weiterer Belege für die Meteorereinschlagstheorie: Darunter sind an erster Stelle zu nennen die sogenannten «Strahlenkalke», ganz markant geformtes Gestein – sie sind Deformationsprodukte der Schockwelle –, sowie die Tatsache, dass der Zertrümmerungsgrad des



Eindrucksvolle Zeichnungen von Großsäugern, die den Krater vor 14 Millionen Jahren bevölkerten, ergänzen die fossilen Funde: ein Bärenhund, das Krallentier *Chalicotherium* und ein Urpferd.

Rechts: Ein Forscher und seine Sammlung: Franz Gottschicks Schneckenkasten.

Gesteins von oben nach unten nicht zunimmt, wie im Falle einer Vulkanexplosion anzunehmen wäre, sondern abnimmt, da Stoßwellen beim Eindringen in das Gestein sich immer mehr abschwächen. Auch zerbrochene und später wieder verheilte Fossilien oder die gestörten Schichten der Bankkalke am Kraterand zeugen ganz unzweideutig von einem Meteorereinschlag.

Eine Million Jahre lang ein runder Kratersee

Die biologische Entwicklung im Steinheimer Becken ist weit mehr als üblich mit den geologischen Gegebenheiten verbunden. Wenn man so will, hat der Meteor vor fünfzehn Millionen Jahren ein Biotop geschaffen, einen Lebensraum übrigens, der ganz außergewöhnlich lang Bestand hatte: Das riesige Loch in der Erde mit dem Hügel in der Mitte füllte sich bald mit Wasser, wobei ein kreisrunder See mit dem Steinhirt als großer Insel in der Mitte entstand. Da das Gewässer weder einen Zufluss noch einen Abfluss hatte, entstand ein Langzeitsee, der vielleicht bis zu einer Million Jahre existierte; zum Vergleich: Durchlaufseen verfüllen sich innerhalb weniger zehntausend Jahre.

Freilich veränderten sich die natürlichen Bedingungen im Steinheimer Becken im Laufe der Zeit mehrfach, und damit variierten auch Bewuchs und Besiedlung von See und Ufern. Ja, der See füllte sich mit Kalksedimenten, die dann in der Eiszeit – und das ist das ganz Außergewöhnliche! – wieder freigelegt wurden, womit Kraterhänge und der Steinhirt wieder gleichsam «freipräpariert» wurden.

Das vor etwa 65 Millionen Jahren beginnende Erdzeitalter des Tertiär war eine Zeit erheblicher geologischer und klimatischer Veränderungen, insbesondere an der Wende vom unteren zum mittleren Miozän vor 17 Millionen Jahren: Das Meer zog sich nach Norden und Süden zurück, es wurde kälter mit nun jahreszeitlichen Schwankungen des Klimas, Landverbindungen nach Asien und Afrika entstanden, womit die Einwanderung neuer Arten von dort möglich wurde. Eine ganze Reihe der nachgewiesenen urzeitlichen Tiere und Pflanzen des Steinheimer Beckens sind solche Zuwanderer.

Erstaunlicherweise waren es nicht die versteinerten Großtiere, die die Aufmerksamkeit der Forscher zuerst erregten, sondern die zu Abermillionen im Sand auftretenden Schnecken, deren Durchmesser von Zehntelmillimetern bis zur Größe heuti-

ger Weinbergschnecken reichen kann. Bei Steinheim wurde nämlich schon seit langer Zeit Streu- und Scheuersand abgebaut, in dem diese Schalen in unüberschaubarer Fülle auftreten – gerade zum Scheuern waren die scharfkantigen Schneckenschalen hervorragend geeignet.

Schon 1709 machte der Stuttgarter Hofarzt Rosinus Lentilius auf diese Schalen aufmerksam; allerdings dachte er noch, dass sie sich fortlaufend im Sand neu bilden würden. Die Vorstellung vor Jahrmillionen versteinertes Tiere war damals noch undenkbar, galt die Welt doch als erst vor wenigen Jahrtausenden von Gott erschaffen. Mit Charles Darwin und seiner Evolutionslehre (erschien 1859) änderte sich dies. Und gerade Steinheim wurde einer der ersten Beweise, dass Darwins zunächst höchst umstrittene Theorie richtig ist: Franz Hilgendorf wies 1866 nach, dass die Veränderung der Schnecken in den Steinheimer Schichten nicht zufällig verteilt

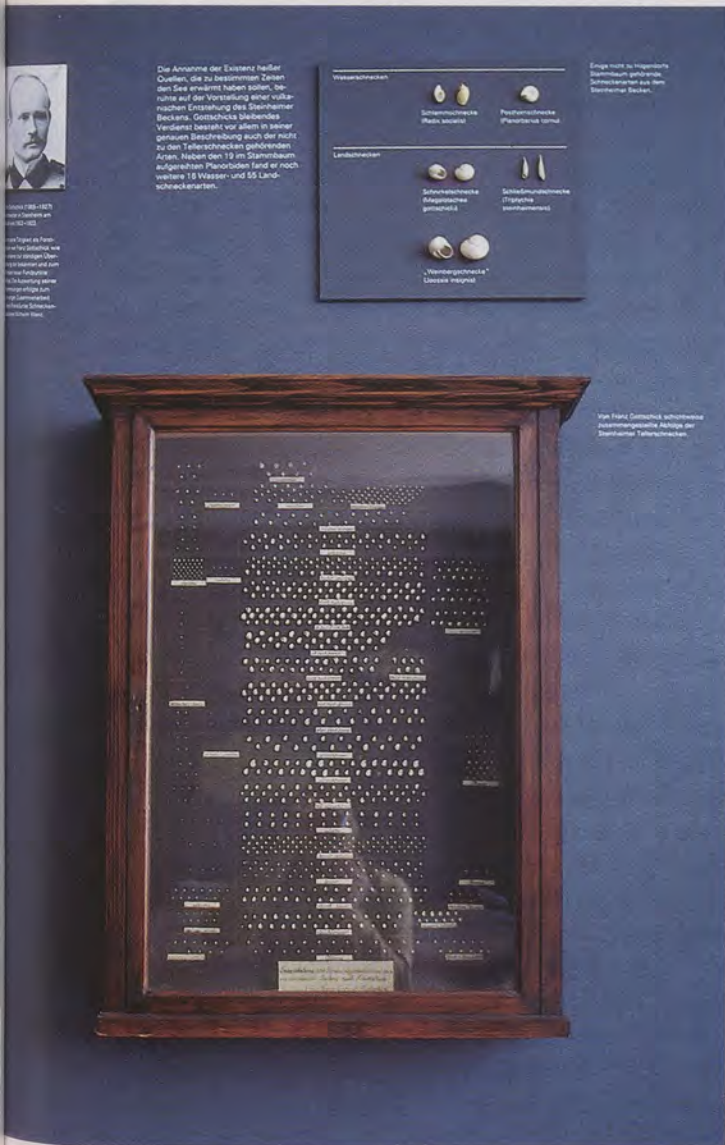
erfolgte, sondern eine kontinuierliche war. Er erstellte einen Stammbaum mit vielen Nebenlinien, der in vielen Zügen bis heute Gültigkeit besitzt.

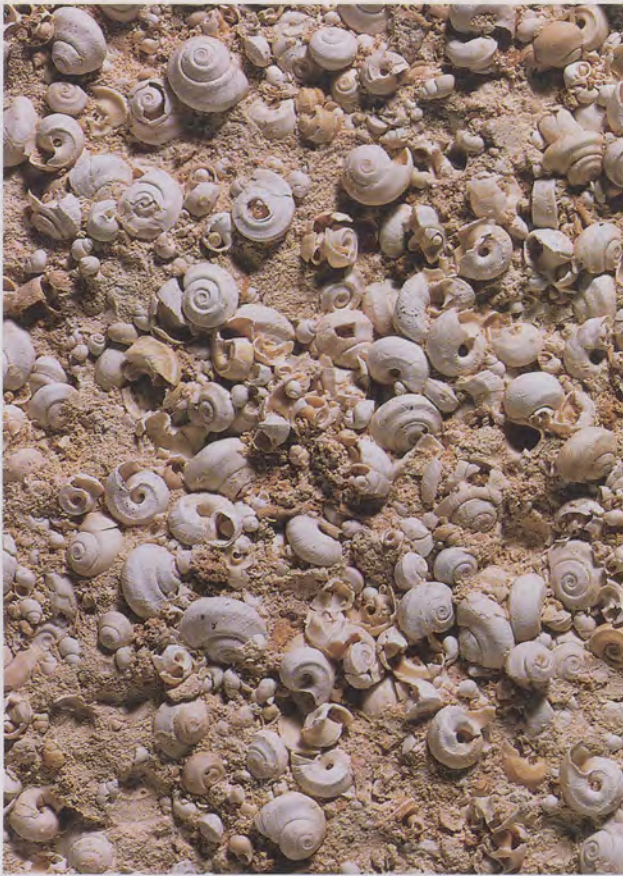
Bis heute haben die Paläontologen im Meteorkrater 230 versteinerte Tier- und 90 Pflanzenarten katalogisiert, neben den Schnecken und anderen Schalentieren auch Vögel und Fische, Klein- und Großsäuger. Mit den Fischen aber hat es eine besondere Bewandnis, denn in den Seeablagerungen ließen sich nur zwei Arten nachweisen: eine Schleien- und eine Barbenart, die in den verschiedenen Schichten jedoch ganz unterschiedlich häufig und vor allem in ganz verschiedenen Mengenverhältnissen zueinander auftreten; ein Hinweis auf die wechselnden Umweltbedingungen, die beispielsweise zeitweise dazu führten, dass der See so sauerstoffarm wurde – vielleicht aufgrund von Algenblüte –, dass er biologisch umkippte und (fast) alle Fische verendeten. Doch einige Exemplare scheinen stets überlebt zu haben. Die erstaunliche Tatsache, dass nur zwei Fischarten registriert sind, ist übrigens ganz sicher darauf zurückzuführen, dass der See keine Verbindung zu anderen Gewässern hatte. Fische können somit eigentlich nur als Eier im Gefieder von Vögeln eingeschleppt worden sein.

Ur-Schnecken im Steinheimer «Schneckensand»

Doch zurück zu den Schnecken. Bei der Erforschung der Ur-Schnecken im Steinheimer Becken kommt neben den Forschungen von Franz Hilgendorf dem Sammeleifer und der Akribie des Forstmeisters Franz Gottschick (1865–1927) besondere Bedeutung zu. Er beschäftigte sich jahrzehntelang mit den urzeitlichen Schneckenhäuschen, und es gelang ihm, Hilgendorfs Stammbäume zu bestätigen und zu erweitern. Allerdings war Gottschick noch der Meinung, die Veränderungen der Schneckenformen seien durch Umwelteinflüsse, nämlich warme Quellen, hervorgerufen. Heute wissen wir, dass es solche Quellen im Steinheimer Becken nicht gegeben hat, und wir wissen auch, dass die Veränderungen Beweise eines Evolutionsprozesses sind.

Der württembergische Forstmeister hat mit den bescheidenen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, fast Unglaubliches geleistet. In der großen, die ganze Wandfläche einnehmenden Vitrine zum Thema »Schnecken« erinnert daher nicht nur sein Portrait, sondern auch ein dort aufgehängter Holzkasten, in dem Gottschick hunderte Schneckenhäuschen sortiert hat, von denen die kleinsten weniger als einen halben Millimeter Durchmesser haben, von seinem Wirken; gleichsam ein Museum im Museum. Darunter kündigt eine fünf Meter lange, dicke Streu-





Vergößerte Urschnecken des Steinheimer Beckens, wie sie in der Sandgrube gefunden werden können.

Elektronenmikroskop-Aufnahmen von Tellerschnecken des Steinheimer Beckens. Daneben vergrößerte Reproduktionen und ein Schnecken-Stammbaum.



ung von »Schneckensand« mit wohl hunderttausenden von Schneckenhäuschen von der unüberschaubaren Fülle des entsprechenden Fundmaterials um Steinheim.

Heute freilich wären die Forschungen auf der Basis von Franz Gottschick kaum mehr möglich. Der große Steinbruch der Gebrüder Pharion, in dem auch die Knochen der Wirbeltiere gefunden wurden, ist längst geschlossen und zum Naturdenkmal erklärt, andere Areale wurden überbaut. So bezieht die Wissenschaft heute ihre Funde aus planmäßigen wissenschaftlichen Grabungen wie jenen von Elmar Heizmann, der seit nunmehr fast 30 Jahren immer wieder in Steinheim tätig war, unter anderem bei zwei Friedhofserweiterungen, die man in die Flanke des Zentralhügels hineintrieb. Nicht zuletzt aufgrund dieser Funde und ihrer Erforschung wurde der Wunsch laut, die ältere Ausstellung in Steinheim-Sonthem zu erweitern und didaktisch modern zu gestalten.

Die nächste, nun frei im Raum stehende Vitrine ist, wenn man so will, der «Seegeschichte» gewidmet, also den aufeinanderfolgenden Hebungen und Senkungen des Seespiegels und den bis zu 40 Meter starken Kalksedimenten, die aus zum Teil durch Regen eingespültem, zum Teil aus im Wasser gelöstem Kalk bestehen, bis zum endgültigen Verfüllen und Verlanden des Kratersees – dargestellt mit Schaubildern, schematischen Schnitten durch die Sedimente und sechs Modellen des Sees in verschiedenen Entwicklungsstadien. In der Geschichte des Sees verzahnen sich Geologie und Paläontologie. Dies wird sehr deutlich in einem drei Meter hohen Lackprofil eines senkrechten Schnitts durch einen Abschnitt des Kalks.

Die Stellung der Vitrine zur Seegeschichte im Museumsrundgang nach der Behandlung der Muscheln ist allerdings ein wenig unglücklich, weil doch verwirrend. Es wäre vielleicht für den Besucher einfacher, zuerst über den Kratersee und seine Schichten zu erfahren und dann die dort vorkommenden Schnecken präsentiert zu bekommen. Andererseits standen die Schnecken am Anfang der Erforschung der Steinheimer Urwelt und spielen daher bei der Darstellung der Forschungsgeschichte eine wesentliche Rolle.

Fossile Pflanzen und mikroskopisch kleine Muschelkrebse

Nach der «Seegeschichte» wendet sich die Ausstellung zunächst den Pflanzen zu. Dies mag überraschend sein, denn die pflanzlichen Fossilien sind im Vergleich zu den tierischen, vor allem den Wirbel-

tieren, relativ unscheinbar. Doch die Abfolge der Vitrinen hat System, sie folgt zum einen der entwicklungsgeschichtlichen Systematik von der Pflanzenwelt aufwärts zu den niederen Tieren, dann den Fischen, und so fortfolgend zu den Lurchen und Kriechtieren, Vögeln, Kleinsäugetern und schließlich den Großsäugern. Es fehlt eigentlich am Schluss nur noch der Mensch, doch der erschien in Süddeutschland erst rund zwölf Millionen Jahre nach dem endgültigen Verlanden des Kratersees.

Zum anderen aber bietet die Darstellung der Pflanzenwelt den richtigen Ort, die verschiedenen Zonen dieses tertiären Lebensraumes »Steinheimer Becken« vorzustellen. Die Kenntnis dieser biologischen Zonen stellt die Voraussetzung dar zum Verständnis der dort lebenden, ihrer natürlichen Umwelt angepassten oder folgenden charakteristischen Lebensgemeinschaften: Als erste Zone könnte man den See selbst, die Wasser- und feuchte Uferwelt bezeichnen. Auf diese folgte ein Auenwald, dann hangaufwärts ein Trockenwald, der in eine bewaldete Hochfläche überging; beide Wälder waren vor allem mit trockenheitsliebenden Pflanzen bestanden, ein wenig heutigen Mittelmeerwäldern vergleichbar.

Den Pflanzen folgen in der Ausstellung die Schalentiere, vertreten durch Muschelkrebse, die vor allem auf dem Grund des Sees lebten. Wären da nicht Rekonstruktionszeichnungen dieser Lebewesen, diese Fauna wäre nicht darstellbar. Als Exponat nämlich nehmen sich die Muschelkrebse wahrhaft mikroskopisch klein aus. »Tausend auf ein Lot«, so denkt man unwillkürlich, entdeckt man das Häufchen Staubsand auf einer Glasschale, das in Wirklichkeit aus tausenden von Muschelkrebshäusern besteht, und man wundert sich nicht, dass diese Tiere erst in jüngster Vergangenheit erforscht werden konnten: mit Hilfe des Elektronenmikroskops. Und wer meint, die Arbeit der Paläontologen bestünde vor allem im Bergen schwergewichtiger fossiler Knochen, wird hier eines Besseren belehrt: Den Wissenschaftlern gelang es sogar, diese Kleintierchen nicht nur aus den Sedimenten zu isolieren, sondern auch noch zu sortieren und sogar auf Objektträgern einzeln aufzukleben! Es ist sicherlich ein Verdienst des Meteorkrater-Museums, dass auch dieser Aspekt der Paläontologie fassbar wird, wo doch sonst in Museen meist nur die Aufsehen erregenden Großfunde vorgeführt werden.

Freilich, diese Großobjekte springen ins Auge, sind auch für den Laien sogleich verständlich. Die Welt der Mollusken und Krustaceen verlangt da ungleich mehr Aufmerksamkeit und auch ein wenig Vorkenntnisse, obgleich von den Elektronenmikro-

Der neue Text-Bildband von Gunter Haug und Manfred Wassner



Interessante landeskundliche Informationen in Text und Bild, ergänzt von touristischen Tips. Herausgegeben von der Volksbank Münsingen e. G. 128 Seiten mit über 100 Farbfotos, 25,5 x 23,0 cm. DM 39,-, ISBN 3-87181-449-0.



Sagenhaftes Wandern auf der Schwäbischen Alb

In jedem der beiden Führer erzählt Andrea Liebers sechs Sagen von der Schwäbischen Alb, und Günther Stahl (ehem. Hauptgeschäftsführer des SAV) führt den Leser mit seinen Wanderungen zu den Sagenorten.

Inhalt Band 1:

Der Riese Heime und sein Schloß auf dem Reußenstein – Wanderung vom Heimenstein zum Reußenstein · *Die verwunschene Frau auf dem Urschelberg* – Wanderung von Pfuldingen auf den Urselhochberg · *Die Sibylle von der Teck* – Wanderung von Dettingen auf den Teckberg · *Die drei Brüder auf dem Wielandstein* – Wanderung zum Wielandstein und Rauber · *Die verborgenen Schätze auf der Achalm* – Wanderung von Eningen auf die Achalm · *Der Drache auf dem Drackenstein* – Wanderung rund um Drackenstein.

Inhalt Band 2:

Der ruhelose Geist in der Reiterleskapelle – Wanderung rund um die Reiterleskapelle · *Die Erfindung der Brezel in Urach* – Wanderung von Bad Urach zu den Gütersteiner Wasserfällen · *Der Goldschatz bei Eybach* – Wanderung von Eybach durchs Magentälle und durchs Felsental · *Das Höllenloch bei Feldstetten* – Wanderung von der Laichinger Tiefenhöhle nach Feldstetten · *Der Spukgeist von Wiesensteig* – Wanderung von Wiesensteig auf den Bläsißberg · *Der Lindwurm auf der Limburg* – Wanderung vom Weilheim auf die Limburg.

Die Sagen werden jeweils mit einer zauberhaften, eigens für dieses Buch gefertigten Zeichnung illustriert. Bei jeder Wanderung werden Weglänge, Gehzeit, Informationen zur Anreise sowie Kartenempfehlungen gegeben. Aktuelle Fotos zeigen die Schönheit der Landschaft und Kartenskizzen geben einen Überblick über die Wanderroute. Jeder Band 80 Seiten mit je 6 Illustrationen, Fotos und Kartenskizzen. DM 14,80.



DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. 70771 Leinfelden-Echterdingen

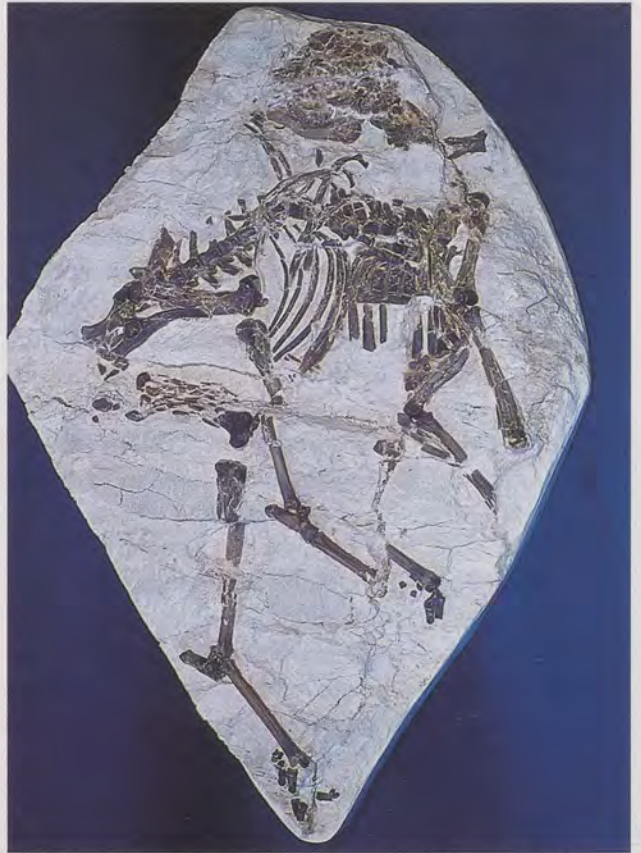
skop-Aufnahmen etwa der Schneckenschalen eine ganz eigenartige Faszination ausgeht. Das Museum wurde, so Dr. Elmar Heizmann, sowohl für Laien wie für den Fachmann konzipiert, denn mit den Stammbäumen etwa der Schnecken und Schalentiere oder auch mit der Brekziensammlung aus anderen Meteorkratern in der geologischen Abteilung ist mancher Laie sicher ebenso überfordert wie mit den Ausführungen zur heute erkannten Evolution der Schnecken und Schalentiere, die sich von der früher angenommenen Modifikationstheorie deutlich absetzt. Hier wird vorausgesetzt, dass der Besucher aus der Schule noch den Unterschied zwischen Evolution und Modifikation kennt. Doch das ist wohl eher illusorisch. Elmar Heizmann weiß um dieses Problem, das man etwa auch am Beispiel der nachgewiesenen hirschähnlichen Tiere – im Miozän entwickelten sich die Hirsche besonders vielfältig –, nämlich der älteren geweihlosen und der jüngeren geweihtragenden Arten, hätte darstellen können. Doch in der entsprechenden Vitrine beschränkt man sich auf ein vergleichsweise wortloses Ausstellen der gefundenen Schädel, fast in der Art einer Jagdtrophäen-Sammlung.

Fische und Schildkröten, Vögel und riesiger Mastodon

Doch noch sind wir in der Ausstellung nicht bei den Säugern angekommen. Den Muschelkrebsen folgt die Darstellung der Fische, also der Barben und Schleien, auf deren Versteinerungen teilweise sogar die Schuppen zu erkennen sind. Lurche und Kriechtiere markieren den Übergang vom Wasser aufs Land, dargestellt an den Schildkröten – diese sind mit ganz außergewöhnlichen Funden vertreten, u.a. mit einer versteinerten Schildkröte, die am Uferhang verendete, dann in halb verwestem Zustand hangabwärts rutschte, wobei der schwerere Rückenpanzer über den Bauchpanzer hinausglitt und so Bauch und Rücken jetzt gleichzeitig zu sehen sind – und mit einem herrlichen Froschskelett. Auf der Hochebene lebte einst die große Landschildkröte, im See die Schnapp-Schildkröte, ein Räuber, und wohl im Schilfgürtel versteckt, eine kleine, vermutlich pflanzenfressende Schildkrötenart mit auffallend verkümmerten Gliedmaßen.

Der See war ein Eldorado für Vögel. Es sind über 50 Arten nachgewiesen: Enten, Gänse, Schwäne, Reiher, Tölpel, Taucher, Säger, Kraniche, Flamingos und Triele, hinzu treten Eulen, Habichte, Bartvögel und sogar Papagaien –, und doch sind Vögel in der Ausstellung kaum präsent. Das hängt mit dem Knochenbau der Vögel zusammen, mit ihren dünnwandigen Röhrenknochen, die sich meist nur in extrem

zerdrücktem, wenig anschaulichem Zustand erhalten haben. Besser ist es da um die Kleinsäuger bestellt, die Hasen, Igel, Mäuse, Maulwürfe, Fledermäuse, Eichhörnchen, Biber, Schläfer und verschiedene Hamsterarten. Diese sind oft in Form versteinerten Gewöls von Raubvögeln erhalten, lassen sich aber doch zu Skeletten wieder zusammensetzen,



Versteinertes Skelett eines Gabelhirsches. Hals und Schädel sind durch das Schrumpfen der Sehnen und Muskulatur während des Verwesungsprozesses über den Rücken gebogen.

Fossilisierte Schnappschildkröte. Deutlich erkennbar der runde Rückenpanzer, der bei der Verwesung über den kleinen Bauchpanzer (rechts oben) hangabwärts rutschte. Links unten ein Fisch aus einer tieferliegenden, älteren Schicht.



nachdem die Knochen und Zähne aus der Gewöllversteinierung mit Essigsäure vorsichtig herausgelöst wurden.

Die Vitrinen zu den Großsäugern werden auch jene Besucher faszinieren, die für das Steinheimer Museum nicht so viel Zeit reserviert haben. An Raubtieren lebten am und um den See Marder, Fischotter, sogenannte Bärenhunde – eine Tierart zwischen Bär und Hund, die immerhin fast löwen groß werden konnte und auch in einer beeindruckenden Rekonstruktionszeichnung in der Vitrine erscheint –, Schleich- und Säbelzahnkatzen sowie das seltsame Trochotherium, ein marderartiges Tier mit einem Knackgebiss, knubbelartigen Zähnen zum Zerknacken der Schnecken.

Am beeindruckendsten aber ist die Zeichnung des Chalicotherium – auch wenn es im Steinheimer Becken einst eher selten war –, ein wahrhaft bizarres Huftier (!) mit bis zu 20 cm langen mörderischen Krallen an den Vorderbeinen, die aber offenbar vor allem dazu dienten, Äste zu dem Tier herabzuziehen, denn nach Aussage seiner Zähne war es ein Pflanzenfresser. Des weiteren lebten im Steinheimer Becken laubfressende Urpferde, Nashörner – auch hornlose –, Schweineverwandte und die genannten Hirschverwandten, weiter eine Giraffenart, Wasser-moschus-Tiere und das riesige Mastodon, ein Elefantenverwandter mit Stoßzähnen sowohl im Oberwie im Unterkiefer und daher etwa so groß wie unsere heutigen Elefanten, aber doch von reichlich anderem Aussehen. Von dem Mastodon sind jedoch nur noch Stoßzahnreste und ein Unterkiefer erhalten. Das Skelett ist im Zweiten Weltkrieg im Stuttgarter Naturalienkabinett zerstört worden, da es wegen seiner Größe nicht ausgelagert werden konnte.

Den Wissenschaftlern, die das Meteorkrater-Museum in Steinheim-Sontheim einrichteten, kam es in der Abteilung «Paläontologie» vor allem darauf an, einen möglichst umfassenden Überblick über das – wie gesagt sich über eine Zeitspanne bis zu einer Million Jahre erstreckende – «Leben am See» zu geben. Und so lautet auch die Überschrift über einer Wandtafel, zu der man am Ende des Rundgangs durch die Vitrinengänge gelangt. Es galt, dieses Leben als ganz reale Fauna darzustellen, die sich zwar in den äußeren Formen, aber sonst von der heutigen Tierwelt wenig unterschied.

Diesem Zweck dienen auch die großformatigen farbigen Malereien über den Vitrinen an der Stirnseite des Ausstellungsraums mit Szenen aus dem urzeitlichen Leben am See, die noch aus dem älteren, nun erweiterten Meteorkrater-Museum stammen und daher in einzelnen Details wissenschaftlich



Kometen, Sternschnuppen, Meteore: eine farbenprächtige Einführung in ein spannendes Thema.

überholt sind. So sind etwa die dort erscheinenden Krokodile und Salamander ebenso wie Zypressen im Steinheimer Becken bisher nicht nachgewiesen. Auf den Bildern tummelt sich die urzeitliche, vorher als Fossilien in der Vitrine entdeckte bunte urzeitliche Tierwelt genauso täuschend ähnlich wie eingangs im Blick durch das Diorama-Fenster. Und damit schließt sich die didaktische Konzeption des Rundgangs vom Meteoreinschlag bis zur Entstehung und Weiterentwicklung eines einmaligen Lebensraumes in diesem Krater.

Doch auch wenn der Besucher nun mit naturwissenschaftlicher Information schwer beladen und vielleicht ein wenig müde den Gang an den Vitrinen vorbei abgeschlossen hat, sollte er nicht versäumen, die beiden etwas abseits liegenden niedrigen Tischvitrinen in einer Nische des Raumes der paläontologischen Ausstellung aufzusuchen. Dort ruhen zwei der faszinierendsten und schönsten Funde – und dies durchaus auch im ästhetischen Sinne: die erwähnte große, in Rücken- und Bauchpartie getrennte Schildkröte – die sehr instruktive schematische Zeichnung dazu an der Wand sollte man unbedingt beachten – und ein von Elmar Heizmann ausgegrabenes vollständiges Hirschskelett mit einem auffallend nach hinten gebogenen Hals, einer typischen Stellung, die aus einer Verkürzung der Halssehnen beim Verwesungsprozess herrührt.

Geologie und Paläontologie haben in Württemberg seit altersher einen guten Ruf und sind von hohem wissenschaftlichen Standard. Davon zeugt auch eine Reihe bemerkenswerter Museen, an erster Stelle das Staatliche Naturkundemuseum in Stuttgart, auch das Hauff-Museum in Holzmaden oder das Fossilienmuseum in Dotternhausen und andere. Steinheim am Albuch jedoch ist ein Museum der Superlative und bei rechtem Licht betrachtet ein Museum von Weltbedeutung. Diese außergewöhnliche Zuordnung erlauben der im Steinheimer Becken so einmalig dokumentierte Meteoreinschlag einschließlich des zunächst mit Kalksedimenten verfülltem und dann durch Erosion wieder freigelegten Kraterrands und Zentralhügels. Ferner die aufregende Tatsache des Einschlags eines «Doppelmeteors», aber auch die extrem lange Existenz des Sees im Krater und der bemerkenswerte Stand der wissenschaftlich-paläontologischen Erforschung des Kraters, der den Fundort Steinheim in den Rang einer Referenzlokalität erhob, und schließlich die Bedeutung Steinheims als ganz frühe Bestätigung der Darwinschen Lehre.

In Anbetracht der herausragenden Bedeutung wird man freilich leider auch konstatieren müssen, dass das Museum im Lande viel zu wenig bekannt ist. Der Prophet gilt halt oftmals wenig im eigenen Land. Das Konzept des Staatlichen Museums für Naturkunde, in Zweigmuseen »vor Ort« über die Naturgeschichte des Landes zu informieren, findet in Steinheim-Sontheim seine überzeugende Bestätigung. Landschaft und museale Präsentation bilden eine Einheit, die es dem Laien erlaubt, Naturgeschichte zu verorten, ja mit allen Sinnen zu verbinden und sogar zu erwandern auf einem geologi-

schen Wanderweg mit Informationspunkten, wo die im Museum angesprochenen geologischen und paläontologischen Erscheinungen noch »in situ«, in ihrem natürlichen Vorkommen, zu sehen sind und erläutert werden. Einschließlich eines von der Gemeinde angelegten Sammleraufschlusses, in dem die Besucher aufgefordert werden, selbst nach Schnecken und anderen Fossilien zu graben – und, so hört man, – in aller Regel auch fündig werden!

LITERATUR

Erdgeschichtliche mitteleuropäische Regionen (II): Vom Schwarzwald zum Ries. Hrsg. von Elmar Heizmann, München 1998.

Der Schwäbische Heimatbund veranstaltet unter der Führung des Autors Dr. Raimund Waibel am **Mittwoch, den 19. Juli 2000** eine Tagesexkursion zum Meteorkrater-Museum in Steinheim. Information und Anmeldung bei: Schwäbischer Heimatbund, Frau Finckh, Tel. 07 11-2 39 42 11



Meteorkrater-Museum

Hochfeldweg 4, 89555 Steinheim am Albuch
Ortsteil Sontheim

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag 9.00 bis 12.00 und
14.00 bis 17.00 Uhr, Montag geschlossen

Eintritt: Erwachsene DM 4,-,
Kinder, Schüler und Rentner DM 2,-
Gruppen ab 15 Personen DM 3,-

Führungen auf Anfrage im Rathaus Steinheim
Tel. 073 29/96 06-56 Fax 073 29/96 06-70
Kosten DM 40,-



Sibylle Setzler Bildgeschichten aufgedeckt – Theodor Schüz: Mittagsruhe in der Ernte

Der Maler Theodor Schüz (1830–1900) war schon früh einer der erfolgreichsten Genre-Maler seiner Generation. Seine Bilder entstammen zum größten Teil dem ländlichen Milieu, nur wenige zeigen Motive aus dem bürgerlichen Leben oder befassen sich mit literarischen Themen. Obwohl er die meiste Zeit seines Lebens in Großstädten wie Stuttgart, München und Düsseldorf gelebt, studiert und gearbeitet hat, trieb ihn die Liebe zur Natur immer wieder aufs Land, wo er, wie viele seiner Zeitgenossen, die Motive für seine Gemälde fand. In seinen Menschendarstellungen spiegelt sich eine christlich-ländliche Lebensweise, die den Vorstellungen des Pietismus entsprach. Eine Lebensweise, die Schüz von klein auf geprägt hat. Er stammte aus einer Familie, die über Generationen Pfarrer hervorgebracht hatte und deren Einfluss er sich nicht entziehen konnte und wollte. So geben seine Werke neben seinem Hang zum Poetischen und Idyllischen immer auch seine religiöse Einstellung wieder; in ihnen verschmolzen Naturbetrachtung und religiöse Andacht.

In der Stuttgarter Staatsgalerie hängt das Gemälde *Mittagsruhe in der Ernte* von 1861. Schon ein Jahr später vom württembergischen Staat angekauft, gehört es noch heute zu den Lieblingsbildern schwäbischer Kunstfreunde und zeigt in besonderer Weise einen Einklang von Natur und Religion.

Die «poetischen Reize des Landlebens»

Das Bild beherrscht ein mächtiger, vom Bildrand angeschnittener Baum, in dessen Schatten sich zahlreiche Menschen zur Mittagsruhe niedergelassen haben. Bildbestimmend sieht man im Vordergrund eine größere Familie: ein älterer Mann, vielleicht der Großvater, Vater, Mutter mit einem Kleinkind, zwei Töchter, ein Sohn, ein weiteres Kleinkind in einem Wagen. Vor ihnen ist auf einem sauberen weißen Tuch ein einfaches Mahl bereitet. Vor dem Essen versammeln sich alle zu einem andächtigen Mittagsgebet. Die Kinder sind dazu aufgestanden, die Männer haben die Hüte, die sie bei der Arbeit vor der Sonne schützen, abgesetzt. Links, abseits davon, halten sich

noch drei kleinere Kinder auf. Unbeteiligt von der Andacht trinken und essen sie bereits und scheinen auch nach der ärmlichen Kleidung nicht zu der Familie zu gehören. Im Mittelgrund sitzt links hinter dem Baum eine Gruppe von Mittagsmahl haltenden Landarbeitern. Auf den sonnenbeschiedenen Feldern spielt sich weiteres bäuerliches Leben ab, und ein Weg schlängelt sich zu einer baumumstandenen Ansiedlung mit einer Kirche. Im Hintergrund erstreckt sich eine hügelige Landschaft, die in der Ferne leicht verblaut.

Ein markantes Gegengewicht zu der Bilddiagonalen und zu den vorherrschenden Gelb- und Grüntönen bildet am vorderen Rand eine kleine Ansammlung von Gegenständen. Sie lenken den Blick auf die betende Familie und nehmen deren Farbigkeit auf. Diesen Farb-Akzent hat Schüz verstärkt durch eine kontrastreiche Hell-Dunkel-Malerei, wie sie für seine Gemälde auch allgemein typisch ist. Versinken die Farben der Landarbeiter im Schatten zu einem Farbenbrei, erscheinen die drei Kinder links durch den dunklen Hintergrund in stumpfen Farbtönen, so wird die Hauptgruppe durch das grelle Sonnenlicht, das den Hintergrund beleuchtet, wie auf eine Bühne gesetzt. Warm und kräftig leuchten die Farben hier, vor allem die Rottöne. Sonnenflecken, die durch den Schatten dringen, beleben Physiognomien und Gebärden, unterstreichen sie. Umrahmt von kleineren Baumstämmchen und niederem Gebüsch sowie von Stützen, die die Last der fruchttragenden Äste des Baumes auffangen sollen, verkörpert die Familie das Bildthema.

In dem Bild wurden ganz im Sinne der damaligen Zeit die *poetischen Reize des Landlebens* dargestellt¹. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Genremalerei, die bis dahin ein Schattendasein erfahren hatte, als eigenständige Bildgattung anerkannt worden. Die Münchner Landschaftsmalerei, die sich unter Carl von Piloty etablierte, zu dessen Liebesschülern wiederum Theodor Schüz gehörte, zählt in ihren entscheidenden Richtungen zur «intimen Landschaft». Die «intime Landschaft» stellt die in der Landschaft vorgegebene «Stimmung des Naturlebens» dar, angereichert durch menschliche oder tierische Staffagen verbindet sie sich mit der Genremalerei. Natur und Genre bilden hier eine Erlebnis-einheit.

Der Genremaler Schüz hatte in München mit seinen Kollegen Arbeiten französischer Künstler der Schule von Barbizon kennen gelernt, die ihren Vorstellungen der «paysage intime» entgegenkamen. Wie die Barbizon-Maler suchten sie zunächst ihre Motive in der Landschaft, ohne allerdings reine Freilichtmaler zu werden. Vor der Natur wurden nur

kleinformatige Zeichnungen und Skizzen gemalt, die dann im Atelier mit Staffagen zu den «intimen Landschaften» zusammenkomponiert wurden. Auch für *Mittagsruhe in der Ernte* sind zahlreiche Bleistiftskizzen und Ölstudien entstanden, die dann mit einer typisch schwäbischen Landschaft verbunden wurden.

In der Münchner Genremalerei gewann in dieser Zeit dabei der erzählende Inhalt an Bedeutung, die Darstellung von Physiognomie und Gebärden-sprache wurde verstärkt, um die Bildhandlung zu verdeutlichen. Man wollte nicht nur unterhalten, sondern auch rühren und belehren, was wiederum zu idealisierten Bildauffassungen führte, wie auf diesem Bild. Verstädterung und beginnende Industrialisierung hatten Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem neuen Interesse am Landleben, einem Teil der Welt, die scheinbar noch im Einklang mit der Natur stand, geführt. Die Sehnsucht nach der Lebensweise der Bauern, von den Bürgern in Freizeit und Sommerfrische als idyllisch erfahren, wurde durch Abbildungen kompensiert.

Verbindung von Religion, Mensch und Natur

So wird auch in diesem Bild von Theodor Schüz nicht die harte Landarbeit in der Hitze des Sommers dargestellt, sondern wir sehen schöne, sauber gekleidete Menschen in der Ruhe. Die drei Kinder vorne tragen zwar etwas verschlissene, einfache Kleider, aber selbst sie strahlen Ruhe und Gesundheit aus, als Folge der *gesunden Arbeit auf dem Felde an der frischen Luft*², wie dies dem Städter so erschien.

Das Hauptanliegen des Bildes aber ist zu zeigen, wie sich mit dem Landleben eine tiefe Gläubigkeit verbindet, die sich in der Zufriedenheit der Landleute mit ihrem Dasein ausdrückt. Das wird durch den bildfüllenden Baum unterstrichen, ein Motiv, dem Schüz seit 1859 immer größere Bedeutung einräumt, und das, nach einer schriftlichen Notiz von ihm, an den 96. Psalm erinnern soll: *Das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist, es sollen jauchzen alle Bäume im Walde vor dem Herrn (Psalm 96,12)*³. In den Rahmen unseres Bildes, das den Höhepunkt seiner Münchner Arbeit bildete, trug Schüz zudem Worte des 104. Psalms ein: *Es wartet alles auf dich, dass du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufstust, so werden sie mit Gutem gesättigt (Psalm 104,27 und 28)*.

Die Menschen haben sich unter dem Baum niedergelassen, um die Gaben Gottes in Empfang zu nehmen. Brot und Wein, ganz deutlich auf dem schneeweißen Tuch angeordnet, sind Symbole für den Leib und das Blut Christi, das zudem durch das

links daneben liegende Lamm versinnbildlicht wird. Idyllisch dem Landleben zugeordnet, soll es auch an die Passion Christi erinnern.

Klaus Bernhard will in der Bauernfamilie sogar ikonographische Ähnlichkeiten mit der heiligen Familie erkennen. Er vergleicht das unschuldige und sanftmütige Antlitz der Bauersfrau mit einem Madonnenbildnis und (über)interpretiert die drei älteren Kinder als Stellvertreter der Heiligen Drei Könige⁴.

Auf jeden Fall hat Theodor Schüz in diesem Bild die Verbindung von Religion, Mensch und Natur, wie sie die Menschen seiner Zeit in ihrer Sehnsucht nach einem «Zurück zur Natur» empfanden, meisterlich dargestellt. Die Harmonie des Bildes stört auch nicht die Vielzahl der dargestellten Szenen. In einer stimmigen Wechselwirkung sind Alter und

Jugend, Armut und gewisser Wohlstand, Arbeit und Ruhe zu einem Einklang zusammengefügt. Die Arbeit hat keine Spuren hinterlassen, sie ist ein fester Teil des gesunden Bauernlebens und einer wohlgeordneten, religiös verankerten Welt. Kein zeitkritischer, störender Ansatz durchbricht die Idylle.

ANMERKUNGEN

- 1 Wolf, Georg Jacob: Deutsche Malerpoeten. München 1955, S. 87.
- 2 Mannteufel, Claus Zoege von: Malerei des 19. Jahrhunderts aus dem Schwabenland. In: Rochard, Patricia (Hrsg.): Mensch und Natur. Ingelheim am Rhein 1996, S. 18.
- 3 Oehler, Hans Albrecht: Theodor Schüz. Selbstzeugnisse und Notizen zu seinem Leben und zu seiner Kunst. In: Oehler, Hans Albrecht; Röben, Martina: Theodor Schüz. Grafenau 1996, S. 31.
- 4 Vergl. Bernhard, Klaus: Idylle. Dissertation. Würzburg 1977, S. 294.

Anschriften der Autoren und Bildnachweise

Ralf Beckmann, Dr., Stadtmuseum und Archiv,
Hintere Straße 26, 70734 Fellbach

Willi A. Boelcke, Prof. em. und Dr., Eduard-Pfeiffer-
Straße 39, 70192 Stuttgart

Ulrich Fellmeth, Dr., Waldburgstraße 119 B,
70563 Stuttgart-Vaihingen

Horst Heyd, Bezirksstelle für Naturschutz und
Landschaftspflege, Postfach 2666, 72016 Tübingen

Ulrich Klein, Dr., Württembergisches Landes-
museum, Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart

Claudia Neesen, Wilhelmstraße 66, 35037 Marburg
an der Lahn

Sibylle Setzler, Zwehrenbühlstraße 11,
72070 Tübingen

Klaus Thinius-Hüser, Prof. Dr. Ing., Hohentwiel-
weg 6, 76337 Waldbronn

Raimund Waibel, Dr., Klöpferweg 18,
70563 Stuttgart-Vaihingen

Friedrich Weller, Prof. Dr., Karl-Erb-Ring 104,
88213 Ravensburg

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 71672 Marbach
am Neckar

Titelbild: Württ. Landesmuseum (WLM); S. 133f.:
Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 135–149: Prof. Dr.
Ing. Klaus Thinius-Hüser, Waldbronn; S. 150: WLM,
aus: Werkstätten von Handwerkern, Verlag J. F.
Schreiber, Esslingen, 2. Auflage 1841; S. 151 links und
rechts: WLM; S. 152: Weltgeschichte der abendländi-
schen Kultur, hrsg. von Hermann Bockhoff und Fritz
Winzer, Braunschweig 1963, S. 228; S. 153: Rupert
Leser, Bad Waldsee; S. 154: Braith-Mali-Museum
Biberach an der Riß; S. 156 und 157: Hauptstaatsar-
chiv Stuttgart, A 228, Bü 1437; S. 158: Städtisches
Museum Kirchheim unter Teck; S. 160–168: WLM;
S. 171 und 174: Stadtmuseum und Archiv Fellbach;
S. 172: Karlheinz Stocker: Der Kelterbau in Württem-
berg, Maulbronn 1990, Abb. 116; S. 173: Dipl. Ing.
Manfred Storck, Stuttgart; S. 176–182 und 184: Horst
Heyd, Bezirksstelle für Naturschutz und Land-
schaftspflege (BNL) Tübingen; S. 183: Archiv der
BNL Tübingen; S. 186–190: Claudia Neesen, Mar-
burg an der Lahn; S. 191f.: Prill Werbung und Foto,
Kupferzell; S. 194f., 197 und 201: Städtische Samm-
lung Julius Herburger, Ravensburg; S. 196, 199 und
202: Museum Langenargen; S. 200: Landratsamt
Ravensburg; S. 204–208, 210–213: Naturkundemu-
seum Stuttgart, Aufnahmen Rotraud Harling; S. 209
und 214: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart; S. 215:
Staatsgalerie Stuttgart; S. 232, 234 und 240f.: Schwä-
bischer Heimatbund.

Ulrich Fellmeth Schwabenbräu-Areal Stuttgart-Vaihingen: Bürgerferne Planung oder nachhaltige Stadtentwicklung?

In Heft 1998/3 der «Schwäbischen Heimat» wurden unter dem Titel *Das Schwabenbräu-Areal – identitätsstiftende Bausünde der Gründerjahre* die Wünsche und Hoffnungen der Bürger im Zusammenhang mit der anstehenden Neubebauung dieses ca. sechs Hektar großen Industrieareals mitten im gewachsenen Ortskern von Stuttgart-Vaihingen dargestellt. Einerseits handelt es sich beim Schwabenbräu-Areal um eine – wie die Stadthistoriker es nennen – «Störung der gewachsenen Ortsstruktur», zu deren Korrektur nun die Jahrhundertchance besteht. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass eben diese «Störung» gewissermaßen zu den Jahresringen des Vaihinger Ortsbildes gehört, dass viele Vaihinger Bürgerinnen und Bürger an manchen Gebäuden auf dem Schwabenbräu-Areal hängen, dass viele Ansichten des Areals unverzichtbar zu ihrem heimatlichen Ortsbild gehören. Bei der Entwicklung der neuen attraktiven Ortsmitte in Vaihingen ist deshalb ein Konsum-Monumentalismus ebenso zu vermeiden wie die völlige Vernichtung der identitätsstiftenden alten Bausubstanz.

*ISA – Initiativkreis Schwabenbräu-Areal
als überparteiliches Sprachrohr der Vaihinger Bürger*

Von interessierter Eigentümerseite ist man allerdings bemüht, die Neukonzeption dieses riesigen Areals in der Vaihinger Ortsmitte fern der Öffentlichkeit und hinter verschlossenen Türen im Rathaus zu beschließen. Um dies zu vermeiden, hat sich in Vaihingen eine Gruppe von Bürgern zum überparteilichen Initiativkreis Schwabenbräu-Areal e.V. (ISA) zusammengetan. Ziel dieser Bürgerinitiative ist es, den Wünschen und Interessen der Vaihinger Bürgerinnen und Bürger im Zusammenhang mit der Neubebauung des Schwabenbräu-Areals ein Sprachrohr zu verschaffen.

In mehreren öffentlichen Diskussionsveranstaltungen, bei Standaktionen auf dem Vaihinger Markt, durch eine repräsentative Bürgerbefragung und bei Gesprächen im Zusammenhang mit einer Ausstellung zum Schwabenbräu-Areal in der Vaihinger Stadtbücherei hat der ISA inzwischen eine sehr genaue Kenntnis der Bürgerwünsche erworben: Die Einkaufsmöglichkeiten sollen – in vernünftigen Dimensionen! – das Angebot in Vaihingen abrunden,

ohne die angestammten Einzelhändler zu erdrücken. Eine ausgewogene Nutzungsmischung aus Einkaufen, Dienstleistungen, Kleingewerbe, Gastronomie, Unterhaltungsangeboten, Plätzen zum Verweilen und von Einrichtungen für Kultur, Bildung (VHS, Musikschule etc.) zusammen mit einem Bürgerzentrum samt Saal und Räumen für Vereine und Künstler soll das Areal auch nach Ladenschluss belebt und attraktiv erhalten. Gerade die Vielfalt und Kleinteiligkeit – das zeigen alle bekannten belebten und von Bürgern angenommenen Ortsmitte – schaffen das in Vaihingen so dringend gewünschte urbane Leben.

Das riesige Areal soll durch verkehrsfreie Fuß- und Radwege erschlossen werden. Diese Achsen könnten auch eine maßstäbliche und an die umliegende Bebauung angepasste Quartierbildung ermöglichen. Generell ist bei der Neukonzeption der Vaihinger Ortsmitte darauf zu achten, dass langfristig der das Zentrum in unerträglicher Weise zerschneidende Verkehr auf der Vaihinger Hauptstraße auf ein erträgliches Maß reduziert wird, wenn die Ortsmitte nicht sogar weitgehend verkehrsberuhigt gestaltet werden kann. Und schließlich wünschen die Bürger den weitgehenden Erhalt und die Umnutzung der vorhandenen alten Bausubstanz, insbesondere des Gebäudes der Brauereigaststätte «Zum Ochsen» oder der ehemaligen Fahrzeughalle gegenüber dem Bezirksrathaus und noch vieles mehr.

*Werden städtische Planungen Realität?
Bestimmen Investoren die Zukunft?*

Diese Wünsche und Forderungen der Bürger wurden vom ISA auf einer städtischen Planungswerkstatt zum Schwabenbräu-Areal im November 1998 nachdrücklich vertreten. Die Häussler-Gruppe aus Stuttgart erwarb 1999 den Teil des Areals nördlich der Hauptstraße, um diesen zügig zu bebauen. Doch seit Juli 1999 warten die Vaihinger auf die wiederholt versprochenen konkreteren Vorstellungen aus dem Hause Häussler – man hört nur immer wieder die lapidare Beteuerung, es werde schon alles «bürgergerecht» werden. Man kann sich in Vaihingen des Eindrucks nicht erwehren, dass hier nicht nach dem vom Stuttgarter OB Schuster auf einer Bürgerversamm-

lung im November 1999 fest versprochenen Fahrplan vorgegangen werden soll (diskutable Vorschläge aus dem Hause Häussler – eine zweite städtebauliche Planungswerkstatt mit den Bürgern – darauf aufbauend ein Wettbewerb – und erst dann die Schaffung des Baurechts durch den Stuttgarter Gemeinderat), sondern dass man ein «schnelles Baurecht» anstrebt unter Ausschluss der betroffenen Bürger. Man sollte glauben: Einen solchen offensichtlichen Bruch der versprochenen städtebaulichen Planungskultur können eigentlich weder die Stuttgarter Stadtverwaltung noch der Gemeinderat ernsthaft anstreben!

Doch genau dies ist passiert. Nachdem im Hause Häussler und im Büro des Stuttgarter Oberbürgermeisters das Projekt über ein Dreivierteljahr – im Geheimen – beraten wurde, wird nun die Öffentlichkeit nicht mehr beteiligt, sondern lediglich vom Ergebnis dieser Geheimverhandlungen informiert. Die Planungen der Häussler-Gruppe zielen allerdings auch auf eine so heftige Verdichtung in der Vaihinger Ortsmitte, dass man die Vaihinger darüber lieber nicht erneut befragen wollte. Zudem: Von der öffentlichen Vorstellung der Pläne bis zum Beschluss über einen städtebaulichen Wettbewerb im Stuttgarter Gemeinderat sollen weniger als zwei Wochen vergehen. Hier wird ein mit der Rathausspitze abgesprochenes, sehr unpopuläres Investorenkonzept an den Bürgern vorbei durch die beschließenden Gremien gepeitscht, nur damit sich kein ernsthafter Widerstand regen kann. Zurecht hat der ISA kürzlich ein solches Vorgehen als *eine undemokratische Planungskultur nach Gutsherrenart* bezeichnet.

*«Städtebauliches Entwicklungsgebiet»
würde bürgernahe Gestaltung des Areals ermöglichen*

Ein Erfolg des bürgerlichen Engagements kann aber jetzt schon gemeldet werden: Bei den gegenwärtigen laufenden Haushaltsberatungen der Stadt Stuttgart ist von einer breiten Mehrheit der Fraktionen im Stuttgarter Gemeinderat die Notwendigkeit eines ausreichend dimensionierten Bürgerzentrums mit Bürgersaal – und zwar auf dem Schwabenbräu-Areal – anerkannt worden. Wenn es jetzt noch gelänge, alte schutzwürdige Bausubstanz in dieses Bürgerzentrum zu integrieren, dann wäre die bürgergerechte Stadtentwicklung in Vaihingen schon einen riesigen Schritt vorangekommen.

Bei dieser Gelegenheit: Ist von der zuständigen Unteren Denkmalschutzbehörde bei der Stadt Stuttgart schon einmal geprüft worden, ob sich auf dem Areal nicht schutzwürdige Gebäude oder Einrichtungen befinden? Immerhin handelt es sich beim Schwabenbräu-Gelände um ein sehr bedeutendes

Relikt der für die Stuttgarter Wirtschaftsgeschichte so wichtigen Brauereien. Zumindest die erhaltene Dampfmaschinen-Anlage zur Selbstversorgung des Betriebes mit elektrischer Energie ist eine außerordentliche Seltenheit in der süddeutschen Industriegeschichte.

Ein anderer Gedanke prägt neuerdings die Diskussion in Stuttgart-Vaihingen: Das Baugesetzbuch sieht die Möglichkeit vor, dass Kommunen durch die Erklärung zum «Städtebaulichen Entwicklungsgebiet» ein ganz besonderes Gestaltungsinstrument an die Hand bekommen. Ein Beschluss des Gemeinderats, ein solches Areal zum Entwicklungsgebiet zu erklären, verschafft der Stadt die erste Option zum Erwerb dieses Gebiets zu den moderaten Preisen des gegenwärtigen Zustands. Die Stadt entwickelt und vermarktet das Gebiet dann selbst. Frei vom Druck der Verwertungsinteressen von Großinvestoren kann dann durch örtliche Bauherren in kleinteiligem Bauen entwickelt werden. Das Beispiel des in dieser Weise neugestalteten Geländes in der Tübinger Südstadt macht Mut: Die kleinteilige und vielfältige Neunutzung wird von den Bürgern begeistert angenommen – und die Stadt Tübingen hat nach der Vermarktung die Kosten für den Erwerb und für die Entwicklung wieder hereingeholt. Es mussten letztendlich keine öffentlichen Mittel für eine bürgergerechte und nachhaltige Stadtentwicklung aufgebracht werden.

Für den südlich der Hauptstraße gelegenen Teil des Schwabenbräu-Areals hatte die städtebauliche Planungswerkstatt einhellig einen sehr durchlässigen und differenzierten Geschosswohnungsbau mit den Schwerpunkten auf familien- und alterngerechtem Wohnen gefordert. Von Investorensseite wird dagegen darauf hingewiesen, eine solche Bebauung sei bei den gegenwärtigen Marktverhältnissen nicht rentabel. Statt dessen bringt man von Investorensseite ein Daimler-Chrysler-Schulungszentrum ins Gespräch. Dies würde sich gewiss rentieren – aber ein monolithisches Schulungszentrum unter Werkschutzbedingungen in einem Ortskern? Ein solches Vorhaben wird sicher am erbitterten Widerstand der Bürgerinnen und Bürger aus Vaihingen scheitern!

Doch wenn der einhellige Wunsch der Vaihinger von einem Privatinvestor gegenwärtig nicht realisiert werden kann, dann liegt doch ein klassischer Fall vor, in dem ein «Städtebauliches Entwicklungsgebiet» einen Sinn macht. Eine Forderung des ISA ist deshalb, die Stadt Stuttgart solle dieses Instrument aufgreifen, um die bürgernahe Gestaltung, wenigstens des südlichen Schwabenbräu-Areals, selbst in die Hand nehmen zu können.

WOLFGANG CROM und LUDGER SYRÉ (Bearb.): **Landesbibliographie von Baden-Württemberg**. Band 15: Die Literatur des Jahres 1994. Mit Nachträgen ab 1986. 853 Seiten, und Band 16: Die Literatur von 1995. Mit Nachträgen ab 1986. 900 Seiten. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1998 und 1999. Kartoniert je DM 130,-. ISBN 3-17-015550-4 und 3-17-016059-1

Als 1978 der erste Band der neuen «Landesbibliographie von Baden-Württemberg» erschien – bis dahin verfügten die Landesteile Baden, Württemberg und Hohenzollern über getrennte Literaturverzeichnisse –, umfasste dieser auf 553 Seiten die Literatur von zwei Jahren. Doch schon bald zeigte es sich, dass unter der Maxime *alles, was über das Land publiziert wird, soll bei gründlicher Recherche erfasst werden*, selbst Bände mit mehr als 800 Seiten die Produktion von zwei Jahren nicht aufnehmen konnten. So erscheint nun seit Nummer 7 (1990) pro Jahr ein Band über die jeweils vier Jahre zuvor publizierte Literatur. Die Landesbibliographie ist auch über Internet, z. B. über die Homepage der Württembergischen Landesbibliothek (www.wlb-stuttgart.de), zugänglich.

Durchblättert man die Bände, staunt man aufs Neue über die Fülle der aufgezeichneten Literatur, obwohl man dies ja von den Vorgängerbänden her kennt. Was wird doch in einem Jahr nicht alles über Baden-Württemberg geschrieben und veröffentlicht. Der Band 15 zählt 9613, der Band 16 gar 9755 Einzeltitel auf. Die Systematik der Anordnung orientiert sich wie in den früheren Bänden an der alten Bibliografie Württembergs von Wilhelm Heyd, deren erster Band 1895 erschienen ist. Einem ersten Teil «Allgemeine Literatur» folgen Teil 2 «Orte und Regionen» und Teil 3 «Personen». Die «Allgemeine Literatur» wiederum untergliedert sich in die Rubriken «Landesnatur», «Siedlung und Raumerschließung», «Landesgeschichte», «Staat, Verfassung und Recht», «Bevölkerung und Soziales», «Wirtschaft, Religion und Weltanschauung», «Sprache, Literatur, Kunst und Kultur» sowie «Geistesgeschichte, Bildung, Wissenschaft und Kommunikation». Die Teile zwei und drei sind alphabetisch geordnet und reichen von Aach bis Zwingenberg bzw. von Abel bis Zwick.

Erfasst wurden Bücher, Broschüren und Faltblätter, Aufsätze aus Zeitschriften und Beiträge aus Sammelwerken, die einen inhaltlichen Bezug zu Baden-Württemberg haben. Es versteht sich beinahe von selbst, dass dabei eine vollständige Erfassung aller Veröffentlichungen angestrebt wird. Dennoch besteht die Gefahr, dass bei allzu weiter Auslegung und Ausdehnung dessen, was denn alles einen Bezug auf Baden-Württemberg hat, die Bände

stellenweise überfrachtet werden. So machte es zwar noch Sinn, dass in die Bibliografien auch Werke von «baden-württembergischen Personen», etwa Gesamtausgaben von Schriftstellern oder Werkverzeichnisse bildender Künstler, aufgenommen wurden, dass allerdings auch alle Kataloge von irgendwelchen Ausstellungen (Picasso, Monet, Cézanne, ägyptische Grabbeigaben, griechische Vasen), die in Baden-Württemberg stattgefunden haben, notiert werden, bläht lediglich auf, hemmt die gezielte Suche etwa nach Ortsliteratur.

Hervorragend erschlossen werden die Bibliografien durch zwei Register. Neben dem Verfasser-, Urheber- und Titelregister ermöglicht vor allem das Sachregister mit Schlagwörtern, die nicht nur den Haupttitel, sondern auch Neben- oder Teilaspekte der Titel berücksichtigen, ein erfolgreiches Benutzen der Bände, die für jeden, der sich mit dem Land beschäftigt, unentbehrlich sind.

Wilfried Setzler

THOMAS PFÜNDEL, EVA WALTER und THEO MÜLLER: **Die Pflanzenwelt der Schwäbischen Alb**. Verlag des Schwäbischen Albvereins 1999. 240 Seiten mit 322 Farbfotos. Leinen DM 42,-. ISBN 3-920801-48-2

Es ist kein Pflanzenbestimmungsbuch im herkömmlichen Sinne und kein Nachschlagewerk über Pflanzen. Es ist auch nicht in erster Linie eine Aufzählung von «Rote Liste»-Arten, sondern es werden Pflanzen gezeigt und beschrieben, die man bei Spaziergängen und Wanderungen sehen und entdecken kann. Nach einer Einführung in die Geografie und Geologie, in die Entstehungsgeschichte, in Gewässersysteme, in Tektonik und Vulkanismus und nach der Darstellung von Böden und Klima wird die Pflanzenwelt der Felsen und Steinschutthalden, der verschiedenen Waldtypen, an und in Gewässern und von Menschen geschaffenen Biotopen wie Hecken, Wacholderheiden u. a. beschrieben. Die Beziehungen zwischen Pflanze und Standort, die Biotope und die dazugehörigen Pflanzengesellschaften werden sehr fundiert von dem Botaniker Prof. Dr. Theo Müller erläutert. Die Texte von Eva Walter und Theo Müller verbinden die wunderschönen Farbfotos von Thomas Pfündel, in denen die vollendete Harmonie der Farben und Formen, die Ästhetik der Blüten und die natürliche und zugleich perfekte Schönheit eingefangen ist.

Der Wunsch, dass die Einmaligkeit der Natur nicht zerstört werden darf, führt zwangsläufig zum letzten Kapitel «Naturschutz», in dem die Bemühungen, die Landschaft der Schwäbischen Alb zu erhalten und zu pflegen, beschrie-

ben sind. Dort wird auch über die jährliche «Aktion Irrenberg» im Naturschutzgebiet Irrenberg (Eigentümer ist dort der Schwäbische Heimatbund) berichtet.

Der Pflanzenfreund und Albwanderer wäre natürlich dankbar, wenn die Blütezeiten der dargestellten Blumen angegeben wären, um die Wanderungen entsprechend zu terminieren, aber dieses Fehlen tut der Schönheit und der Qualität des Buches keinen Abbruch. *Fritz Oechßler*

MARTIN BLÜMCKE (Redaktion): **Plädoyer für ein umweltverträgliches Bauen im ländlichen Raum.** Bund Heimat und Umwelt in Deutschland, Bonn 2000. 88 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Broschiert (kostenlos zu beziehen beim BHU, Adenauerallee 68, 53113 Bonn). ISBN 3-925374-21-3

Dass wir mit unserer Umwelt nicht mehr so umgehen dürfen wie im vergangenen Jahrhundert, dass wir sie schonender, verträglicher, behutsamer behandeln müssen, ja dass sie geschützt werden muss, ist heute eigentlich jedem klar. Seit einigen Jahrzehnten hat sich in unserer Gesellschaft ein Umdenken entwickelt, weg vom Raubbau, von der Plünderung der Natur hin zum pfleglichen Umgang mit den natürlichen Ressourcen. Zu deutlich sah man die Narben, zu offensichtlich wurden die Folgen des bisherigen Vorgehens. Und dass die Umkehr nicht nur die «Großen» vollziehen müssen, etwa Industriekonzerne, sondern auch die «Kleinen», etwa einzelne Haushaltungen – auch dieses ist heute weitgehend akzeptiert, bestimmt in vielen Einzelheiten den heutigen Alltag mit.

Dennoch kann man beobachten, wie im letzten Jahrzehnt unter angeblich ökonomischen Zwängen in manchen Sektoren, insbesondere in der Bauwirtschaft, zunehmend die Ökologie wieder nachhaltig in Misskredit geriet, ja missachtet wurde. Ein gutes (oder müsste man nicht richtiger sagen: ein schlechtes) Beispiel dafür bietet der Bau des Logistikzentrums der Firma Kriegbaum bei Bondorf im Gäu, bei dem bedenkenlos der Regionalplan verändert, die Landschaft erheblich beeinträchtigt und der Naturschutz nachhaltig verletzt wurden. Gefährdet ist wieder im besonderen Maße der ländliche Raum, gibt es doch angeblich auf dem Land reichlich Platz für neue Siedlungen und viele Möglichkeiten, ehemals landwirtschaftlich genutzte Bauten neuen Bestimmungen zuzuführen.

Dass auch schon zu früheren Zeiten, in vergangenen Jahrhunderten auf dem Land neue Wohnhäuser und Ökonomiegebäude errichtet wurden, das wissen auch die Verfasser der vorliegenden Broschüre. Doch machen sie darauf aufmerksam, dass im Gegensatz zu heute einst die *Eingriffe langsam und behutsam waren, dass natürliche Baustoffe* eingesetzt wurden und sich so in der Regel die Umwelt und die Ressourcen immer wieder regenerieren konnten. Insbesondere geht es den Autoren, ausgewiesene Fachleute – Architekten, Siedlungsplaner, Hochschullehrer – darum, *Wege des umweltverträglichen Bauens* aufzuzeigen und zur *Besinnung zu ermuntern*. Und so findet man in

dieser Broschüre dann auch, anschaulich illustriert und leicht zu lesen, viele Anregungen zum umweltverträglichen Bauen im ländlichen Raum, die durchaus auch für Bauvorhaben in der Stadt empfohlen werden können.

Sibylle Wrobbel

PETER RÜCKERT und DIETER PLANCK (Hrsg.): **Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. Politik, Kunst und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn.** (Oberrheinische Studien, Band 16). Jan Thorbecke Verlag Stuttgart 1999. 282 Seiten mit 53 Abbildungen, davon 17 in Farbe. Leinen DM 64,-. ISBN 3-7995-7816-1

Dieser Band vermittelt in vierzehn Beiträgen die Ergebnisse einer Tagung, die von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, dem Landesdenkmalamt und dem Verein für württembergische Kirchengeschichte 1997 zum 850-jährigen Gründungsjubiläum des Zisterzienserklosters Maulbronn ausgerichtet worden war. Das passende Ambiente der Tagung bildete das von der UNESCO zum «Weltkulturerbe der Menschheit» erklärte Kloster selbst. Kein Wunder, dass so auch die meisten Aufsätze sich mit dessen Geschichte und Politik, Kultur und kultureller Ausstrahlung, Spiritualität und Kunst, Liturgie und Buchproduktion beschäftigen. Dabei spannt sich der zeitliche Bogen von der Gründung der Abtei 1148 bis zu deren Reformation und Aufhebung unter Herzog Ulrich 1535, ja in zwei Aufsätzen gar darüber hinaus bis ins 19. Jahrhundert: Hermann Ehmer skizziert unter dem Titel *Zur Bewahrung zisterziensischen Erbes durch die Reformation* die 1556 errichtete und bis heute existierende Maulbronner Klosterschule, und Hermann Diruf zeichnet, *Das Kloster im Bild*, Darstellungen Maulbrons von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert nach.

Doch vier Aufsätze beschäftigen sich auch mit dem Wirken der Zisterzienser ganz allgemein. So untersucht Werner Rösener die Faktoren, die zur raschen Ausbreitung des Ordens in Südwestdeutschland im 12. Jahrhundert führten. Klaus Schreiner verfolgt das *spätmittelalterliche Zisterziensertum* im deutschen Südwesten, insbesondere dessen *Spiritualität, gesellschaftliche Rekrutierungsfelder und soziale Verhaltensmuster*. Andreas Traub gibt in seinem Aufsatz *Zur Choralüberlieferung* einen Überblick über die Grundsätze und musiktheoretischen Begründungen zisterziensischer Choralpflege und erläutert diese an zwei Beispielen aus dem Kloster Lichtenthal. Schließlich beschreibt P. Alberich Martin Altermatt O. Cist. die liturgische Tagesordnung in einer Zisterzienserabtei einst und heute.

Da auch die Aufsätze zum Kloster Maulbronn immer wieder dieses und die dortigen Verhältnisse mit anderen Klöstern vergleichen und in größere Zusammenhänge einbetten, werden viele allgemeine Aspekte – etwa die vielfältige Bedeutung der Zisterzienser für die geistesgeschichtliche, politische und wirtschaftliche Entwicklung Europas – aufgegriffen, die den Tagungsband nicht nur für den Lokalhistoriker interessant machen. *Sibylle Wrobbel*

STEFAN GUGENHAN: **Die landesherrschaftlichen Gärten zu Stuttgart im 16. und 17. Jahrhundert.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 72). Klett-Cotta-Verlag Stuttgart 1997. 303 Seiten mit vielen Schwarzweiß-Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Auch in Zeiten knapper Finanzmittel lässt es sich das Stadtarchiv der Landeshauptstadt nicht nehmen, seiner renommierten Publikationsreihe *Veröffentlichungen des Stadtarchivs Stuttgart* weitere Bände hinzuzufügen. Auf dem Umschlag des Bandes 72 prangt eine Federzeichnung von Hans Steiner: eine Ansicht des Lustgartens mit der Darstellung des großen herzoglichen Festes von 1586/87. Denn zu diesem Zweck waren die herrschaftlichen Gärten nicht nur in Stuttgart angelegt worden: zum *divertissement*, zur Ergötzung und Erholung der *Herrschaft*, der Höfe. Das Volk hatte selbstverständlich keinen Zutritt, durfte allenfalls seine Gärten zur Anlage der Lustgärten verkaufen; da diese Ländereien in aller Regel zuvor landwirtschaftlich genutzt wurden, stellte der Verkauf sicher nicht selten eine Härte für die alten Eigentümer dar.

Ein gräflicher Garten ist in Stuttgart erstmals 1350 erwähnt: hinter der Burg. Herrschaftliche Gärten gehörten seitdem zum Stadtbild, die Blütezeit der Gartenkunst und damit auch die Neuanlage, Umgestaltung oder Erweiterung der herzoglichen Gärten liegt aber in der Renaissancezeit, im 16./17. Jahrhundert, bis die der Schlacht von Nördlingen folgende Katastrophe allen Bauvorhaben und Lustbarkeiten ein jähes Ende bereitete.

«Gärten», das bedeutete in jener Zeit die planmäßige und kostspielige Anlage von Parkanlagen im italienischen, später auch im französischen Stil, aufwendig ausgestattet mit Bauwerken wie den Lust-, Schieß- und Pomeranzenhäusern (Gewächshäusern), künstlichen Grotten, Turnier- und Rennbahnen, Tanzplätzen, Brunnen und Wasserspielen, Ballspielanlagen für das «Palonespiel» oder die «Paille Maille», aber auch die Veranstaltung rauschender teurer Feste mit Turnierdarstellungen und Feuerwerken, und schließlich auch Blumen- und Baumgärten im eigentlichen Sinn und sogar Küchengärten.

Der Autor betritt mit seiner Dissertation auf weiten Strecken Neuland oder doch ein bisher wenig bestelltes Feld. Ausdauernde Suche vor allem im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart förderte viele neue Informationen zu Tage, darunter bisher nicht oder nur wenig bekannte Pläne der Gärten, andere Pläne werden hier nun erstmals publiziert und damit zukünftige Forschungen erleichtert. Völlig neu ist die Erfassung der pflanzlichen Ausstattung der Gärten und die stilistische Einordnung der Anlagen, wenn letztere auch eine anspruchsvolle Lektüre eher für Fortgeschrittene darstellt.

Stefan Gugenhans Arbeits- und Darstellungsweise lässt sich am besten als quellenorientiert, «suchend, ordnend und beschreibend» umschreiben: Die Arbeit an den Quellen stand zunächst im Vordergrund, die zutage geförderten Hinweise bildlicher Art stellen dann die Grundlage dar für eine eingehende Beschreibung der Gärten und ihrer Einrichtung, angereichert durch im weitesten Sinne

beschreibende Quellen – vor allem Schilderungen von Frischlin, Schickhardt und anderen Zeitgenossen der Renaissance sowie in technischen und Rechnungsunterlagen in den Archivalien. Am Schluss steht – sofern möglich – der Versuch der Rekonstruktion der Objekte. Klar wird dabei, dass insbesondere zur Zeit Herzog Friedrichs I. die Stuttgarter Gärten sich einer weiten Reputation erfreuten, alles andere als provinziell waren, nicht zuletzt durch ihre großzügige Ausstattung mit Gebäuden, Rennbahnen und Spielplätzen herausragten, ja dass der Stuttgarter Lustgarten sogar *ein erstes Beispiel manieristischer Gartenbaukunst in Deutschland* darstellte.

Als Anhang zu der reich bebilderten Darstellung, deren Abbildungen man sich allerdings oftmals etwas kontrastreicher, teilweise auch großformatiger reproduziert gewünscht hätte, zählen nebst einem Literatur- und detailliertem Archivalienverzeichnis eine Übersicht über den Pflanzenbestand der Gärten um 1565, 1640 sowie im 18. Jahrhundert mit rund 700 Eintragungen, Kurzbiografien der an den Gärten beteiligten Personen, eine chronologische tabellarische Übersicht über die Baumaßnahmen in den Gärten und ein ausführliches Literaturverzeichnis. Das Abkürzungsverzeichnis freilich fiel etwas knapp aus, es fehlen die Abkürzungen des Literaturverzeichnisses genauso wie etwa die rätselhaft bleibenden rechten drei Spalten des Pflanzenverzeichnisses: *vorhanden in: Hess./Eyst./Cliff.*

Raimund Waibel

Die Inschriften des Landkreises Böblingen. Gesammelt und bearbeitet von ANNELIESE SEELIGER-ZEISS. (Die Deutschen Inschriften, Band 47). Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden 1999. XLVI, 346 Seiten und 182 Abbildungen auf 81 Tafeln, drei Lagepläne. Leinen DM 148,-. ISBN 3-89500-050-7

Vorbild für andere Bundesländer ist Baden-Württemberg, was die Aufarbeitung seiner Geschichte und die Darstellung seiner Gegenwart anbelangt, nicht nur mit seinen hervorragenden ehemaligen Oberamts- und heutigen Kreisbeschreibungen, sondern auch im Bereich der Erfassung und Dokumentation alter Inschriften. Das 1942 begonnene Projekt, alle historischen Inschriften in Deutschland und Österreich aufzuspüren, zu sammeln und zu edieren, wurde bislang von keiner der daran beteiligten Akademien der Wissenschaften – Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, München, Wien – so erfolgreich in Angriff genommen und umgesetzt wie von der Heidelberger. Von den 47 inzwischen publizierten Inschriftenverzeichnissen beziehen sich 13 auf Baden-Württemberg. Im letzten Jahrzehnt erschienen Bände über den Landkreis Calw (1992), über den Rems-Murr-Kreis (1994) und über den Landkreis Göppingen (1996).

Wie die anderen Bände enthält auch der über den Landkreis Böblingen – chronologisch aneinandergereiht – alle bekannten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften des Bearbeitungsgebietes bis zum Jahr 1650, egal

ob sie im Original erhalten oder nur abschriftlich überliefert sind, was immerhin bei etwa einem Drittel der Fall ist. Dieser Band umfasst 439 Nummern, von denen sich etwas mehr als die Hälfte auf Denkmälern des Totengedenkens befinden oder befanden. 61 Inschriften stammen von Glocken.

Die Inschriften werden beschrieben und buchstabengetreu wiedergegeben. Textverluste werden – sofern möglich – in Klammern ergänzt, Abkürzungen entsprechend aufgelöst, lateinische oder andere fremdsprachige Texte übersetzt. Zudem erhält man Angaben über den Inschriftenträger, dessen Material, die Überlieferungsgeschichte und den genauen Ort der Inschrift. Besonders wertvoll aber ist der beigegebene Kommentar, der sowohl auf die Form wie auf den Inhalt der Inschrift eingeht. Leider sind nicht alle Inschriften abgebildet, doch verfügt der Band im Anhang über mehr als nur eine repräsentative Auswahl. Die wichtigsten Inschriftenstandorte sind Weil der Stadt (74), Leonberg (48) und Herrenberg (44). Eine besondere Rolle spielt Sindelfingen: von den neun im Kreisgebiet bekannten Inschriften aus der Zeit vor 1300 kennt man von dort sechs, die allerdings nur schriftlich überliefert sind.

Zehn Register erschließen den Band, darunter nicht nur Personen-, Orts- und Sachregister, sondern auch solche, die auf Wappen, Berufe und Stände, Initialen, Schriftarten, Inschriftenträger, formelhafte Wendungen oder Zitate und Paraphrasen aus der Bibel verweisen. Schon dadurch wird deutlich, dass auch dieser Band eine Fundgrube ist nicht nur für den Epigrafiker, den historischen Hilfswissenschaftler, sondern eben auch für Germanisten, Volkskundler, Kunsthistoriker, Theologen oder für jeden, der an Landesgeschichte interessiert ist.

Wilfried Setzler

HERMANN J. PRETSCH (Hrsg.): **«Euthanasie». Krankentötungen in Südwestdeutschland.** «Die Benachrichtigungen von Angehörigen sind bei Zwischenverlegungen bis auf weiteres zu unterlassen.» **Die nationalsozialistische «Aktion T4» in Württemberg 1940 bis 1945.** Verlag Psychiatrie und Geschichte Zwiefalten 1996. 220 Seiten mit 40 Abbildungen und 10 Tabellen. Gebunden DM 29,80. ISBN 3-931200-01-9

HANS-WERNER SCHEUING: **«... als Menschenleben gegen Sachwerte gewogen wurden.» Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933–1945.** (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Band 54.) Universitätsverlag C. Winter Heidelberg 1997. 525 Seiten mit 132 Abbildungen. Gebunden DM 48,-. ISBN 3-8253-7107-7

Vor 60 Jahren begann der staatlich gelenkte Massenmord an psychisch Kranken, geistig Behinderten und sozial Unangepassten. Das Morden begann in Württemberg, keine 60 km von der Landeshauptstadt entfernt. Lange wurde die NS-Vergangenheit der Heil-, Erziehungs- und

Pflegeanstalten verdrängt, wurden die *vergessenen Opfer* des Nationalsozialismus verschwiegen.

Auch in den beiden dargestellten Anstalten bedurfte es zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit einer neuen Generation von Ärzten und Pflegern, dauerte es bis in die 90er-Jahre, bis die Verstrickung der Einrichtung in die NS-Verbrechen wahrgenommen wurde. Erstmals gedachte man in Zwiefalten 1979 der etwa tausend in Grafeneck getöteten Patienten in einer Veranstaltung, 1986 setzte man ihnen ein Denkmal im ehemaligen Anstaltsfriedhof, 1983 in Mosbach. Doch es bedurfte des «Zufallfundes» von Verlegungsakten und weiteren Unterlagen der T4-Aktionen in Zwiefalten, bis dort eine fundierte Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte begann.

Als ein Ergebnis dieses Prozesses legte die Münsterklinik einen Sammelband von Aufsätzen vor. Die Aufarbeitung wurde nicht oder zumindest nicht überwiegend außenstehenden «Experten» überlassen, sondern auch vom Psychiatriezentrum selbst betrieben. Einleitend weist der Leiter der Einrichtung, Hans Kayser, eindrücklich auf die Gefahren allen Bewertens und administrativen Verfügens, Bestandteilen jeder sozialberuflichen Praxis, hin und schlägt den Bogen zur aktuellen Lebensrechtdiskussion. Euthanasie ist nicht ein Problem der «Aufarbeitung» von Geschichte. Es ist ein aktuelles Problem. Mitarbeiter schildern das Schweigen nach 1945, und die Pfarrer der beiden Zwiefalter Kirchen fragen nach den Reaktionen ihrer Gemeinden auf das Geschehen.

Einen allgemeinen Überblick über die Krankentötungen in ganz Württemberg gibt Thomas Stöckle, mittlerweile Leiter der Gedenkstätte in Grafeneck bei Münsingen. 10654 Kranke, davon mindestens 4000 aus württembergischen Anstalten, wurden dort mittels Kohlenmonoxydgas in eigens errichteten Gaskammern getötet. Zweckrationale Planungen im Zuge der Kriegsvorbereitungen sowie ein seit langem hergestellter gesellschaftlicher Konsens über die Minderwertigkeit geistig und schwer körperlich Behinderter gehörten neben dem begonnenen Angriffs- und Vernichtungskrieg zu den Voraussetzungen der nahezu reibungslos durchgeführten Massentötungen.

Nachdem so der historische Rahmen abgesteckt ist, befassen sich die weiteren Beiträge mit den Vorgängen in Zwiefalten und Schussenried. Sie beschreiben die Funktion Zwiefaltens als Zwischenanstalt für Grafeneck (M. Rexer, B. Rüdénburg) – die Opfer wurden dort in Bereitschaft gehalten, damit in der Liquidierungsmaschinerie kein Leerlauf entstand –, dokumentieren die nach August 1941 systematisch weiter betriebenen Einzeltötungen, schildern das grausame Schicksal der nach langen politischen Verwicklungen in Zwiefalten gelandeten Patienten aus Südtirol (J. May, J. Demetz) und die Behandlung forensischer Patienten, die zum Teil in Konzentrationslager abgeschoben wurden (U. Morlock). Weiter beleuchten sie die verheerende Rolle der Anstaltsleiterin Dr. med. Martha Fauser, die ohne jeglichen Befehl oder Druck «Einzeleuthanasie» zur *Beseitigung lebensunwerten Lebens* betrieb (D. Breucker). Wie schnell persönliche Unangepasstheit über die Diagnose der Schizophrenie nach Grafeneck führen

konnte, zeigt H.-J. Lang am Beispiel des Gerichtsassessors Koloman K. auf die wenig bekannte Möglichkeit, zur Tötung vorgesehene Patienten durch Familienpflege ihrem Schicksal zu entziehen, macht R. Eisenhut aufmerksam. Offenen Protest wagte jedoch kaum jemand. Einer der wenigen war der Schussenrieder Anstaltspfarrer Karl Leube (J. May). Eine kurze Skizze des Grafeneck-Prozesses von 1949 (H.-J. Lang) beschließt den lesenswerten Band.

Stärker noch als in Zwiefalten ist in der Arbeit über **Mosbach** und den Schwarzacher Hof, Einrichtungen der Inneren Mission in Baden, der Impuls zu spüren, aus der Vergangenheit für die eigene Arbeit zu lernen. Aus einem Arbeitskreis von Mitarbeitern hervorgegangen, kann und will die Arbeit ihre *innerliche Parteilichkeit für die Heimbewohner* nicht verbergen. Die systematisch angelegte Studie, die 1997 von der Theologischen Fakultät an der Universität Heidelberg als Dissertation angenommen wurde, schürft tiefer bei der Frage nach dem Verhalten der evangelischen Anstalt gegenüber den nationalsozialistischen Mordplänen. Um sie zu beantworten, beschränkt sich der Autor bewusst nicht nur auf die Euthanasie, sondern behandelt die gesamte Anstaltsgeschichte während der NS-Zeit. Als Geschichte von unten soll sie die traditionelle Anstaltsgeschichte von oben ergänzen.

Dem historischen Überblick, der folgerichtig mit der Räumung des Schwarzacher Hofes für das 1944/45 dort installierte Betriebskrankenhaus von Daimler-Benz endet, folgt die Analyse des Anstaltsalltags und seiner wirtschaftlichen Grundlagen, um Vergleichsmöglichkeiten für eine Beurteilung der Anstaltsleitung zu haben. Dabei zeigt sich, dass dieser bei ökonomischen Fragen durchaus ein taktisches Handlungsvermögen gegenüber dem NS-Staat zu Gebote stand, dieses aber bei den Zwangssterilisationen, den ersten «eugenischen» Maßnahmen des NS-Staates, fehlte. Ein Grund dafür wird in den an staatlichen Sparmaßnahmen gescheiterten Reformversuchen des leitenden Pfarrers gesehen, der in den Zwanzigerjahren durch qualifizierte Pflege die Lebenssituation der Schwerstbehinderten hatte verbessern wollen. Danach konzentrierte man sich auf die Arbeitsfähigen und isolierte die Schwerstbehinderten im Schwarzacher Hof. Für viele war das die Vorstufe zur Vernichtung. 218 Heimbewohner wurden im September 1940 nach Grafeneck transportiert und dort vergast.

Innerliche Abwehr gab es bei vielen Mitarbeitern, aktive Gegenwehr allein bei den Betroffenen. Manchen Eltern riet der Leiter, ihr Kind nach Hause zu holen. Zu grundsätzlichen Konflikten mit den Vertretern der Aktion T4 ist es aber nicht gekommen, offenbar auch nicht zu passivem Widerstand seitens der Anstaltsleitung wie in Stetten oder Kork. Lediglich um die Zahl der abzugebenden «Brauchbaren» wurde gerungen, die Schwerstbehinderten aber wurden zum Transport geführt. Die verhängnisvolle Aussonderung arbeitsunfähiger Heimbewohner führte schließlich auch zu willigen Handlangerdiensten für die tödliche Wissenschaft, die die Forschungsabteilung der Heidelberger Psychiatrie betrieb. 1944 kam es zum traurigen Höhepunkt der Zusammenarbeit mit der T4-Zentrale, als die Anstalt selbst ihre schwerstbehinderten Pfinglinge

in hoffnungslos überfüllte Einrichtungen verlegen ließ, wo sie dem Tod durch Verhungern oder Entzug der Pflege preisgegeben wurden. Die verkleinerte Restanstalt wurde in Erwartung eines Arbeitskräftemangels nach Kriegsende zur Ausbildungsstätte für schwachsinnige Arbeitskräfte umfunktioniert. *Einen Widerstand mit religiöser Begründung, ein Bekenntnis zum Lebensrecht aller Menschen hat es von Seiten des Anstaltsleiters nicht gegeben. (...) Obwohl ausreichendes Wissen über die mörderischen Pläne des NS-Staates vorhanden war, war sein Widerstand gegen die Todestransporte kein Kampf um das Überleben der Heimbewohner. Dadurch wurden manche Rettungsmöglichkeiten nicht wahrgenommen. (...) Das Ergebnis war, dass die Anstalt das Dritte Reich «überlebt» hat, ein großer Teil ihrer Heimbewohner jedoch nicht (S. 477/78),* urteilt abschließend Hans-Werner Scheuing. Sein Buch ist keine leichte Lektüre. Wer aber über pure Betroffenheit hinaus Strukturen der NS-Zeit verstehen will, sollte sie sich zumuten.

Benigna Schönhagen

HELLMUT G. HAASIS: «**Den Hitler jag' ich in die Luft.**» **Der Attentäter Georg Elser. Eine Biografie.** Rowohlt Verlag Berlin 1999. 271 Seiten. Gebunden DM 39,80. ISBN 3-87134-371-4

HELMUT ORTNER: **Der Attentäter. Georg Elser – der Mann, der Hitler töten wollte.** 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Klöpfer & Meyer Verlag Tübingen 1999. 260 Seiten. Gebunden DM 38,-. ISBN 3-931402-50-9

Am 8. November 1939, neun Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, waren die «Alten Kämpfer» der NSDAP im Münchner Bürgerbräukeller versammelt. Unter ihnen Adolf Hitler mit Gefolge: Goebbels, Hess, Heydrich, Ley, Streicher, Esser, Wagner und ein stattlicher Schwarm von «Goldfasanen», lokalen Parteibonzen. Sie feierten sich und ihren misslungenen Putschversuch von 1923, den so genannten «Marsch auf die Feldherrnhalle». Hitler beendete seine Rede früher als geplant, trat sofort ab und fuhr zum Bahnhof. Damit entging er einem Attentat. Wenige Minuten später verwüstete eine Zeitbombe den Versammlungssaal. Sieben NSDAP-Mitglieder und eine Aushilfskellnerin starben.

Georg Elser, ein Schreiner aus Königsbronn auf der Schwäbischen Alb, wollte Hitler töten. Sein Motiv: Er wollte die Herrschaft der Nazis und den Krieg beenden. Der Tyrannenmord war exakt geplant, vorbereitet und ausgeführt. Unvorhersehbare Umstände ließen Elser scheitern. Noch vor der Explosion wurde er an der Schweizer Grenze festgenommen. Aus Zufall. Keiner ahnte, wer er war. Doch sehr bald fand die Gestapo es heraus. Elser erwies sich als hartnäckig, wollte nichts zugeben, hatte aber keine Chance gegen die Verhörmethoden der Geheimpolizei. Folter brach sein Schweigen. Dabei kam ein linksorientierter, aber kein besonders politisch denkender Mensch zum Vorschein. Ein Eigenbrötler, der allein für sich den mutigen Entschluss gefasst hatte.

Georg Elser war *kein Fanatiker*, gehörte keiner organisierten Widerstandsgruppe an. Er war der berühmte einfache Mann aus dem Volk, dem niemand eine solche Tat zutraute, weder die Gestapo noch die spätere historische Widerstandsforschung. Die Einfachheit seiner moralischen Überzeugung und die Perfektion, mit der die Bombe gebaut war, scheinen nicht zusammenzupassen. Dahinter musste der britische Geheimdienst oder Otto Strasser stecken, so vermutete man. Elser kam zunächst ins Konzentrationslager Sachsenhausen und später nach Dachau, wo er am 9. April 1945 vom SS-Mann Theodor Bongartz erschossen wurde.

Sechzig Jahre ist das Attentat von München her, und Georg Elser ist nicht vergessen. Im Gegenteil. Doch eine intensive Beschäftigung mit seiner Person fand erst in den letzten Jahren statt. Vor einiger Zeit entbrannte in der «Frankfurter Rundschau» eine Kontroverse über die Frage, ob seine Tat moralisch gerechtfertigt war. Auch neuere Arbeiten von Helmut Ortner, in Tübingen erschienen, und des Betzingers Hellmut G. Haasis befassen sich mit Elser. Für beide Autoren steht fest: Elser hat richtig gehandelt. Ortners Buch ähnelt einer historisch-biografischen Erzählung, die auf Tatsachen beruht. Haasis hingegen legt eine «Biografie» vor. Ortner denkt sich häufig in die Menschen, die im Fall Elser beteiligt waren, hinein und schildert ihre Gefühle. Haasis ist um größere Distanz und Sachlichkeit bemüht. Das ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden Arbeiten. Davon abgesehen überwiegen Gemeinsamkeiten. Ihnen liegt das gleiche, vorhin beschriebene Bild von Georg Elser zugrunde. Auch die inhaltliche Gliederung ist verwandt. Ja, man bekommt den Eindruck, dass Haasis sie von Ortner, dessen Buch erstmals 1989 erschien und jetzt neu aufgelegt wurde, übernommen hat. Beide Autoren kommen erst im zweiten Drittel ihrer Bücher auf Elser selbst zu sprechen. Das gereicht Ortner zum Vorteil, Haasis dagegen nicht.

Haasis verliert sich in Schilderungen über das Dritte Reich, analysiert Hitler-Reden und beschreibt die Verfolgungsmaschinerie der Gestapo. Die Erwartung, man habe eine Biografie vor sich, wird über viele Seiten enttäuscht. Ortner hingegen, der den Fall und nicht das Leben Elsers ins Zentrum seines Buches stellt, gelingt die literarisierende Verknüpfung aus zeitgeschichtlichen Umständen und der Rolle des Attentäters. Dafür sind die Kapitel über die Tatvorbereitung und ihre Durchführung bei Haasis fesselnd zu lesen. Ihre Detailgenauigkeit befriedigt die Neugierde des Lesers, der plötzlich neben Elser steht und ihn beobachtet, wie er vom Moment des Entschlusses an dem Attentat Schritt für Schritt näher kommt.

Beiden Autoren ist an der Rehabilitierung Elsers gelegen, den viele ältere Historiker der Nachkriegszeit für einen «agent provocateur» hielten. Beide verhelfen einem immer noch weitgehend unbekanntem Widerstandskämpfer zu der Anerkennung, die sein Mut und seine Entschlossenheit verdient haben.

Das Elser-Bild der älteren historischen Forschung war sicherlich falsch und bedurfte der Korrektur. Doch so achtenswert dieser Ansatz auch sein mag: Hellmut G. Haasis lässt sich polemische Urteile über die *objektive*

Geschichtsschreibung zu Schulden kommen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Weder versuchte die Historiografie, mit Nazischergeren *verständnisvoll und nachsichtig* umzugehen, wie er behauptet. Noch ist es gerechtfertigt, dem ehemaligen Tübinger Zeithistoriker Hans Rothfels zu unterstellen, er habe sich in seiner Bewertung Elsers die Sicht der NSDAP-gesteuerten deutschen Öffentlichkeit vor 1945 zu Eigen gemacht. Rothfels war nach den Nürnberger Rassegesetzen der Nationalsozialisten Jude. Er musste Deutschland verlassen, um seine Haut zu retten, und er wusste sehr genau, mit wem er es zu tun hatte.

Beide Bücher sind interessant und wert, gelesen zu werden. Sie kommen zur rechten Zeit. Denn sie unterstreichen, dass über fünfzig Jahre nach dem Fall des Dritten Reiches das Bedürfnis groß ist, sich über die Frage Klarheit zu verschaffen, warum, wann und zu welchem Preis man einer Diktatur die Stirn bieten muss. Für beide Autoren war Georg Elser ein unheroisches Vorbild.

Alexander Behrens

NATHANJA HÜTTENMEISTER: **Der jüdische Friedhof Laupheim. Eine Dokumentation**, herausgegeben von der Stadt Laupheim und dem Verkehrs- und Verschönerungsverein Laupheim e.V. Laupheim 1998. 604 Seiten mit über 240 sw-Abbildungen und zahlreichen Skizzen. Gebunden

Lange hat es gedauert, bis nun auch Laupheim, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immerhin eine der größten Gemeinden in Württemberg, eine gedruckte Dokumentation seines jüdischen Friedhofs vorlegen kann. Mehr als acht Jahre Arbeit der Judaistin Nathanja Hüttenmeister stecken in dem großformatigen, sorgfältig gestalteten Band. Die fünf Vorworte, die ihm vorangestellt sind, lassen die Schwierigkeiten ahnen, die zu überwinden, und die Kräfte, die zu bündeln waren, bis das Vorhaben realisiert werden konnte. Dabei ist die kultur- und lokalgeschichtliche Bedeutung der Grabdenkmale unbestritten. Denn die rund tausend erhaltenen Gräber legen Zeugnis ab von Menschen, die in Laupheim zu Hause waren und maßgeblichen Einfluss auf das Leben des Ortes, seinen wirtschaftlichen Aufschwung und seine kulturelle Entwicklung ausgeübt haben. Nicht zuletzt ist es der Initiative und dem Wirken der hier Begrabenen zu verdanken, dass Laupheim in der Mitte des 19. Jahrhunderts überhaupt zur Stadt wurde.

Nun kann also nicht nur das Leben der einflussreichen und zu Bekanntheit gelangten Laupheimer Juden – die bekanntesten unter ihnen wie Friedrich Adler, Kilian Steiner und Carl Lämmle liegen nicht in Laupheim begraben – in den Grunddaten nachvollzogen werden, sondern auch das Leben der vielen mehr oder weniger Unbekannten, der Hausierer und Pferdehändler, Lehrer und Vorsänger, Rabbiner und Gemeindevorsteher, Wirte und Metzger, das Schicksal der zahlreichen im Kindbett verstorbenen Frauen – darunter auch die 1838 verstorbene «Handelsfrau» Sophie Schiffler – sowie das kurze Erdendasein zahl-

reicher Kinder. Angesichts des fortgeschrittenen Zerstörungswerks, das die Zeit an den größtenteils aus Sand- und Kalkstein gehauenen Steinen vollzogen hat und weiter vollzieht, ist die «Volldokumentation» in letzter Minute entstanden. Sie hält Informationen fest, die unter unseren Augen verschwinden. Ja, für einige Angaben musste die Verfasserin bereits auf historische Fotoaufnahmen und ältere Vorarbeiten zurückgreifen, da der aktuelle Zustand mancher Steine kein Entziffern mehr zuließ. Umso verdienstvoller ist es, dass sie auch jene Steine in die Dokumentation aufnahm, die keine eindeutige Identifikation mehr erlaubten.

Die Arbeit ist nach mittlerweile bewährtem Muster aufgebaut. Nach einer Zeittabelle zur lokalen jüdischen Geschichte stellt die Verfasserin einführende Hinweise für die Leser voran, die sich zum ersten Mal mit einem jüdischen Friedhof befassen. Darunter findet man Angaben über das jüdische Bestattungswesen, Hinweise auf den jüdischen Kalender und andere kulturgeschichtliche Besonderheiten im Judentum sowie Ausführungen zur Entwicklung des Laupheimer Friedhofs und seiner Grabmale. Neben der üblichen Erläuterung der spezifischen Symbolik jüdischer Grabsteine kann die Verfasserin dank der Vorarbeiten für die Friedrich-Adler-Ausstellung von 1994 auch auf eine kunsthistorische Besonderheit des Friedhofs aufmerksam machen: die zahlreichen Grabsteine, die der Jugendstilkünstler Friedrich Adler zwischen 1900 und 1928 für seine Vaterstadt entworfen hat.

Die Auflistung der Gräber erfolgt chronologisch, jeweils nach dem Sterbedatum. Jedes Grab ist mit voller (!) Inschrift, der zeilengetreuen deutschen Übersetzung und, bei besonders schönen oder auffallenden Exemplaren, auch mit einem Schwarz-Weiß-Foto wiedergegeben. Hinweise auf verwendete Bibelzitate und genealogische Querverweise auf andere Quellen wie Auswanderungs-, Sterbe- oder Heiratsregister bilden einen wertvollen Anmerkungsapparat für weitere Forschungen, auch wenn verständlicherweise längst nicht alle Quellen ausgeschöpft wurden. Ein Namens- und Gräberregister im umfangreichen Anhang hilft bei der gezielten Suche. Die Angabe der Seite statt der Gräbernummer hätte die Suche freilich benutzerfreundlicher gestaltet, denn die wenigsten werden wohl das Buch von vorne nach hinten «lesen», sondern es als Nachschlagewerk benutzen. Und das ist es auch geworden: ein erstaunlich umfassendes, informationsreiches und vielseitiges Kompendium der Laupheimer Juden, dem viele Benutzer zu wünschen sind, ein unentbehrliches Handbuch für alle heimatgeschichtlich Interessierten ebenso wie für weitere Forschungen zur Geschichte des südwestdeutschen Landjudentums, und nicht zuletzt eine hilfreiche Basis für den weiteren Ausbau des Laupheimer Museums zur Geschichte von Christen und Juden. Wie Nathanja Hüttenmeister zurecht bemerkt, kann die Dokumentation keine Gesamtdarstellung der jüdischen Geschichte Laupheims ersetzen, aber sie bildet einen notwendigen Grundstock für eine solche längst fällige Monografie.

Benigna Schönhagen

JÜRGEN HELMBRECHT und KARL-HEINZ RUESS (Hrsg.): **Demokratischer Neubeginn. Göppingen in den Jahren 1945 bis 1955.** (Veröffentlichungen des Staatsarchivs Göppingen, Band 39). Göppingen 1999. 411 Seiten mit 350 Abbildungen. Kartoniert DM 52,-. ISBN 3-9338844-31-2

Der kartonierter Band im Format DIN A 4 muss vom Inhalt her und im Wortsinn als «gewichtig» bezeichnet werden (2 kg!). Es ist den vier Frauen und elf Männern gelungen, in 31 Aufsätzen ein «stadtgeschichtliches Lesebuch» zu verfassen. Als «Scharnier» zu dem vorausgegangenen Band *Göppingen unterm Hakenkreuz* wurde als einzig richtige Zäsur der Einmarsch der Amerikaner im April 1945 gewählt. Die Berichtszeit umfasst gleichzeitig die Ära des Oberbürgermeisters Christian Eberhard und endet mit der Einweihung der Stadthalle als Zeichen eines neuen Zeitverständnisses. Mit Ausnahme von Amy George ist von den Verfassern niemand Zeitzeuge gewesen. Der Suche nach Zeitzeugen diente ein vorbereitendes Seminar der Volkshochschule. Das Gerippe der Beiträge bildeten vorliegende oder eigens angefertigte Einzelstudien.

Zurecht beschränken sich die Darstellungen nicht auf den demokratischen Aufbau allein, sondern befassen sich auch mit den Lebensverhältnissen nach der Besetzung durch die in der Proklamation Nr. 1 ausdrücklich als *siegreiches Heer, doch nicht als Unterdrücker* bezeichnete US-Army, mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen und – von besonderer Bedeutung – mit der Situation der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen und dem Sonderkapitel der Zwangsverschleppten, der «Displaced Persons». Am letztgenannten Stichwort sollen die Schwierigkeiten aufgezeigt werden, die sich aus der Aufteilung eines Themas auf verschiedene Kapitel ergeben können.

Im Beitrag von Amy George erfahren wir von einem Fall, der von der Masse der DP-Schicksale völlig abweicht. Emmi Wasylenko (geboren 1936) ist eine Volksdeutsche aus der Ukraine, die 1943 zusammen mit ihrer Mutter, einem Bruder und einer Schwester nach Göppingen ausreist, wo schon eine Schwester lebt. Alle fanden Aufnahme in deutschen Familien. Nach dem Einmarsch der Amerikaner galten die Wasylenkos, die ja die sowjetische Staatsbürgerschaft besaßen, als Displaced Persons. Es gelang ihnen, als «staatenlos» anerkannt zu werden und sich so der gefürchteten Rückführung in die Sowjetunion zu entziehen. Der angestrebten Auswanderung in die USA stand eine Reihe bürokratischer Bestimmungen im Wege, so dass sie nur einzeln und in zeitlichen Abständen ausreisen konnten. Emmi heiratete 1957 einen amerikanischen Soldaten und hieß nun Amy George. Ihrer Lebensgeschichte gab sie den Titel *Kein Abschied für immer*, denn sie besuchte inzwischen ihre Göppinger Freunde wieder.

Die Probleme, die von anderen weniger vom Glück begünstigten Displaced Persons verursacht wurden, tauchen in den Abschnitten über die Neuordnung der Polizei und in einem Abschnitt über den Weg zum Wirtschaftswunder (mit dem Hinweis auf den Bau eines Barackenlagers) nur kurz auf. Einheimische Familien, die auf Anord-

nung der Militärregierung oft für viele Monate ihre Wohnungen mit der gesamten Einrichtung Displaced Persons zur Verfügung stellen mussten, kommen gar nicht zu Wort.

In dem ausführlichen Artikel über die Entnazifizierung werden die Folgen für die verschiedenen Verwaltungen dargestellt. Dass aber auch der Wiederaufbau der Firmen, deren Produktion zugelassen war, oftmals unter Entnazifizierungsfolgen zu leiden hatte, wird nicht erwähnt. Der Inhaber war als *Betriebsführer*, so die Bezeichnung im Dritten Reich, Parteigenosse gewesen. Er durfte deshalb nur *gewöhnliche Arbeit* leisten, das heisst den Fabrikhof fegen. An seiner Stelle leitete ein *unbelasteter Treuhänder* die Firma. Auch dass vom «Automatic Arrest» nicht nur Parteifunktionäre, sondern auch sämtliche «Räte» (Vermessungsrat, Landwirtschaftsrat, Studienrat usw.) betroffen und oft auf Jahre interniert waren, wird nicht erwähnt. Alle Vereine, gleichgültig ob die Pflege des Gesangs, Blasmusik oder des Wanderns der Vereinszweck war, wurden aufgelöst und durften erst unter Beachtung der Vorschriften der Militärregierung ihre Neugründung beantragen.

Im Abschnitt *Entwicklung des Verkehrs auf Straße und Schiene* fehlt der Hinweis auf den Güterverkehr mit Lastwagen, die als Antrieb Holzvergaseranlagen besaßen. Andere Lastwagen gab es zunächst ja nicht. Lediglich im Abschnitt *Zuteilung von Brennholz und Kohlen* wird das Fehlen von «Tankholz» beklagt, doch ohne Erklärung, was darunter zu verstehen ist. Auch die Frage der Versorgung mit Lebensmitteln wird nicht im Zusammenhang mit den Erlebnissen der Zeitzeugen abgehandelt. Ein wesentlicher, mit statistischen Angaben belegter Teil wird im Abschnitt *Lebensmittelversorgung* dargestellt. Die Lichtblicke in der allgemeinen Misere – das Buchelesammeln im Herbst 1946, die Hooverspeisung, die CARE-Pakete und ausführlich die «August-Fröhlich-Spende» – werden unter *Wege und Maßnahmen zur Linderung der Not* aufgeführt.

Selbstverständlich kann ein bestimmtes Stichwort an verschiedenen Stellen abgehandelt werden. Der aus der Sicht von Zeitzeugen gesehene Zusammenhang kann jedoch zu einem besseren Verständnis verhelfen. Das Problem ist, kompetente Zeitzeugen zu finden, deren Zahl ja immer kleiner wird. Offenbar ist nicht allgemein bekannt, dass im Hauptstaatsarchiv Stuttgart die Berichte der Militärregierungen in den Kreisen an die Landesmilitärregierung von 1945 bis 1951 in Mikrofilmen vorliegen. Sie sind eine Fundgrube für Details aus dem Alltag.

Durch eine Reihe von seinerzeit spontan niedergeschriebenen Berichten ist der einleitende Abschnitt *Der Krieg geht zu Ende* mit Leben erfüllt worden.

Durchweg auf die Berichte von Zeitzeugen kann sich der Abschnitt *Politisches Engagement und die Organisation des Alltags* stützen. Angesichts der heutzutage sich ausbreitenden Politikverdrossenheit wirkt die geschilderte Aufbruchstimmung jener Jahre besonders erfrischend! Wie sich damals die ehemalige Arbeiterpartei SPD zur Volkspartei entwickelte, wie sich die bisher streng konfessionell ausgerichteten christlichen Parteien zur CDU zusammenfanden (Stichwort «Erfolgsstory»!) und wie die DVP/FDP sich als Partei eines starken Mittelstandes for-

mierte, wie sich die Frauen in der Politik zu Wort meldeten, die Gewerkschaften sich zur Bildung von Einheitsgewerkschaften zusammenschlossen – Aufbruch zu neuen Ufern auf allen Ebenen! Dabei gilt natürlich die Einschränkung, dass die Mehrzahl der Menschen sich vom politischen Leben fernhielt, teils als «gebrannte Kinder», teils weil die Probleme des Alltags sie vollauf beschäftigten. Immerhin war die Wahlbeteiligung im allgemeinen gut.

Der Jugend Möglichkeiten zur Entfaltung zu geben, war ein erklärtes Anliegen der Amerikaner. *Auf die Jugend kommt es an*, ist damit ein wichtiger Abschnitt überschrieben. *Frisch Auf!* ist nicht nur der Name eines bekannten Göppinger Sportvereins, *Frisch auf!* galt für alles die Jugend betreffende. Trotz vieler Bedenken und Schwierigkeiten beschloss der Göppinger Gemeinderat schon 1947, als ein Zeichen der Hoffnung die 300-jährige Tradition des Maientags als Kinderfest wieder aufleben zu lassen.

Eine freie Presse gab es in Göppingen schon früher als anderswo. Sie erwies sich als außerordentlich segensreich auch für die Entwicklung von *Kultur und Bildung*. Nicht zu vergessen ist die Eingliederung der Heimatvertriebenen und in deren Gefolge die Annäherung der Konfessionen zum ökumenischen Miteinander.

Den wenigsten Göppingern der heutigen Generation ist wohl bewusst, welche Bedeutung ihre Zentralkliniken in der Nachkriegszeit hatten. Nach der Zerstörung der Stuttgarter Krankenhäuser durch den Bombenkrieg und der Errichtung der Zonengrenze zum französischen Besatzungsgebiet war der Zugang zu den Tübinger Universitätskliniken gesperrt. Für viele Menschen in Nordwürttemberg war Göppingen die letzte Hoffnung. Wer nicht wusste, wer in Göppingen Landrat war, dem war doch der Name von Professor Zukschwerdt ein Begriff.

Es ist wichtig, dass ein Band wie der vorliegende zurückführt an die Anfänge unseres heutigen Zusammenlebens. Die Erinnerung an die für viele zunächst aussichtslos erscheinende Situation mag manchen zum Nachdenken anregen.

Hans Binder

Gabriele Münter. Eine Malerin des Blauen Reiters.

Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafik. Kultur- und Sportamt der Stadt Bietigheim-Bissingen/Städtische Galerie (Hrsg.). Vorwort von Herbert Eichhorn, Texte von Meike Hoffmann und Barbara Wörwag. Hatje Cantz Verlag Ostfildern 1999. 208 Seiten mit 192 Abbildungen, davon 130 farbig. Leinen DM 78,-. ISBN 3-7757-0844-8

Gabriele Münter ist eine der wenigen Frauen, die den Aufbruch der Malerei in die Moderne am Anfang des 20. Jahrhunderts mitgestaltet hat. Ihre Werke genossen damals große Anerkennung, und doch sind ihre Künstlerkollegen des Blauen Reiters wie Kandinsky, Marc, Macke, Klee, Jawlensky heute berühmter, deren Werke weitaus bekannter. Münters Kunst wurde von Museen nicht gesammelt, ist kaum in öffentlichen Sammlungen präsent. Politische und persönliche Ereignisse haben ihren Lebensweg und ihre künstlerische Tätigkeit wesentlich mehr beeinflusst

als die ihrer männlichen Kollegen, ließen sie oft ihren Werdegang unterbrechen, führten zu Irritationen, hemmten das künstlerische Fortschreiten.

Von ihrem ersten Lebenspartner Wassiliy Kandinsky angeleitet, hatte sie ihren eigentlichen Stil gewonnen, hatte sie zu Werken mit starker Ausdruckskraft und Farbgebung gefunden. Der Bruch mit ihm führte zur einer starken Zäsur. Erst seit den Dreissigerjahren in einer neuen, stabilen Partnerschaft mit Johannes Eichner konnte die Künstlerin an diese Werkepoche anknüpfen und noch einmal kurzzeitig Erfolge erzielen. Die nationalsozialistische Kulturpolitik behinderte diesen Aufschwung und führte – leider – zu Anpassungsbemühungen in Malweise und Themenwahl. Nach dem Zweitem Weltkrieg, nach der Rehabilitation der modernen Kunst, erhielt sie, noch zu Lebzeiten, einige bedeutende Ausstellungen sowie Kunstpreise.

Dann wurde es relativ still um ihren Namen, in vielen Ausstellungen des Blauen Reiters kamen ihre Bilder gar nicht vor oder nur an untergeordneter Stelle. Erst die Neunzigerjahre schenkten ihrem Werk und Leben wieder mehr Aufmerksamkeit; Biografien, Einzel- und Sammelausstellungen entstanden, im Schlossmuseum in Murnau ist ihr eine Dauerausstellung gewidmet, und das «Münterhaus» in Murnau wurde erst kürzlich renoviert neu eröffnet.

In diesem Zusammenhang ist auch der vorliegende Katalog, der zu einer Einzelpräsentation in Bietigheim-Bissingen im letzten Jahr entstanden ist, zu sehen. Barbara Wörwag hat in einem profunden Beitrag die verschiedenen Stationen von Gabriele Münters Leben und ihre künstlerischen Perioden kritisch durchleuchtet sowie viele ihrer Bilder aus den Lebenszusammenhängen heraus neu analysiert und beschrieben. Die Ausführungen belegen ihre Erkenntnis, wie sehr Münters Werk *von ihrem privaten Erlebten abhing und Ausdruck einer seelischen Stimmung war*. In die Untersuchung zu Recht mit einbezogen sind die Zeichnungen der Künstlerin, die häufig die Vorlage für ihre Gemälde und Druckgrafiken bildeten. Gerade sie bezeugen eindrücklich, mit welcher sicherem Strich Gabriele Münter in der Lage war, das Wesentliche des Motivs zu erfassen und darzustellen und dabei auch schon die Komposition der späteren Werke vorzubereiten. Ein relativ breiter Raum ist überraschender Weise den späteren Werken gewidmet, entsprechend der Bildauswahl im Katalog. Zwar fand sie in den Dreissigerjahren noch einmal zu einfachen Form- und intensiveren Farbgebungen, die beeindruckende Expressivität der Bilder vor dem Ersten Weltkrieg ist aber einer mehr beschreibenden Ausdrucksweise gewichen, viele sind eine Wiederaufnahme der früheren Themen. Im Spätwerk schließlich erscheinen vielfach Kopien aus der Zeit des Blauen Reiters. Nur die von ihr in allen Schaffensphasen sehr geliebten Blumenstillleben führte sie noch zu einer gewissen Reife, wie auch ihre Zeichnungen bis zum Schluss ihr Formwollen klar ausdrücken.

Das druckgrafische Schaffen, das zwar keinen wesentlichen Bestandteil ihres Werkes ausmacht – 88 Werke dieser Kunstgattung sind erhalten – ist von Meike Hoffmann

untersucht worden. Wie bei den meisten ihrer Künstlerkollegen des Blauen Reiters hat Gabriele Münter den Holzschnitt als *technisch bestimmten Versuch vereinfachter Formgebung und flächig gebreiteter Farbgebung* benutzt, die eigentlich formklärende Funktion erfüllte bei ihr aber nicht der Hochdruck, sondern die Hinterglasmalerei. Auch bei den weiteren Versuchen auf dem Gebiet der Druckgrafik kann Hoffmann zeigen, dass diese Kunstgattung die Gemälde der Künstlerin in der Motivwahl begleitet, das Formverständnis im Allgemeinen bereichert hat, aber dabei ein eigenständiges Leben führte und keinen direkten Einfluss auf andere Techniken ausübte.

Einer umfangreichen Biografie folgt der reichhaltige Bildkatalog mit in der Mehrzahl farbigen Abbildungen. Die einzelnen Werkgruppen sind inhaltlich zusammengestellt, was aber leider dazu führt, dass man die Bilder, auf die in den Texten Bezug genommen wird, oft aufwendig suchen muss.

Der Katalog ist ein wichtiger Baustein auf dem Weg, die Künstlerpersönlichkeit Gabriele Münter zu erkennen, die als eine Wegbereiterin der Moderne neben ihren männlichen Kollegen zu originären künstlerischen Aussagen gefunden hat.

Sibylle Setzler

BIRGIT SCHNEIDER, FELIX HEINZER und VERA TROST (Hrsg.): **Bücher, Menschen und Kulturen**. Festschrift für Hans-Peter Geh zum 65. Geburtstag. K. G. Saur Verlag München 1999, 432 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 128,-. ISBN 3-598-11399-4

Mit 63 Jahren verabschiedete sich 1997 der Direktor der Württembergischen Landesbibliothek Hans-Peter Geh in den Ruhestand. 27 Jahre lang hatte der gebürtige Hesse die Geschicke dieser Bibliothek bestimmt. In seine Dienstzeit fielen so wichtige Entscheidungen wie der Erwerb der Gutenberg-Bibel oder die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung bei der Buchausleihe. Vor allem aber lag Hans-Peter Geh die Pflege und die systematische Erschließung des wertvollen Altbestands und der Sonderbestände am Herzen. Doch sein Wirken ging weit über den engen Rahmen der Landesbibliothek, ja sogar des deutschen Bibliothekswesens hinaus: Genannt sei nur sein Amt als Präsident des Internationalen Bunds der Bibliotheksvereinigungen und -institutionen (IFLA).

Die «Tabula Gratulatoria» von über 170 Kollegen und Wissenschaftlern sowie fast 200 Bibliotheken von Lima bis Kuala Lumpur unterstreicht die internationale Wertschätzung des Jubilars, die 44 Aufsätze des Buches hingegen die Vielschichtigkeit des modernen Bibliothekswesens. Die Themen der Aufsätze entstammen – wie könnte es anders sein – dem Bereich «Buch und Bibliothek», lassen darüber hinaus aber keine gemeinsame Zielrichtung erkennen. Ein bunter Strauß ist es, den die Bibliothekare ihrem international geschätzten Kollegen zum Abschied darreichen.

In der Festschrift findet auch der landeskundlich Interessierte Neues und teils Ergötzliches – so etwa bei Felix

Heinzer Anmerkungen zu einem Reisebericht der Zimmerschen Chronik, bei Wolfgang Irtenkauf die Spurensuche nach einem Konstanzer Domherrn und Bibliothekar des 14. Jahrhunderts und bei Peter Amelung die Schilderung aus einem in der Landesbibliothek entdeckten Peutingers-Brief, in dem sich der berühmte Augsburgische Bürger über einen Benediktinermönch bei dessen Abt beschwert, weil der Mönch Peutingers Frau nicht nur für einen Mann gehalten (!), sondern auch schwer beleidigt hatte. Auch die Beiträge von Gerhard Hirschfeld und Peter Michael Ehrle über die Dokumentationsstelle für unkonventionelle Literatur in der Bibliothek für Zeitgeschichte respektive über die Bibliothek des Melanchthonhauses in Bretten sind von unmittelbarem Interesse für die Landeskunde.

Die meisten Beiträge freilich werden eher die Berufskollegen, die Bibliothekare, interessieren, so die Aufsätze zum Einsatz des Computers in den Bibliotheken, die Erörterungen im Umfeld der internationalen Berufsverbände der Bibliothekare oder die Berichte aus dem nicht-deutschen Bibliothekswesen, etwa in Österreich, Indien oder China.

Mit der Pensionierung von Hans-Peter Geh hat die Württembergische Landesbibliothek einen renommierten Bibliothekar und Wissenschaftler verloren. Es sei erlaubt, sich auf diesem Wege den besten Wünschen der Kollegen für einen gesunden (Un)Ruhestand anzuschließen.

Raimund Waibel

ROMAN JANSSEN u.a.: **Nufringen. Eine Gäugemeinde im Wandel der Zeit.** WEGRAhistorik Verlag Stuttgart 1998. 528 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Hardcover DM 70,-. ISBN 3-929315-03-3

Jeder Ort hat seine eigene Geschichte. Er ist damit einzigartig, aber er steht auch für viele andere vergleichbare Siedlungen in der Region und ist eingebettet in die Geschichte des Landes. Die Besonderheit der örtlichen Historie herauszuarbeiten und diese in den gesamtgeschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, das ist Ziel der modernen Ortsgeschichtsschreibung. Um dieses zu erreichen, ist intensives Quellenstudium zu betreiben, da lokale Einzeluntersuchungen in den meisten Fällen nicht vorliegen oder nicht ausreichen, um wissenschaftlich fundierte Aussagen treffen zu können.

Die Autoren der Ortsgeschichte Nufringen haben in dieser Hinsicht viel Fleißarbeit geleistet. So beinhaltet der Band nicht nur die historische Ereignisse darstellenden Texte, sondern auch knapp 150 Seiten statistische und genealogische Tabellen beispielsweise zu den einzelnen Familien am Ort oder über den grundherrlichen Besitz, zusammengestellt nach den Angaben in den Lagerbüchern. Der Hauptteil beschäftigt sich mit der Vor- und Frühgeschichte der Siedlung (Claus Oeftiger), mit Nufringen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (Roman Janssen) und mit der «Krise des 19. Jahrhunderts» (Horst Steinhilber). Das 20. Jahrhundert ist durch die Autoren Martin Zurowski, Thomas Stöckle und Roland Wolf in drei Kapi-

teln vertreten. Die Geschichte Nufringens wird dabei nicht nur «von oben», d. h. aus herrschaftlicher und politischer Sicht beleuchtet, sondern es wird der «kleine Mann», der ortsansässige Bauer und Handwerker in den Blick genommen, beispielsweise indem der tragische Lebensweg eines Bauernknechtes aus dem Ort detailliert nachverfolgt wird (S. 242ff.) Sehr interessant ist auch das Kapitel über die mittelalterliche Siedlungsgeschichte Nufringens, da der Verfasser in seiner quellenmäßig äußerst fundierten Darstellung mit seiner besitz- und siedlungsgeschichtlichen Fragestellung zwei unterschiedliche wissenschaftliche Ansätze wählt, um den Fortgang der Siedlungsbewegungen nachzuvollziehen.

Insgesamt ist den Autoren ein sehr ansprechendes und detailreiches Buch gelungen, das nicht nur eine reine Ortsgeschichte darstellt, sondern ein Abbild der ländlichen Bevölkerung Württembergs allgemein. Und wer nur einen kurzen Eindruck von der Biografie Nufringens gewinnen will, ist mit dem Vorwort bereits bestens bedient, das kurz und knapp die wichtigsten historischen Ereignisse und Entwicklungslinien skizziert – aber auch Lust zum Weiterlesen macht.

Kerstin Laschewski

In einem Satz

Wegmarken des Jahrhunderts. Streifzug durch die europäische Geschichte (1000–2000). Herausgegeben von der Stuttgarter Zeitung. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1999. 272 Seiten mit 81 Abbildungen und 3 Karten. Gebunden DM 49,-. ISBN 3-87181-445-8

Redakteure und Korrespondenten der Stuttgarter Zeitung werfen Blicke zurück auf das zu Ende gehende zweite Millennium: ein spannender und unterhaltsamer Streifzug, der in 47 «Wegmarken» besonders folgenreichen Ereignissen (Gang nach Canossa, Fall der Berliner Mauer) nachgeht oder die Lebensläufe berühmter Persönlichkeiten aufzeichnet, die ihre Zeit veränderten wie Kaiser Karl der Große, der Reformator Martin Luther oder der amerikanische Sänger Elvis Presley.

ERNST SCHULIN: **Kaiser Karl V. Geschichte eines übergroßen Wirkungsbereichs.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1999. 240 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartiert DM 35,-. ISBN 3-17-015695-0

Dem Autor, emeritierter Professor für Neue Geschichte an der Universität Freiburg, gelingt es, den *übergroßen Wirkungsbereich* des Kaisers, in dessen Weltreich *die Sonne nicht unterging*, erfolgreich zu entwirren, indem er dessen Lebensgeschichte dreimal erzählt, das Wirken Karls drei nebeneinander hergehenden Themenkomplexen – Burgund und Spanien, das Reich und die Reformation, Uneiniges Europa und Türkenabwehr – unterordnet: Eine lesenswerte Hommage zum 500. Geburtstag des großen Habsburgers.

MEINRAD SCHAAB: **Geschichte der Kurpfalz. Band 1: Mittelalter.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 2., verbesserte und aktualisierte Auflage 1999. 248 Seiten. Leinen DM 89,-. ISBN 3-17-015673-X

Schaabs vor zehn Jahren erstmals veröffentlichtes Werk zur Geschichte der Kurpfalz war es wert, nachgedruckt zu werden, und so unterscheidet sich die neue Auflage von der ersten auch nur in ganz bescheidenem Ausmaß: einige, kleinere Fehler wurden ausgemerzt, inzwischen erschienene neuere Literatur und einige Bemerkungen dazu hinzugefügt (Seite 244–247).

VINZENZ KUON: **Talheim bei Horb am Neckar. Fünfhundert Jahre unter ritterschaftlichem Regiment.** Selbstverlag des Verfassers Lörrach 1999. 303 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 54,-. ISBN 3-00-005085-X (Zu beziehen beim Verfasser, Königsbergerstr. 26, 79539 Lörrach)

Der Verfasser hat in seinem neuesten Werk über Talheim eine bunte Fülle von Daten und Nachrichten zusammengetragen, welche die Vergangenheit des Dorfes, insbesondere die kirchlichen Verhältnisse von Ober- und Untertalheim, sowie das Verhältnis der beiden dörflichen Gemeinden zur Ortsherrschaft detailliert und kenntnisreich belegen.

Himmelszeichen und Erdenwege. Johannes Carion (1499–1537) und Sebastian Hornmold (1500–1581) in ihrer Zeit. Herausgegeben vom Kultur- und Sportamt Bietigheim-Bissingen. Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher 1999. 344 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Fester Einband DM 39,80. ISBN 3-89735-123-4

Acht der zehn Beiträge dieses Buches beschäftigen sich mit zwei «großen Söhnen» der württembergischen Kleinstadt Bietigheim, die durch ihre Tätigkeit überregionale Bedeutung erlangten: Johannes Carion hatte als Astrologe am brandenburgischen Hof in Berlin großen Einfluss auf die dortigen Kurfürsten, und Sebastian Hornmold, Stadtschreiber und Vogt in Bietigheim, war nicht nur maßgeblich an der Ein- und Durchführung der Reformation in Württemberg beteiligt, sondern prägte als erster weltlicher Kirchenratsdirektor und Mitautor der großen Kirchenordnung das geistig-geistliche Leben des Herzogtums mit bis ins 19. Jahrhundert.

«... auf seine Güter abgereist ...» **Die Verleger Johann Friedrich und Georg von Cotta auf Dotternhausen.** (Spuren 48). Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 2000. 16 Seiten mit 11 Abbildungen. Broschiert DM 9,80. ISBN 3-933679-36-2

Bekannt sind die beiden Cottas, insbesondere Johann Friedrich, als Verleger der deutschen Klassiker und als Herausgeber der bedeutendsten deutschen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts; in diesem «Spuren-Heft» wird ein Schlaglicht auf die Cottas als *Förderer und Propagandisten der Agrar- und der industriellen Revolution in Württemberg* geworfen, wird dargestellt, weshalb und in welchen politischen Zusammenhängen sich Johann Friedrich und sein Sohn Georg als Landwirte, als «Großagrarier», engagierten.

KURT HOFFMANN: **Sterne, Mond und Sonne.** Eva Hoffmann Verlag Stuttgart 1999. 131 Seiten mit 204 Zeichnungen. Pappband DM 16,90. ISBN 3-932001-03-6

Dieses Büchlein informiert anschaulich über die wichtigsten Sternbilder, die Tierkreise, die Milchstraße, die Planeten, Kometen und Meteore, die Ortszeit, Sonnen- und Mondfinsternis, erläutert abstrakte Begriffe wie Deklination, Ekliptik oder Himmelsäquator, erklärt, wie man die Uhrzeit von den Sternen ablesen kann, und enthält Baupläne für einfache Sonnenuhren: spannend und lehrreich für alle, die Interesse haben an den Vorgängen am Firmament.

IRENE PILL-RADEMACHER (Hrsg.): **Schloß Achberg. Annäherungen an ein barockes Kleinod Oberschwabens.** Oberschwäbische Verlagsanstalt Ravensburg 1999. 422 Seiten mit über 200 Abbildungen. Pappband DM 44,-. ISBN 3-926891-23-8

In 22 Aufsätzen wird hier die Geschichte des zwischen Wangen und Lindau gelegenen Ortes Achberg vom Mittelalter bis heute vorgestellt, wobei sich die meisten Beiträge mit jener Zeitepoche beschäftigen (1691/93 bis 1805/06), in der das vom Landkreis Ravensburg in den letzten Jahren vorbildlich restaurierte und «wiederbelebte» Schloss Achberg im Besitz des Deutschritterordens war.

MATTHIAS BULLINGER: **Kunstförderung zwischen Monarchie und Republik. Entwicklungen der Kunstförderung in Württemberg zwischen 1900 und 1933 am Beispiel der Theater in Stuttgart, Ulm und Heilbronn.** Verlag Neue Wissenschaft Frankfurt 1997. 504 Seiten. Gebunden DM 89,-. ISBN 3-932492-00-5

Diese Freiburger Dissertation zeigt am Beispiel der zwei städtischen Theater in Ulm und Heilbronn sowie des «Königlichen Hoftheaters Stuttgart», das 1918 in württembergisches Landestheater umbenannt wurde, wer, warum Kunst, insbesondere Theater förderte: eine grundlegende und – trotz zeitlicher Distanz – aktuelle Arbeit zum Verhältnis von Kunst und Staat, Kunst und Kommunen, öffentlicher und privater Hand.

JOHANNES B. BAUER und MANFRED HUTTER (Hrsg.): **Lexikon der christlichen Antike.** Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1999. 418 Seiten. Leinen DM 49,80. ISBN 3-520-33201-9

In rund tausend Artikeln informieren ausgewiesene Altertumswissenschaftler und Theologen über die wichtigsten Aspekte der Religions-, Kultur- und Sozialgeschichte des antiken Christentums und seine Auseinandersetzung mit den Denk- und Lebensformen der klassischen Antike und des Vorderen Orients, ergänzt durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine Zeittafel.

St. Ursula. Ein Villingener Haus mit Geschichte. Hrsg. von Kloster und Schule St. Ursula, vom Geschichts- und Heimatverein Villingen und Südkurier Konstanz. Südkurier-Verlag Konstanz. 124 Seiten mit vielen Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen. Broschiert DM 20,-.

Als Katalog und Begleitband zu einer reich bestückten Ausstellung mit herrlichen, überraschenden Exponaten über das Villinger Klarissen- und – nach den Josefinischen Reformen – Ursulinenkloster (seither Schule), also über ein Kloster eines in Baden-Württemberg doch wenig erforschten Ordens, erschien vorliegendes in die Epochen «Beginnen» (bis 1480), «Klarissen» (1480–1782), «Ursulinen» (1782–1990) gegliedertes Buch mit höchst aufschlussreichen, ja spannenden Aufsätzen vor allem aus der Feder von Josef Oswald (Direktor der Schule), den auch den Lesern der «Schwäbischen Heimat» bekannten Forschern Wolfgang Irtenkauf, Andreas Wilts, Casimir Bumiller und anderen Autoren (als wissenschaftliches Werk selbstverständlich mit Fußnoten und ausführlicher Literaturliste als Hilfe für weitere Forschungen): lesens- und empfehlenswert!

Ihr seid Christen, und ich – nur ein Mensch. Hermann Hesse in Stetten. Lebenszeugnisse, Briefe, unveröffentlichte Dokumente, hrsg. von der Diakonie Stetten e.V. Kernen (Berufsbildungswerk Waiblingen) 1999. 84 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartonierte. ISBN 3-00-004008-0

Das anklagende Fazit des jungen Hermann Hesse, prominentester Bewohner der ehemaligen «Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische» in Stetten im Remstal, wählte die Diakonie Stetten anlässlich ihres 150-jährigen Bestehens als Titel einer lesenswerten Sammlung von bekannten wie bislang unveröffentlichten Dokumenten, die nicht nur Zeugnis ablegen von den ersten literarischen Spuren des späteren Schriftstellers und dem damaligen Unverständnis für die Turbulenzen einer pubertären Identitätssuche, sondern zugleich auch ein neues, für die eigene Arbeit verpflichtendes Verständnis für die Rebellion des sensiblen Jugendlichen gegenüber der Enge seines pietistischen bürgerlichen Milieus bekunden.

Weitere Titel

EDUARD MÖRIKE: **Der alte Turmhahn. Mit Stift und Pinsel begleitet von Thomas F. Naegele.** Betulius Verlag Stuttgart 1999. 40 Seiten mit 30 farbigen Zeichnungen. Leinen DM 39,80. ISBN 3-89511-062-0

DANIEL SCHULZ: **Schloß Ludwigsburg – Zeitspuren eines barocken Gebäudes.** Eigenverlag Ludwigsburg 1999. 325 Seiten mit vielen Abbildungen. Kartonierte DM 39,80 (Zu beziehen bei der Buchhandlung Aigner, am Arsenalplatz, 71638 Ludwigsburg).

CHRISTIAN KLEINER-RÖHR: **Schwäbisch essen ohne Reue. Ein Kochbuch für Diabetiker und Ernährungsbewusste.**

Einfach und schnell. Silberburg-Verlag Tübingen 1999. 144 Seiten mit zahlreichen Fotos. Pappband DM 39,80. ISBN 3-87407-320-3

WOLFGANG HEIDENREICH: «... eine Notherberge für meine letzten Jahre ...» **Peter Huchel in Staufeu im Breisgau (1972–1981).** (Spuren 47). Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. N. 1999. 16 Seiten mit 9 Abbildungen. Broschiert mit Umschlag aus Pergamin DM 9,80. ISBN 3-933679-30-X

IRA SCHULZE-ARDEY: **Die Geschichte der Klavierbauerfamilie Kaim aus Kirchheim unter Teck.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs, Band 24). Stadt Kirchheim u. T. 1999. 167 Seiten mit 40 Abbildungen. Pappband DM 30,-. ISBN 3-925589-19-8

WOLFGANG BAUER und ANDREAS LOBE: **Sturmgeschichten. Ein Lese- und Bilderbuch zur Windenergie.** Verlag Schwäbisches Tagblatt Tübingen 1999. 104 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 29,80. ISBN 3-928011-36-7.

OTTO BORST (Hrsg.): **Geschichte als Musik.** (Stuttgarter Symposium Schriftenreihe, Band 7). Silberburg Verlag Tübingen 1999. 313 Seiten mit 60 Abbildungen. Kartonierte DM 19,80. ISBN 3-87407-317-3

WALTER BRANTS: **Achalm. Erinnerungen an einen unvergleichlichen Berg. Gedichte.** Sternberg Verlag Metzgingen 2000. 80 Seiten mit 21 Abbildungen. Broschiert DM 19,80. ISBN 3-87785-025-1

VINZENZ KUON: **Talheim bei Horb am Neckar. Eine Spurensuche nach seinem Ortsadel.** Selbstverlag Lörrach 1997. 159 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 41,-. ISBN 3-00-001717-8 (Zu beziehen beim Verfasser, Königsbergerstr. 26, 79539 Lörrach)

Backnang: Fotografiert von MONIKA MELCHERT mit Texten von GERHARD FRITZ. Fr. Stroh Verlag Backnang 1999. 80 Seiten mit 140 vierfarbigen Abbildungen. Pappband DM 32,80. ISBN 3-927713-21-X

Backnanger Jahrbuch. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Umgebung. Band 7. Fr. Stroh Verlag Backnang 1999. 288 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartonierte DM 29,-. ISBN 3-927713-23-6

TERESA WELTE und DOROTHEA WELTE: **Hechingen und Burg Hohenzollern.** Silberburg Verlag Tübingen 1999. 72 Seiten mit 75 Farbabildungen. Pappband DM 29,80. ISBN 3-87407-273-8

PETRA MAISAK: «Im Bildersaal». **Goethe und die Sammlung Boisserée in Heidelberg.** (Spuren 35). Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 2000. 16 Seiten mit 11 Abbildungen. Broschiert DM 9,80. ISBN 3-929146-53-3

Das Risiko sich zu irren ist ziemlich groß

Erquickliche Podiumsdiskussion in der Landeskreditbank zum Abschluss der Vortragsreihe «Unter dem Rad der Geschichte»

Soviel vorweg: Wohin der Schicksalsweg der Menschheit im kommenden Jahrtausend führen wird, konnten die vier Herren auf dem Podium leider nicht klären, trotz ausgewiesener Kompetenz und Lebenserfahrung. Doch auch ohne diese universelle Erkenntnis brachte das Podiumsgespräch zum Abschluss der dritten Vortragsreihe in Zusammenarbeit mit der Landeskreditbank die Zuhörer im Foyer der Landeskreditbank zum Nachdenken, aber genau so oft auch zum Schmunzeln. Denn das vom Stuttgarter Alt-OB Manfred Rommel moderierte Gespräch kreiste zwar um das ernste Thema von der Zukunft der Menschheit, doch sorgte das eine oder andere Bonmot immer wieder für eine unverkrampfte Sicht der Dinge. Während es in den fünf vorangegangenen Vorträgen um die Schicksalserwartungen in der Vergangenheit ging, wagten auf Einladung des Schwäbischen Heimatbundes und der Landeskreditbank

Baden-Württemberg – Förderbank –, zusammen mit Manfred Rommel, der Rottenburger Weihbischof Thomas Maria Renz, der Wissenschaftspublizist Prof. Dr. Ernst Waldemar Bauer sowie Dr. Erhard Eppler, vielen als streitbarer Bundesminister, Kirchentagspräsident und Buchautor bekannt, einen Ausblick in das kommende Jahrtausend.

Doch bereits zu Beginn der Diskussion zeigte sich, dass diese Aufgabe fast unmöglich zu meistern ist. Angesichts des immer schneller werdenden Wandels in der Technologie und Wissenschaft sowie der zunehmenden Komplexität und der weltweiten Verknüpfung menschlicher Lebensläufe sei es fast unmöglich, eine Prognose zu erstellen.

Von daher blieb den Diskutanten nichts anderes übrig, als sich dem Thema *denkend zu nähern*, wie es Manfred Rommel gleich zu Beginn ausdrückte. Was dann auch



Blick in das Foyer der Landeskreditbank, das mit rund 600 Zuhörern gefüllt war. Von rechts: Vorstandsmitglied Fritz Oechßler mit Frau, Vorsitzender Martin Blümcke, der Vorsitzende des Vorstands der Landeskreditbank Hans Dietmar Sauer, Frau Kilian, Vorstandsmitglied Dr. Walter Kilian, die Politikerin Helga Solinger und Vorstandsmitglied Gerhard Weygandt.

geschah: Das kommende Jahrtausend werde keine Zeit des unaufhörlichen Wachstums sein, stellte Rommel fest. Allein die Vorstellung, dass sich die Bevölkerung alle 70 Jahre lediglich verdoppelt (statt verdreifacht), würde bedeuten, daß am Ende des dritten Jahrtausends 17.000 mal mehr Menschen auf der Erde leben als heute. *Es wird im kommenden Jahrtausend ein Zustand eintreten, in dem kein Wachstum mehr stattfindet*, so Rommel. Zentrale Aufgabe für die Zukunft sei es daher, für diesen Zustand ein Gesellschaftsmodell zu verwirklichen, das die Menschenwürde wahrht.

Die Entwürfe für das nächste Jahrhundert fehlen

Während sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts alle Parteien und Schichten der Gesellschaft einig waren, einem *Jahrhundert des Fortschritts* entgegen zu gehen, fehlten heute die großen politischen Entwürfe für die Zukunft der Menschheit, konstatierte Erhard Eppler. Diese seien auch kaum noch möglich, weil die Politik der technologischen Entwicklung nur noch hinterher hechele. Er stellte die Frage, *ob die Politik überhaupt noch einmal die Fähigkeit zur Steuerung der technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen wiedererlangt*. Und ob es ihr gelingt, dadurch unser Leben tatsächlich besser zu gestalten.

Auch für den einzelnen Menschen scheint die Fähigkeit, seine Zukunft selbst zu gestalten, geringer zu sein als in der Vergangenheit. Von daher sei auch die Unsicherheit größer als jemals zuvor. *Während sich im Mittelalter der Bauer auf der Schwäbischen Alb noch sicher sein konnte, auch noch in zehn Jahren sein Feld bestellen zu müssen und bei seinem Herrn den Zehnten abzuliefern, wisse man heute nicht mal mehr, ob man nächstes Jahr sein Geld noch am Bankschalter bekomme oder sich unfreiwillig einem Automaten anvertrauen müsse.*

Hat Gott als Schöpfer ausgedient?

Vor allem die Entwicklung der Biotechnologie wurde kritisch unter die Lupe genommen. *Mit der Gentechnik hat der Mensch Fähigkeiten erlangt, die bislang Gott vorbehalten schienen*. Geschöpfe zu schaffen, Menschen, Tiere, Pflanzen zu verändern werfe die Frage auf, wie wir damit umgehen können, ohne dass etwas schiefgeht, bemerkte Erhard Eppler. Zukunft und Fortschritt sei zwar an sich nichts Schlechtes, beugte Ernst Waldemar Bauer (Wunder der Erde) einem überbordenden Pessimismus vor. So berge die Gentechnik durchaus auch Chancen, zum Beispiel Ersatzorgane, die aus eigenen Zellen generiert werden. Aber die Entschlüsselung des menschlichen Erbgutes lege allen Beteiligten eine enorme Verantwortung auf.

Selbst wenn wir den Menschen in seine kleinsten Bestandteile zerlegen können, können wir das Geheimnis des Lebens trotzdem nicht erklären, mahnte Weihbischof Renz vor zu viel Fortschrittsgläubigkeit. *Wir müssen uns über den Begriff der Menschenwürde neu verständigen*, forderte Renz und fügte hinzu, dass damit auch der Schutz und die Achtung vor der Würde des Einzelnen verbunden sein muss. Er appellierte daran, dass *wir der Jugend nicht nur eine Medien-*

Manfred Rommel

Trotz allem heiter

Erinnerungen

Als Stuttgarter Oberbürgermeister wurde er wegen seines unkonventionellen Handelns „als der letzte Liberale im Lande“ bekannt. Mit seinem Witz hat er die Politik menschlicher gemacht. Nun erzählt er, nachdenklich und voller Humor, aus seinem Leben.

432 Seiten mit 60 Abb.
DM 42,-



DVA

kompetenz oder eine EDV-Kompetenz vermitteln, sondern auch eine soziale Kompetenz. Renz regte einen Dialog aller gesellschaftlichen Kräfte – Politik, Kirche, Wirtschaft, Wissenschaft – an, um die Probleme der Zukunft anzugehen und zu versuchen, das Beste daraus zu machen. Es kann keiner eine Garantie geben, dass die Zukunft gut verläuft. Aber der christliche Glaube verleiht mir eine gewisse Grundgelassenheit, gab Weihbischof Renz einen Einblick in seine Überzeugungen.

Es ist klar, dass die ganze Sache irgendwann aufhört, aber wir wollen hoffen, nicht so bald, stimmte Manfred Rommel in diese Gelassenheit ein. Er betonte aber, dass es aus seiner Sicht keine Möglichkeit gibt, den technisch-wissenschaftlichen Erkenntnisprozess zu stoppen. Ohne eine neu entwickelte Weltethik und ihre Verankerung in allgemein gültigen Gesetzen laufe die Sache aus dem Ruder. Dieser Blick auf die Aufgaben der Zukunft entbinde die Menschen jedoch nicht davon, ihre Aufgaben in der Gegenwart zu meistern. Rommel: Wer die Gegenwart nicht übersteht, erreicht die Zukunft nicht.

Von Mülleimern, Buschmännern und einem Bischof inkognito

Einig waren sich die Herren auf dem Podium, dass die technische Entwicklung für alle Menschen auf der Erde auf Dauer durchhaltbar sein müsse, was bedeute, dass wir mit den Vorräten der Erde sparsamer umgehen müssen und trotz allen Fortschritts die Menschenwürde bewahren müssen. Verzicht zu predigen wäre zwar der falsche Weg, aber ein verantwortungsvoller Umgang mit dem, was das Leben lebenswert mache, sei dringender denn je.

Professor Bauer erkannte erste positive Ansätze: Gerade wir Deutschen haben gelernt, mit drei Mülleimern umzugehen, sagte er unter dem zustimmenden Gelächter der Zuhörer. Aber das sei nur ein kleiner Anfang. Der Mensch in Westeuropa oder den USA mit seinem riesigen Ressourcenver-

brauch dürfe nicht das Maß der Dinge werden, sonst könnte zum Beispiel die Erwärmung der Erdatmosphäre weiter zunehmen. Er forderte die Zuhörer auf, einmal eine andere Perspektive einzunehmen. Wenn wir nicht mehr das Zentrum der Welt sind, sondern zum Beispiel die Buschmänner in der Kalahari, sieht die Zukunftsperspektive völlig anders aus. Wenn diese Menschen so weiterleben dürften, wie sie seit tausenden Jahren gelebt haben, hätte es für sie noch lange gereicht. Von daher seien die nächsten tausend Jahre aus der Perspektive des Buschmanns kein Problem. In anderen Kulturen gebe es Lebensansätze, die auch mit deutlich geringeren Ressourcen funktionieren, als wir es uns als Bewohner eines hochentwickelten Industrielandes überhaupt vorstellen könnten. Dabei seien diese Menschen auch nicht weniger zufrieden als wir es sind. Europäisches Denken sei nicht unbedingt der Zukunftsentwurf, der die Überlebensfähigkeit der Menschheit sichert, betonte Bauer mit dem Blick auf die Gräueltaten, die von Europa im vergangenen Jahrhundert ausgegangen.

Auch Weihbischof Renz plädierte dafür, einmal einen anderen Standpunkt einzunehmen. Er berichtete über einen Aufenthalt auf den Philippinen, inkognito bei einer armen Familie. Die hygienischen Umstände hätten ihm zu schaffen gemacht, vor allem die Sauberkeit des Wassers. Wieder zu Hause, habe ihm die Selbstverständlichkeit des sauberen, hygienisch einwandfreien Wassers, das direkt aus der Leitung kommt, schon zu denken gegeben. Dabei seien die Menschen auf den Philippinen materiell gesehen zwar deutlich schlechter gestellt – Lebensversicherung, Altersvorsorge und Krankenversicherung gibt es dort nicht –, aber wir sind fröhlichen Gesichtern begegnet. Die Frage, die Renz daraus ableitet: Wer ist bereit, zurückzustecken, seinen Lebensstandard zu senken? Ohne dass wir uns bescheiden und bescheidener werden, lässt sich die Perspektive einer zusammenhängenden Welt nicht bewältigen, meinte der Rottenburger Weihbischof Renz.



Auf dem Podium von links: Weihbischof Thomas Maria Renz, Professor Dr. Ernst Waldemar Bauer, Oberbürgermeister a. D. Manfred Rommel und Dr. Erhard Eppler.

Was können wir tun?

Erhard Eppler entgegnete auf die bischöfliche These, dass nur wer zurücksteckt, die Zukunft richtig angehe: *Entscheidender als Verzicht sei, was wir für ein gutes Leben halten.* Am Beispiel eines Sonntagsausflugs von Stuttgart an den Bodensee, der außer einer Tasse Kaffee und einem kurzen Spaziergang an der Uferpromenade hauptsächlich aus Kolonne fahren auf der Autobahn und Parkplatzsuche besteht, machte er den Unterschied zwischen Lebensstandard und Lebensqualität deutlich. *Das ist vielleicht ein hoher Lebensstandard, eine hohe Lebensqualität ist das nicht.* Da sei ein Ausflug in den zehn Kilometer entfernten Schönbuch und eine anschließende fünfstündige Wanderung doch deutlich höher zu bewerten, vom Energieverbrauch, von den positiven Auswirkungen auf die eigene Gesundheit und dem Spaß ganz abgesehen. Lebensqualität sei eben keine Frage des materiellen Lebensstandards. Auch Verzicht zu predigen, sei keine Lösung. Die wirkliche Frage sei, so Eppler, *wie wir es schaffen, mit weniger Ressourcen ein besseres Leben zu führen.*

Auf die Frage, was zu tun sei, war man sich wieder einig: *Es ist endlich notwendig, die zukünftige Entwicklung im Zusammenhang zu sehen* (Rommel). *Wir wissen was wir tun, aber wir tun nicht, was wir wissen* (Eppler). Das waren zwei von vielen prägnanten Sätzen, die beim Publikum haften blieben. Auch der Satz von Erhard Eppler blieb haften, *dass wir in Europa weniger Kriege haben werden als im 20. Jahrhundert, aber vielleicht nicht weniger Gewalt.* Den Frieden zu erhalten und neu zu schaffen, sei angesichts der immer noch existierenden atomaren Bedrohung eine zentrale Aufgabe für die Politiker und alle politisch denkenden und handelnden Menschen in aller Welt.

Einig war sich das Podium, dass sich im kommenden Jahrtausend die ethnischen Unterschiede weiter verringern werden, was ideologisch motivierte Ausgrenzungen erschweren würde. Auch sei es eine der Zukunftsaufgaben, das Gewaltmonopol des Staates, *das die Fürsten bei uns vor fünfhundert Jahren von den Raubrittern erkämpft haben*, zu erhalten, mahnte Erhard Eppler. Wenn es wie in einigen Teilen Afrikas oder in den Vereinigten Staaten keine staatliche Kontrolle mehr gebe, sei es um eine lebenswerte Zukunft nicht mehr weit her. Dabei seien auch die Medien in ihrer Verantwortung und die Erziehung in der Familie gefragt.

Dem bewusst begrenzten Zeitrahmen zum Opfer fiel leider die Frage, welche Rolle der Begriff Heimat für eine bessere Zukunft habe. Aber auch so konnten die mehr als 500 Zuhörer nach einem Glas Wein und frischen Brezeln zwar keine endgültigen Antworten auf die Fragen der Zukunft mit nach Hause nehmen, aber die Erkenntnis, dass es sich lohnt, an einer lebenswerten Zukunft mitzudenken und mitzuarbeiten.

Volker Lehmkuhl

**Als Widerstandskämpfer
wurde Fritz Elsas im
Januar 1945 im KZ
Sachsenhausen erschossen.
Ein autobiographisches
Lebensbild aus dem
Nachlaß.**

Fritz Elsas (1890-1945) stammte aus einer angesehenen jüdischen Familie in Stuttgart und hat sich u.a. als Landtagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei und als Bürgermeister von Berlin weit über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus einen Namen gemacht.

Dieses Lebensbild enthält seine bisher unveröffentlichten Erinnerungen an seine Studienzeit in München, Berlin und Tübingen vor dem Ersten Weltkrieg. Sie werden ergänzt durch unveröffentlichte Tagebücher.



Fritz Elsas
Ein Demokrat im Widerstand
Zeugnisse eines Liberalen in der
Weimarer Republik
312 Seiten,
20 s/w-Abbildungen
Gebunden, mit Schutzumschlag
ISBN 3-88350-664-8
DM 39,80/öS 291,-/sFr 37,50

Postfach 10 01 23 . 70826 Gerlingen
< info@bleicher-verlag.de >

**Bleicher
Verlag**

Denkmalschutzpreis 2000 ausgelobt

Der Denkmalschutzpreis soll auch im Jahr 2000 wieder den privaten Bauherren zugute kommen, die vorbildlich und beispielhaft Denkmale erhalten. Der renommierte Preis wird **erstmalig für das ganze Land Baden-Württemberg ausgeschrieben**. Zwei neue Partner, der Landesverein Badische Heimat und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, loben neben der Württemberger Hypo und dem Schwäbischen Heimatbund diesen Preis aus.

Sie sind Kulturdenkmalbesitzer? Falls Sie Ihren Altbau in den vergangenen drei Jahren erneuert, saniert, renoviert und damit erhalten haben, fordern wir Sie auf, sich um diesen Preis zu bewerben.

Gefragt sind auch Architekten, Denkmalpfleger und Mitarbeiter in den Baurechts- und Denkmalschutzbehörden Baden-Württembergs, vorbildliche Leistungen für die Preisverleihung vorzuschlagen oder Eigentümer zur Bewerbung zu ermuntern. Die Jury erwartet, wie in den vergangenen Jahren, gute Bewerbungen. Sie setzt sich aus Fachleuten der Bereiche Architektur und Denkmalpflege zusammen. Die Verleihung findet in einer öffentlichen Veranstaltung statt.

Der Denkmalschutzpreis ist eine Auszeichnung für die beispielhafte denkmalpflegerische Leistung, die Privatleute für die Erhaltung und Pflege ihres Eigentums erbracht haben. Prämiert werden Gebäude, die innen wie außen denkmalpflegerisch erhalten, gepflegt und – soweit notwendig – erneuert wurden. Denkmalpflegerisch beispielhaft können bei Erhaltungsarbeiten und auch bei Veränderungen am Gebäude nur Maßnahmen sein, die das Kulturdenkmal in seinem historisch gewachsenen Erscheinungsbild so weit als möglich bewahren und damit ein Stück Geschichte erhalten. Dabei kann das Spektrum von bescheidenen, handwerklich-soliden Lösungen bis hin zu bewußt modernen Akzentuierungen reichen, wenn sie das Kulturdenkmal pfleglich behandeln und gestalterische Maßnahmen sich in das historische Erscheinungsbild einfügen. Bewerbungen sind dabei nicht nur auf Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg beschränkt, sondern ausgedehnt auf Bauten, die das denkmalpflegerische Erhalten im Zusammenhang mit einer dem Gebäude angemessenen Nutzung zeigen.

Denkmalpflegerisches Handeln, verbunden mit hohem persönlichem Engagement von Eigentümern und Architekten, wird mit einer Urkunde, Plakette und einem Geldpreis in Höhe von 10.000,- DM honoriert. Es werden bis zu fünf Preisträger ausgezeichnet.

Anforderungen:

Bitte machen Sie, soweit möglich, Angaben über Ihr Gebäude, damit wir Ihr Objekt besser beurteilen können:

1. Chronologischer Abriss der Baugeschichte und der Restaurierungsgeschichte mit Bildern: vorheriger Zustand, Umbauphasen, neuer Zustand.
2. Planunterlagen: Bauaufnahme, Bauuntersuchungen, restauratorische Untersuchungen, Baugesuch, Gegen-

überstellung vorher – nachher, Baugenehmigung und denkmalschutzrechtliche Genehmigung, Zeitungsberichte.

3. Beschreibung des Nutzungskonzepts: Gebäudestruktur mit historischer und neuer Nutzung, Probleme und Maßnahmen.
4. Beschreibung von wichtigen Restaurierungsarbeiten mit Angaben zu den Materialien und Techniken sowie neuer Gestaltungselemente in Material und Technik.
5. Der Abschluß der Erneuerungsarbeiten darf nicht länger als drei Jahre zurückliegen.
6. Es werden nur Bewerbungen von Objekten in Baden-Württemberg angenommen.
7. Die dem Preisträger überreichte Plakette ist am Gebäude anzubringen.
8. Die Bereitschaft zur Mitwirkung am «Tag des offenen Denkmals» wird vorausgesetzt.
9. Die Unterlagen sollten in der Größe DIN A4 erstellt werden.

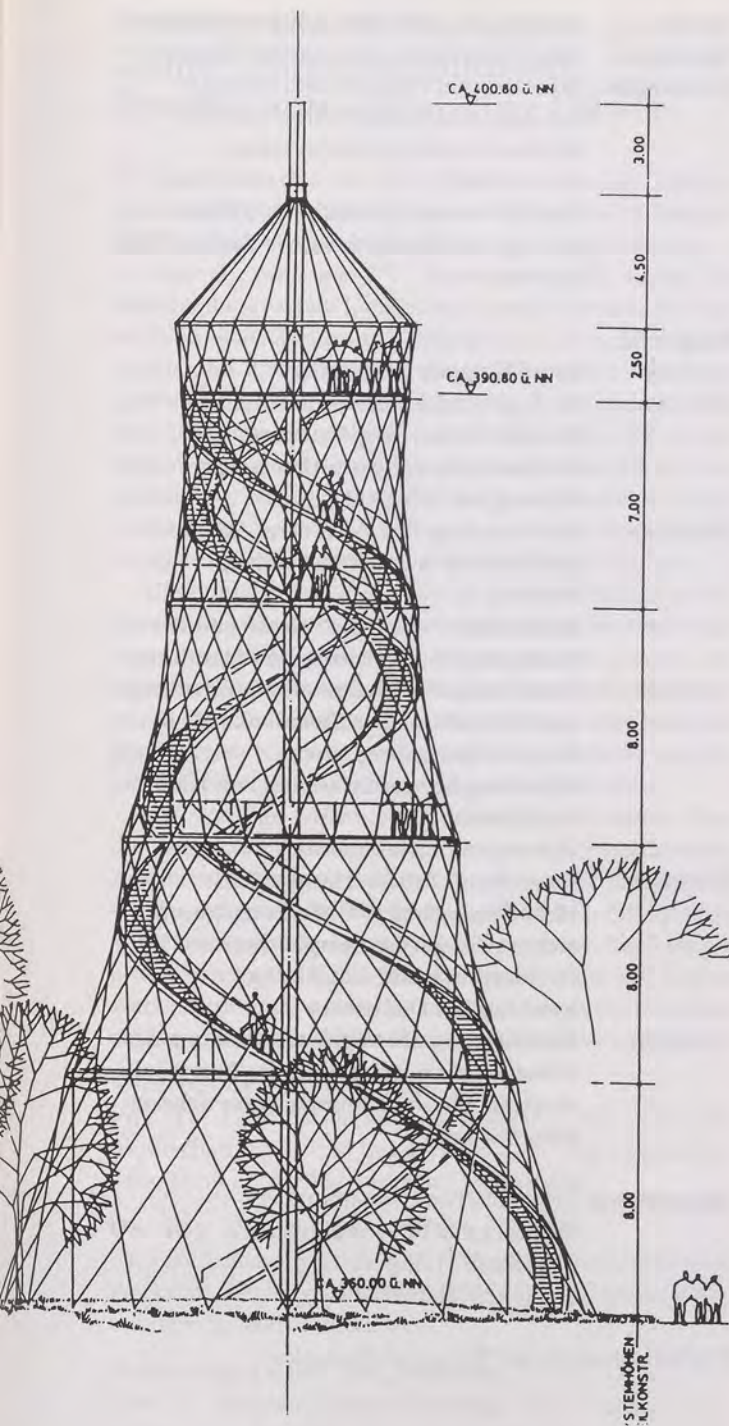
Zur Beurteilung der Objekte wird die Jury eine Auswahl der eingegangenen Bewerbungen besichtigen.

Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 31. August 2000 an:
Schwäbischer Heimatbund
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (07 11) 239 42-0, Telefax (07 11) 239 42-44

Verein dient der Verschönerung

Stuttgarter Nachrichten vom 11. 3. 2000

Der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart, jetzt auch Bauherr des Iga-Turms, wurde 1861 gegründet. Damals war sich die Stadt noch kaum ihrer landschaftlichen und städtebaulichen Reize bewusst. Es gab keine städtischen Grünanlagen oder Aussichtsplatten, keine Spazierwege zu den bewaldeten Höhen, keine Ruhebänke oder Schutzhütten und kaum Alleen oder baumbestandene Straßen und Plätze. Einige Bürger, die ebenso viel Gemeinsinn wie Schönheitsempfinden und Weitblick besaßen, gründeten deshalb den Verein «zum Zwecke der Verschönerung der Stadt Stuttgart und ihrer Umgebung». Bald darauf entstanden die ersten Grünanlagen und Aussichtsplatten mit Kinderspielflächen, Aussichtstürme, Brunnen, Denkmäler, Spazierwege mit Ruhebänken und Schutzhütten. Aus eigenen Baumschulen ließ der Verein 7000 Bäume an Straßen und auf Plätzen pflanzen. Erst 1904 übernahm die Stadt die Pflege der Grünanlagen.



IGA-Turm: Wunschtraum geht in Erfüllung

Stuttgarter Nachrichten vom 11. 3. 2000.

Nach sieben Jahren geht ein Wunschtraum in Erfüllung: Der zur IGA 93 geplante Aussichtsturm an der höchsten Stelle des Killesbergs wird gebaut. Der Verschönerungsverein meldet: «Alle Verträge sind unterzeichnet.»

Zur Internationalen Gartenbauausstellung im Jahr 1993 sollte ein 40 Meter hoher Aussichtsturm im Höhenpark eine der Attraktionen im Gelände werden – «das Tüpfel-

chen auf dem i», wie es damals Iga-Planer Hans Luz (Stuttgart) sah. Doch im letzten Moment verabschiedete sich die Stadt aus Kostengründen von dieser reizvollen Idee. Die zwei Millionen Mark dafür gebe der Etat der Iga nicht mehr her. Seitdem bemüht sich der Verschönerungsverein darum, diesem Turm nach Plänen des international renommierten Planers Jörg Schlaich (plante auch die Iga-Brücken und die neue Brücke im Zuge der Ortsumfahrung Vaihingen) doch noch zu bauen. Die Mühe hat sich gelohnt.

Das Geld ist bis auf einen kleinen Rest beieinander. Die Verträge mit der Stadt als Grundeigentümer (sorgt auch für die Verkehrssicherung) und mit einer Werbefirma (für die Vermarktung) sind unterzeichnet. Dies bestätigte Wolfgang Müller vom Verschönerungsverein ebenso wie Werner Koch, Leiter des für den Höhenpark zuständigen Garten- und Friedhofsamts. Mit dem Finanzamt ist ausgehandelt, dass der Verein die Mehrwertsteuer zurückbekommt, sofern eine gewerbliche Nutzung (Zehn-Jahres-Vertrag mit der Werbefirma) nachgewiesen und Eintritt verlangt wird. Dies bedeutet nicht, dass dort ständig ein Kassenhäusle besetzt sein muss. Müller: «Es reicht, wenn wir dort eine Büchse aufstellen und die Besucher dort ihren Beitrag hineinwerfen.»

Der Baubeginn ist für den Sommer geplant. «Der Startschuss, das können wir mit gutem Gewissen sagen, ist fest für diese Zeit geplant. Wir ziehen das in diesem Jahr durch», sagt Müller. Mit der Firma, die diese Stahlkonstruktion bauen soll, wird ebenso verhandelt wie mit einer Baufirma, die die Fundamente setzt. Das Büro Schlaich spricht bereits mit der Stadtverwaltung die Einrichtung der Baustelle gleich unterhalb des Höhencafés (höchste Stelle des Parks) ab. Parkbesucher und die Veranstaltungen sollen möglichst wenig gestört werden.

Der Turm eröffnet die Aussicht weit ins Neckartal hinein. Vier Plattformen in acht, 14, 24 und 31 Meter Höhe, verbunden durch über 300 Treppen, laden zum Verweilen ein. Der Verschönerungsverein sorgt in den ersten zehn Jahren für den Unterhalt. Dann geht die neue Attraktion auf dem Killesberg in den Besitz der Stadt über. Der Gemeinderat hat dies wegen der dann nötigen Unterhaltskosten für das Bauwerk bereits im Jahr 1998 gebilligt.

Chor des SHB: Benefizkonzert zugunsten des Aussichtsturms

Auch in diesem Jahr tritt der Chor des Schwäbischen Heimatbundes an die Öffentlichkeit; diesmal mit einem Benefizkonzert für den Bau des Aussichtsturms auf dem Killesberg: **Am Freitag, den 7. Juli 2000, um 19 Uhr in der Hospitalkirche in Stuttgart.**

In diesem Konzert wird geistliche und weltliche Musik aus vier Jahrhunderten von Telemann bis Hindemith zu hören sein. Der Chor des Schwäbischen Heimatbundes, Gesangssolisten und Instrumentalisten stellen mit Chor-

liedern vom Barock bis zur Moderne eine breite musikalische Palette vor.

Von Telemann (Motette «Dies ist der Tag, den der Herr macht») führt der musikalische Pfad über Mendelssohn und Reger zu Komponisten des 20. Jahrhunderts. Hans Poser und Paul Hindemith sind mit musikalisch reizvollen kleinen Werken vertreten. Conradin Kreutzer, vor 150 Jahren gestorben, gilt vielleicht nur als Kleinmeister; doch sind seine Kammermusik (Klarinette!) und Vokalkompositionen auch heute noch ansprechend. Volkslieder in Sätzen von H. J. Dahmen und Friedrich Silcher runden und beschließen das abwechslungsreiche Programm. Die musikalische Leitung hat Albrecht Luy.

Wir laden zu diesem Benefizkonzert recht herzlich ein.

Kleine Kulturdenkmale: Tagung und Ausstellung des Schwäbischen Heimatbundes in Schramberg

Kleindenkmale sind wertvolle Zeugen der Vergangenheit. Insbesondere berichten sie vom Alltag unserer Vorfahren, von deren Wirtschaften, Schaffen und von ihrem Glauben. Doch Kleindenkmale sind in zunehmendem Maße gefährdet.

Die moderne Zeit bringt mit erschreckender Gründlichkeit und Schnelligkeit erfolgende, tiefe Eingriffe nicht nur im historischen Gebäudebestand, sondern auch in Feld, Wald und Flur. Gerade die auf den ersten Blick unscheinbaren Kleindenkmale werden dabei teils gar nicht erkannt, teils aus Desinteresse zerstört, teils wirtschaftlichen Erwägungen geopfert. In zunehmend «ausgeräumten» Fluren und Landschaften erinnert immer weniger an die Welt, aus der die Gegenwart erwuchs.

Nur das Kleindenkmal, das als solches bekannt ist, kann auf Dauer geschützt werden! Daher ist eine Dokumentation der Kleindenkmale auf jeder Gemarkung, in jeder Gemeinde dringend erforderlich. Die Denkmalpflege ist dabei auf ehrenamtliche Mitarbeit angewiesen.

Der Schwäbische Heimatbund möchte auf vielfältige Art dazu beitragen, dass Tausende von Kleindenkmalen in Baden-Württemberg erfasst, dokumentiert, geschützt und erhalten werden.

Eine Tagung, die im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg veranstaltet wird, wendet sich an alle historisch interessierten Bürgerinnen und Bürger in und um Schramberg, an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes, des Schwarzwaldvereins Fohrenbühl-Gau, des Museums- und Geschichtsvereins Schramberg und der Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung soll die Frage stehen: Wie können Kleindenkmale erkannt, besser geschützt und erhalten werden?

Termin: Samstag, 27. Mai 2000, 9.30 bis 13.00 Uhr
Tagungsort: Kleiner Bärensaal, Schramberg-Talstadt
Veranstalter: Schwäbischer Heimatbund, Stuttgart
Schwarzwaldverein, Fohrenbühl-Gau
Museums- und Geschichtsverein,
Schramberg
Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg

Programm:

- 9.30 Uhr Begrüßung der Teilnehmer
9.45 Uhr Dr. Inge Schöck, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart
Denkmale in der Kulturlandschaft
(Vortrag mit Lichtbilder)
10.30 Uhr Dr. Petra Angelika Wichmann, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Freiburg
Grenzsteine – ihre Geschichte und die Bedeutung ihres historischen Standortes
Heinz Schmid, Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg, Horb
Erfahrung bei der Erfassung von Kleindenkmalen
(Vortrag mit Lichtbildern)
11.30 Uhr Franz Breig, Zell am Harmersbach
«Der Grenzgänger» – Markungsgrenzsteine erfassen am Beispiel Zell am Harmersbach und Umgebung
anschließend Diskussion
12.30 Uhr **Besichtigung der Wanderausstellung des Schwäbischen Heimatbundes über Kleindenkmale in der Kreissparkasse Schramberg-Talstadt**

Anmeldung: Schwäbischer Heimatbund e.V.
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon: 0711/23942-47
Telefax: 0711/23942-44

Die Teilnahme an der Tagung ist kostenlos

Ausstellung:

Vom 26. Mai bis 21. Juni 2000 findet in der Kreissparkasse Schramberg-Talstadt eine Ausstellung des Schwäbischen Heimatbundes zum Thema «Kleindenkmale» statt. Sie ist im Rahmen der üblichen Geschäftszeiten (Mo–Fr. 8.15 Uhr bis 12.15 Uhr, Mo, Mi, Fr von 14.00 Uhr bis 16.00 Uhr, Mo und Do von 14.00 bis 18.00 Uhr) geöffnet.
Der Eintritt ist kostenlos.

Zur **Ausstellungseröffnung** am Donnerstag, 25. Mai 2000 um 20.00 Uhr laden wir herzlich ein.

Vortragsreihe zur Geschichte der Zünfte: Ehrbares Handwerk, Zunftkämpfe und «billige Hände»

In Zusammenarbeit mit dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart laden wir unsere Mitglieder im Sommer 2000 herzlich zu der oben genannten Vortragsreihe ein.

Vom 7. Mai bis 17. September 2000 findet im Württembergischen Landesmuseum die historische Ausstellung «Die Zünfte in Württemberg» statt. Die Zünfte spielten im Wirtschaftsleben unseres Landes seit dem 14. Jahrhundert bis zu ihrer Aufhebung in den Jahren 1828 und 1861 eine wahrhaft beherrschende Rolle. Sie garantierten Preise und Qualität und waren wesentliche Voraussetzung für die Blüte des südwestdeutschen Handwerks, wovon heute noch repräsentative Werkstücke, kostbare «Zunftaltertümer» und Zunfthäuser zeugen.

Die Zünfte waren aber mehr als wirtschaftliche Vereinigungen, sie waren die Standesorganisation der Handwerker, verschafften diesen eine «Ehre», wie man sagte, mit anderen Worten: rechtliche und gesellschaftliche Anerkennung. Die Zünfte begleiteten ihre Mitglieder gleichsam bis zur Bahre, sie waren zugleich ständische, politische, soziale, auch gesellschaftliche und gesellige Organisationen.

Die Vorträge wollen einen Überblick vermitteln über die immense Bedeutung der Zünfte seit der spannenden Zeit ihrer Entstehung und den Zunftkämpfen im Mittelalter bis zu ihrer Auflösung im 19. Jahrhundert. Zur Sprache kommen werden auch die meist übersehene, doch jüngst besser erforschte Rolle der «billigen Hände» im Handwerk: der Frauen sowie der Gesellen mit ihrem unstillen, oft romantisch verklärten Dasein auf der Wanderschaft.

Mittwoch, 14. Juni 2000, 19.00 Uhr

Prof. Dr. Eberhard Isenmann, Köln: «... ere und gute friuntschaft, fride und gut gerichte ...» – Die mittelalterliche Zunft als politisch-soziale Organisation

Dienstag, 27. Juni 2000, 19.00 Uhr

Dr. Elke Schlenkrich, Leipzig: Zwischen Landstraße und Werkstatt, Herberge und Hurenhaus – Der Gesellenalltag seit dem 16. Jahrhundert.

Donnerstag, 13. Juli 2000, 19.00 Uhr

Prof. Dr. Reinhold Reith, Salzburg: Ein Schatten ihrer selbst? – Die Zünfte in Süddeutschland vom 17. bis 19. Jh.

Mittwoch, 19. Juli 2000, 19.00 Uhr

Dr. habil. Katharina Simon-Muscheid, Bern: Meisterin, Mithelferin oder «billige Hand»? – Frauenarbeit im zünftigen Handwerk

Die Vorträge finden statt im **König-Karl-Saal im «Haus der Wirtschaft»** (Landesgewerbeamt), Willi-Bleicher-Straße 19, 70174 Stuttgart

Eintritt: DM 5,-, für Mitglieder DM 3,-

Vorverkauf: Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart; Württembergisches Landesmuseum, Altes Schloß, 70173 Stuttgart

«Mitglieder werben Mitglieder» Gewinnen Sie einen Reisegutschein!

Auch im Jahr 2000 führen wir unsere Aktion «Mitglieder werben Mitglieder» fort und hoffen, dass Sie in Ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis, bei Kollegen und Freunden wieder kräftig für unseren Verein werben. Informationen über die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes im Naturschutz und in der Denkmalpflege, ein Probeheft der «Schwäbischen Heimat» sowie unser Veranstaltungsprogramm verschicken wir an Interessierte gerne kostenlos. Bitte senden Sie uns Adressen zu, die wir dann mit dem entsprechenden Informationsmaterial bedienen können.

Ihr Engagement möchten wir wieder belohnen – Sie erhalten:

einen Reisegutschein über 300,- DM bei Werbung von fünf und mehr neuen Mitgliedern,

einen Reisegutschein über 150,- DM bei Werbung ab drei neuen Mitgliedern.

Zudem verlosen wir unter allen Werbern 10 Reisegutscheine im Wert von 100,- DM.

Also, machen Sie mit!

Allen Werberinnen und Werbern, die im Jahr 1999 ein oder sogar mehrere Mitglieder geworben haben, sagen wir ein herzliches Dankeschön:

Neun neue Mitglieder: Dr. Raimund Waibel, Stuttgart

Acht neue Mitglieder: Dieter Dziellak, Tübingen

Sechs neue Mitglieder: Friedrich Heinzelmann, Kirchheim/Teck; Gerhard Käser, Gerlingen; Dr. Walter Kilian, Stuttgart

Fünf neue Mitglieder: Frieder Miller, Tübingen; Prof. Dr. Friedrich Weller, Ravensburg

Vier neue Mitglieder: Martin Blümcke, Pfullingen

Drei neue Mitglieder: Ruth Müller-Kneile, Kirchheim/Teck; Willi Lutz, Heilbronn; Ursula Roth, Stuttgart

Zwei neue Mitglieder: Frank Laier, Stuttgart; Dr. Hans Mattern, Schorndorf; Dieter Metzger, Nürtingen; Reinhard Pfullinger, Mühlacker; Erika Sessler, Stuttgart; Dr. Gerhard Sigler, Albstadt; Ernst Schäll, Laupheim

Ein neues Mitglied: Elfi Bauer, Stuttgart; Erwin Beck, Nürtingen; Eugen Beck, Stuttgart; Mathilde Berger, Baienfurt; Dr. Erich Bracher, Stuttgart; Dr. Adelheid Bruder, Backnang; Ute Dietrich, Kornwestheim; Emil Dinkelaker, Stuttgart; Helmut Drtil, Stuttgart; Trude Egler, Stuttgart; Dr. Volker Ehinger, Hamburg; Sigrid Emmert, Nürtingen; Gabriele Finckh, Stuttgart; Dr. Konrad Finke, Bad Wildbad; Marlis Germaschewski, Sindelfingen; Hermann Gökeler, Stuttgart; Dr. Johannes Gromer, Oppenweiler; Walter Halm, Nufringen; Erika Hammer, Stuttgart; Rudolf Häussler, Schwäbisch Gmünd; Dr. Wolf Hartmann, Tübingen; Dr. Augusta Hönle, Rottweil; Dr. Walter Holl, Stuttgart; Claus Huber, Esslingen; Ursula Kappert, Stuttgart;

Johann Peter Keller, Mönchenglöblich; Dr. Ute Klapp-Weitbrecht, Kirchheim/T.; Horst-Dieter Köngeter, Stuttgart; Werner Kraus, Kornwestheim; Dr. Margret Kröner, Esslingen; Dr. Siegfried Menrad, Tübingen; Hella Mohr, Tübingen; Gerhard Müller, Fellbach; Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried, Wilhelmsdorf; Ilse Ott, Stuttgart; Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen; Rudolf Renz, Metzingen; Hildegard Rieger, Stuttgart; Wolfgang Rieger, Untermarchtal; Renate Rittner, Stuttgart; Heiner Roser, Stuttgart; Margot Sauter, Heilbronn; Pfarrer Christoph Scheytt, Ulm; Mechthild Schlobach, Kirchheim; Erich Schlotter, Sulz a. N.; Gudrun Schmidhäuser, Ditzingen; Dieter Schnell, Stuttgart; Helmut Scholz, Stuttgart; Hans Jörg Schröder, Stuttgart; Werner Schultheiss, Leonberg; Rudolf Schweitzer, Weingarten; Harry Peter Sieger, Sindelfingen; Dr. Martin Steigerwald, Giengen; Helga Stich, Stuttgart; Elisabeth Thumm, Backnang; Elisabeth Vietzen, Remseck; Alfred Weber, Stuttgart; Astrid Weinaug, Stuttgart; Dr. Christoph Weismann, Schwäbisch Hall; Oskar Wössner, Altensteig; Lore Ziefle, Stuttgart.

Artikel der «Schwäbischen Heimat» nun auch über das Internet zugänglich

Die Landesbibliografie von Baden-Württemberg, die von der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart erstellt wird, verzeichnet das Schrifttum über das Land, seine Regionen, Orte und Personen. Sie wertet auch unsere Zeitschrift «Schwäbische Heimat» aus.

Die in einer Datenbank gespeicherten Daten **seit dem Erscheinungsjahr 1986** sind nun auch online über das Internet zugänglich. Die Adresse lautet:

<http://www.wlb-stuttgart.de/bawue/lanbib.html>

Seit zehn Jahren: Kalkofenmuseum Untermarchtal

Vor genau zehn Jahren, am 9. September 1990, hat das Kalkofenmuseum Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes seine Pforten geöffnet. Genau so lange gibt es die rührige Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes, die das Museum seither mit viel Engagement betreut – ein Grund zu feiern!

«Tag der offenen Tür»
im Kalkofenmuseum Untermarchtal
(an der B 311 nördlich der Gemeinde Untermarchtal)

am Sonntag, 23. Juli 2000, 10.30 bis 18.00 Uhr

mit Präsentation alter Handwerkstechniken (Kalkbrennen) und reichlicher Bewirtung.

Naturschutzaktion Irrenberg am 29. Juli 2000

Wer hat wieder Lust zu aktivem Naturschutz auf der Schwäbischen Alb im Naturschutzgebiet Irrenberg?

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg befindet sich im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Steilhänge werden durch freiwillige Helfer vom Heimatverein Kohlraisle aus Tübingen ausgemäht. Das Mähgut muss anschließend zusammengereicht und auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschleift werden, von wo aus es abgefahren wird. Für diese Arbeit benötigen wir wieder viele Helferinnen und Helfer aus den Reihen unseres Vereins.

Wir laden herzlich ein, mit von der Partie zu sein am **Samstag, 29. Juli 2000.**

Busfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 14, Busbahnhof Stuttgart. Zustiegsmöglichkeiten nach Vereinbarung an der Strecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg.

Treffpunkt für Selbstfahrer: 9.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes (Zufahrt von Streichen her). Anfahrtskizzen können bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Der Schwäbische Heimatbund bittet seine Mitglieder und alle naturverbundenen Gäste, nach Kräften an dieser Pflegeaktion mitzuwirken, die ganz nebenbei auch ein sehr vergnügliches und geselliges Unternehmen ist.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle ist erforderlich. Die Fahrt einschließlich Vesper ist kostenlos.



Zivi Klaus Wiedemann bei einer seiner Tätigkeiten: beim Einsammeln von Hinterlassenschaften auf dem Gelände des Naturschutzzentrums des SHB in Wilhelmsdorf.

Eine der vier Tafeln, die im März entlang des Riedlehrpfades neu aufgestellt wurden. Diese Tafel informiert über die Farngewächse in der Moorlandschaft, die anderen über Pilze, Moose sowie über Schachtelhalme, Bärlappgewächse und Natterzunge.



Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried

Seit 1998 ist das Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf anerkannte Dienststelle für den Zivildienst. Derzeit leistet der zweite «Zivi» Klaus Wiedemann seinen Dienst für den Naturschutz im Pfrunger Ried. Das Aufgabenfeld für den ZDL ist sehr vielfältig: Viele Stunden verbringt Klaus Wiedemann damit, die Riedlehrpfade zu befestigen und mit Rindenmulch zu belegen, damit die vielen Besucherinnen und Besucher trockenen Fußes und federnden Schrittes durch die Riedlandschaft gehen können. Leider gibt es immer noch viel zu viele Menschen, die ihre «Zeichen» in der Landschaft hinterlassen: Papiertaschentücher, Bonbonpapierchen, Getränkedosen sowie Bier- und Schnapsflaschen sind die häufigsten Hinterlassenschaften, die wöchentlich von Zivi Wiedemann auf dem Lehrpfad eingesammelt werden (siehe Foto).

Sturm «Lothar» ist auch am Riedlehrpfad nicht spurlos vorüber gegangen. Gleich hinter dem Sommerklassenzimmer ist eine riesige Waldkiefer zu Boden gegangen – und hat einen Teil des Lehrpfades mit ihrem Wurzelteller drei Meter in die Luft gehoben. Auch hier war der Zivi gefragt: Schnell musste er einen Behelfs-Bohlenpfad neben dem umgestürzten Baum anlegen und die in den Weg ragenden Bäume und Äste beseitigen. Unter dem Wurzelteller hat sich ein kleiner See gebildet, und die Situation gibt den staunenden kleinen und großen Besuchern eine Ahnung von «Urwald».

Aber auch im Haus gibt es genug zu tun für den ZDL: Da müssen Briefe und Jahresprogramme verschickt, Veranstaltungsplakate entworfen, kopiert und verteilt, Sonderausstellungen vorbereitet und aufgebaut werden. Auch handwerklich ist der Zivi gefragt: Im Naturschutzzentrum und auf den Lehrpfaden gibt es immer etwas zu hämmern, zu schrauben und zu bohren. So konnte jetzt

mit seiner Hilfe ein ehemaliges Badezimmer in einen schönen Büroraum verwandelt werden.

Attraktives Jahresprogramm im Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf

Bei strahlend schönem Frühlingwetter eröffnete das SHB-Naturschutzzentrum am Sonntag, dem 12. März 2000, seine diesjährige Saison. Bei einer öffentlichen Führung über die Riedlehrpfade stellte Lothar Zier, Leiter des Naturschutzzentrums, die vier neu aufgestellten Schautafeln vor. Sie zeigen die etwas unscheinbareren pflanzlichen Bewohner des Riedes, zum Beispiel die Farngewächse der Moorlandschaft.

Farne zählen zu den ältesten Pflanzensippen der Erde. Sie waren bereits vor 300 Mio. Jahren am Aufbau der Steinkohlenwälder maßgeblich beteiligt und sind heute noch weltweit verbreitet. So finden wir die meisten hier vorkommenden Arten auch in Sibirien, Alaska oder Kanada.

Als schattenverträgliche Gewächse haben sich die Farne vornehmlich in Wäldern ausgebreitet. In unserer Moorlandschaft bevölkern sie den Birkenbruchwald ebenso wie das Bergkiefern-Hochmoor.

Farne tragen keine bunten Blüten. Die Fortpflanzung erfolgt über Sporen, die sich auf der Unterseite der Blätter in sogenannten Sporangien entwickeln. Oft sind die mit Sporen beladenen, fruchtbaren (fertilen) und die unfruchtbaren (sterilen) Wedel unterschiedlich gestaltet.

Vorgestellt werden: Großer Dornfarn (*Dryopteris dilatata*), Kleiner Dornfarn (*Dryopteris carthusiana*), Frauenfarn (*Athyrium filix-femina*), Eichenfarn (*Gymnocarpium dryopteris*), Tüpfelfarn (*Polypodium spec.*), Sumpflappenfarn (*Thelypteris palustris*)

Am 24. März 2000 besuchten zahlreiche interessierte Gäste die Ausstellungseröffnung und den Lichtbildervortrag von Lothar Zier «Orchideen Europas – Kleinodien am Wanderweg». Die Ausstellung zeigt Erdorchideen von der Mediterranée über die Schwäbische Alb bis hinauf in den hohen Norden, wo die «Norne» (*Calypso bulbosa*) jeden Orchideen-Freund in Verzückung versetzt. Die Ausstellung ist noch bis zum 27. August 2000 im Sommerklassenzimmer des Naturschutzzentrums zu sehen.

Reichhaltiges Programm im zweiten Halbjahr 2000

Im Juli können bei einer Spezialführung wieder die «fliegenden Juwelen» des Riedes bewundert werden – die Libellen.

Gestresste Erwachsene dürfen am 8. und 9. Juli 2000 dem Alltag entfliehen und bei dem zweitägigen Seminar «Mein Platz in der Natur» in der reizvollen Moorlandschaft des Pfrunger Riedes auf ganzheitliche Art Kraft tanken. Hier wird Raum und Zeit sein, die Kraftquelle Natur mit allen Sinnen, in der Bewegung und in der Stille zu erleben. Am Samstag, dem 15. Juli 2000, findet wieder der SHB-Aktionstag «Naturerlebnis Pfrunger-Burgweiler Ried» statt. Anmeldung unbedingt erforderlich.

Mit der Geologie Oberschwabens, insbesondere des Pfrunger Riedes und seiner Umgebung, beschäftigen sich der Vortrag und das Seminar mit Wanderung «Von Gletschern, Tobeln und Molasse» am 4. und 5. August 2000.

Im Rahmen des «Ferienprogramms Nördlicher Bodensee» können Kinder am 9. August 2000 beim Aktionstag «Leben in und mit der Natur» im Naturschutzzentrum wieder «Indianer» spielen und die Lebensweise von Naturvölkern kennenlernen. Ebenfalls im Ferienprogramm können Kinder von 8 bis 12 Jahren beim Aktionstag «So ein Mist!» die tägliche Arbeit auf einem Bauernhof kennenlernen und dabei vieles über Nahrungsmittelproduktion und Haustierhaltung erfahren. Für beide Ferienveranstaltungen ist eine Anmeldung erforderlich.

Neben anderen Veranstaltungen, die Tiere und Pflanzen des Riedes zum Thema haben, wird eine Nachtwanderung am 13. Oktober 2000 den großen und kleinen Besuchern des Naturschutzzentrums das Ried im Vollmondlicht zeigen –, sofern das Wetter es erlaubt.

Am Samstag, dem 14. Oktober 2000, bietet das Naturschutzzentrum Erwachsenen erstmalig einen »LandArt«-Workshop im Ried an. «LandArt» ist eine Kunstrichtung, die sich parallel zur Umweltschutzbewegung in den Siebzigerjahren in Amerika entwickelt hat, und die dem Menschen einen neuen, kreativen und emotionalen Zugang zur Natur eröffnet. Die Künstler bzw. Workshop-Teilnehmer gestalten Objekte mit Naturmaterialien, die sie direkt vor Ort auffinden. Die «Kunstwerke» sind den Kräften (Wind, Regen) und Zerfallsprozessen (Verrottung) ausgesetzt, wodurch sie – nachdem sie fotografisch dokumentiert wurden – wieder aus der Landschaft verschwinden. Derzeit ist mit Unterstützung der Gemeinde Wilhelmsdorf und in Absprache mit dem amtlichen und privaten Naturschutz ein ganzer LandArt-Pfad durch das Pfrunger Ried in Planung. Er soll im Herbst eröffnet werden.

Juli

- | | | |
|------------|------------------------|--|
| So 02.07. | 14:00 Uhr | Spezialführung «Libellen» |
| Sa 08.07.– | 14:00 Uhr | «Mein Platz in der Natur» – |
| So 09.07. | 13:00 Uhr | Seminar für Erwachsene
Mindestteilnehmerzahl: 10 Pers.
Anmeldung erforderlich bis 01.07.2000 |
| Sa 15.07. | 10:00 Uhr
17:00 Uhr | Naturerlebnis Pfrunger Ried –
Aktionstag des SHB für Familien |

August

- | | | |
|-----------|------------------------|--|
| Fr 04.08. | 20:00 Uhr | Dia-Vortrag zur Geologie des Alpenvorlandes |
| Sa 05.08. | 10:00 Uhr
17:00 Uhr | Geologie-Seminar mit Tobelwanderung
Anmeldung erforderlich bis 01.08.2000 |
| Mi 09.08. | 10:00 Uhr
17:00 Uhr | Aktionstag Indianer/Naturvölker für Kinder ab 8 Jahren
Anmeldung erforderlich bis 01.08.2000 |
| Sa 12.08. | 14:00 Uhr | «Lebensraum Wasser» – Familienführung |
| So 13.08. | 14:00 Uhr | Öffentliche Moorführung |
| Di 29.08. | 10:00 Uhr | «So ein Mist» – Aktionstag Landwirtschaft für Kinder ab 8 Jahren*
Anmeldung erforderlich bis 25.08.2000 |

September

- | | | |
|-----------|-----------|--|
| Fr 01.09. | 19:00 Uhr | Eröffnung der Sonderausstellung «Igel» mit Kurzvortrag |
| Do 07.09. | 14:00 Uhr | «Pfu! Spinne?» – Spezialführung Spinnen |
| So 10.09. | 14:00 Uhr | Öffentliche Moorführung |
| So 24.09. | 14:00 Uhr | «Der Natur auf der Spur» – Naturerlebnisführung |

Oktober

- | | | |
|-----------|------------------------|--|
| Fr 06.10. | 20:00 Uhr | Dia-Vortrag «Tiere auf Wohnungssuche» |
| Fr 13.10. | 20:00 Uhr | Vollmond-Nachtwanderung |
| Sa 14.10. | 09:00 Uhr
17:00 Uhr | LandArt – Workshop für Erwachsene; Kreativität und Ausdruck mit Naturmaterialien in der Natur. Anmeldung erforderlich bis 30.09.2000 |
| So 15.10. | 14:00 Uhr | Öffentliche Moorführung |
| So 29.10. | 15:00 Uhr | «Es war einmal ein Frosch ...» – Märchennachmittag mit Tee und Gebäck |

November

- | | | |
|-----------|-----------|--|
| Sa 04.11. | 14:00 Uhr | Was machen die Tiere im Winter? – Naturerlebnisführung |
|-----------|-----------|--|

Der **Treffpunkt** für alle Veranstaltungen ist am Naturschutzzentrum. Ausnahme: *BIOLAND-Bauernhof Gebhardt in Wilhelmsdorf-Zusendorf, Leonhardstraße 3

Anmeldung, Information und Kosten unter Tel. (07503) 739.

Zur Steubenparade in den „Big Apple“



Sonderreise vom 14. bis 22. September 2000

„New York, New York“ – wer kennt ihn nicht, den wohl berühmtesten Song über den „Big Apple“? **Schwaben International** bietet mit einer neuntägigen Sonderreise die Gelegenheit, diese pulsierende Großstadt hautnah zu erleben und bei der Steubenparade 2000, dem gigantischen Umzug zahlreicher Musik- und Folkloregruppen entlang der Fifth Avenue, dabei zu sein. Sie fliegen ab Stuttgart mit einer renommierten Fluggesellschaft nach New York, von wo aus sie im Sonderbus vom Kennedy Airport nach Manhattan gebracht werden. Nach der Übernachtung im „Skyline Hotel“ findet am nächsten Morgen der traditionelle Empfang des New Yorker Bürgermeisters oder seines Vertreters auf den Stufen des Rathauses statt. Bei einer halbtägigen Stadtrundfahrt lernen Sie dann die wichtigsten Sehenswürdigkeiten kennen.



New York, New York: Blick über den „Big Apple“ aus der

Steubenparade 2000

Der Tag der Steubenparade ist sicher der Höhepunkt der Reise. Sie fahren zum Sammelplatz an einer der Seitenstraßen bei der berühmten Fifth Avenue. Neben den Honoratioren wie dem Grandmarshall, dem Bürgermeister und Ehrengäste nehmen Abordnungen der New Yorker Polizei, die Feuerwehr und viele Highschool-Bands, aber auch Vereine, Blaskapellen, Fanfarenzüge aus Deutschland und Mitglieder deutsch-amerikanischer Vereine aus ganz USA an dieser größten Parade Deutschstämmiger teil. Der Zug endet im früheren deutschen Viertel von New York.

Drei-Städte-Tour

In den folgenden Tagen lernen Sie einen Teil der USA noch näher ken-

nen. Stationen sind die Hauptstadt Washington D.C., Atlantic City und Philadelphia. Zum Abschluß der Reise kehren Sie noch einmal nach

New York zurück. Hier steht noch ein Besuch auf Liberty Island mit der berühmten Freiheitsstatue auf dem Programm.

Reisepreis pro Person

Reisetermin:
14. bis 22. September

ab DM 2.453,-

EZ-Zuschlag DM 915,-

Eingeschlossene Leistungen: Linienflug in der Touristenklasse von Stuttgart nach New York und zurück mit einer renommierten Fluggesellschaft ● Mahlzeiten und Getränke an Bord entsprechend der Tageszeit ● Zwei Freigepäckstücke á 32 Kg ● Übernachtungen in Hotels gemäß Programm oder gleichwertigen Hotels im Doppelzimmer mit Bad oder Dusche und WC. ● Kontinentales Frühstück in Atlantic City und Philadelphia ● Amerikanische Steuern ● Gepäckträgergebühren in den Hotels (ein Gepäckstück pro Person) ● Transfers, Rundfahrten und Ausflüge gemäß Programm im Sonderbus mit deutschsprachendem Reiseführer ● Informationsmaterial über die USA ● Versicherungsschein nach dem Reisegesetz ● Reisebegleitung ab/bis Stuttgart während der gesamten Reise durch Schwaben International ● Eventuelle Preis- und Programmänderungen vorbehalten ● Es gelten die Reisebedingungen des Veranstalters Schwaben International ● Mindestteilnehmerzahl: 25 Personen ● Die ausführliche Reisebeschreibung erhalten Sie unter **Telefon: 0711/2 37 29 - 23** ● Veranstalter: Schwaben International e.V., Stuttgarter Straße 67, 70469 Stuttgart

Die folgende Übersicht zeigt Ihnen unsere Reisen von Juni bis September 2000. Wir laden Sie herzlich ein, an unserem Programm teilzunehmen. Für weitere Informationen steht Ihnen Frau Finckh in der Geschäftsstelle unter Tel. 0711/2394211 zur Verfügung. Gerne schicken wir auch Ihren Freunden und Bekannten ein Exemplar der Veranstaltungsbroschüre 2000 zu – kostenlos und unverbindlich, versteht sich. Ein Anruf in der Geschäftsstelle genügt.

Studienreisen Juni bis September 2000

Umbrien – das grüne Herz Italiens

Samstag, 10. Juni bis Montag, 19. Juni 2000
Führung: Sven Gormsen

Le Pays d'Auge – Heimat Wilhelms des Eroberers. Eine Wanderstudienreise im Herzen der Normandie

Samstag, 24. Juni bis Sonntag, 2. Juli 2000
Führung: Dr. Raimund Waibel

Die Rhône von der Quelle bis zur Mündung Teil II. Vom Genfer See bis vor Lyon

Sonntag, 2. Juli bis Samstag, 8. Juli 2000
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Prof. Dr. Wilfried Setzler

Gartenbaukunst von der Renaissance bis zum «Englischen Garten»

Dienstag, 18. Juli bis Sonntag, 23. Juli 2000
Führung: Sibylle Setzler M.A.

Flandern – Zentrum Europas, Schatzkammer der Künste, Schlachtfeld des Kontinents

Samstag, 29. Juli bis Sonntag, 6. August 2000
Führung: Michael Bayer

«Klösterreich» – Die österreichischen Prälatenklöster

Samstag, 29. Juli bis Freitag, 4. August 2000
Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal

Gotland und Bornholm – die Inseln der Bildsteine und Rundkirchen in der Ostsee

Donnerstag, 10. August bis Donnerstag, 24. August 2000
Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Literarische Reise in den Norden Deutschlands

Montag, 14. August bis Sonntag, 20. August 2000
Führung: Dr. Friedrich Schmid

Schicksalsorte der Geschichte

Sonntag, 17. September bis Donnerstag, 21. September 2000
Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal

Vom Mittelmeer zum Atlantik: Die Pyrenäen – Eine Wanderstudienreise

Samstag, 23. September bis Samstag, 7. Oktober 2000
Führung: Dr. Raimund Waibel

Tages- und Halbtagesexkursionen Juni bis September 2000

Naturgeschichte im Zeitenwandel: Eine botanische Exkursion in die Wutach-Gauchachschlucht

Sonntag, 25. Juni 2000
Führung: Dr. Dagmar Lange

Spaziergänge zur Kunst: Kloster Beuron und die Mauruskapelle

Freitag, 30. Juni 2000
Führung: Dr. Ulrike Weiß

Genius Loci: Orte der Denker und Dichter des Schwabenlandes

Samstag, 1. Juli 2000
Führung: Wolfgang Urban

Für unsere Mitglieder in Oberschwaben: Alblandchaft im Wandel: Die Balinger Alb

Samstag, 8. Juli 2000
Führung: Prof. Dr. Friedrich Weller
(Abfahrtsstellen: Leutkirch, Wangen, Ravensburg,
Wilhelmsdorf, Ostrach, Krauchenwies)

Bis zum Ende der Zeiten – Kirchenportale als Spiegel christlicher Geschichtsauffassung

Mittwoch, 12. Juli 2000
Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein

Groß-Geläute im Schwarzwald zwischen Pforzheim und Freudenstadt

Samstag, 15. Juli 2000
Führung: Gerhard Eiselen

Naturerlebnis Pfrunger-Burgweiler Ried

Samstag, 15. Juli 2000

Leitung: Pia Wilhelm und Lothar Zier

Trockenrasenvegetation in der Remstalbuch

Sonntag, 16. Juli 2000

Führung: Dr. Dagmar Lange

Rottweil am Neckar

Samstag, 22. Juli 2000

Führung: Karl-Martin Hummel

Aktion Irrenberg 2000

Samstag, 29. Juli 2000

Benediktinerklöster im südlichen Schwarzwald

Freitag, 11. August 2000

Führung: Claudia Neesen M.A.

Zu Stätten der Zimmernschen Chronik

Samstag, 16. September 2000

Führung: Heinrich Frommer

Archäologische Höhepunkte am westlichen Bodensee

Samstag, 23. September 2000

Führung: Prof. Dr. Dieter Planck

Dorfkirchen im Hohenloher Land

Freitag, 29. September 2000

Führung: Claudia Neesen M.A.

Evangelische Kirchenbauten und Raumausstattungen der Barockzeit in Württemberg

Samstag, 30. September 2000

Führung: Reinhard L. Auer M.A.

Bitte beachten Sie folgende Programmänderung:

Wegen des Formel-1-Rennens am Hockenheimring und dem damit verbundenen hohen Verkehrsaufkommen auch in der Pfalz muss die für den Termin 28.–30. Juli geplante Reise «Historisch-naturkundliche Radwanderung in der Südpfalz» verschoben werden. Der neue Termin ist der 21. bis 23. Juli 2000. Wir bitten um Ihr Verständnis.

Für alle hier aufgeführten Reisen gelten die Reisebedingungen laut Reiseprogramm 2000 des Schwäbischen Heimatbundes.

Ausstellungs- und Museums-sonderfahrten 2000

Auch 2000 bieten wir Ihnen wieder ein Sonderprogramm mit Exkursionen zu aktuellen Ausstellungen und besonderen Museen. Das ausführliche Programm schicken wir Ihnen und Ihren Verwandten, Bekannten und Freunden auf Anforderung bei der Geschäftsstelle gerne zu.

Folgende Ausstellungsfahrten sind bis Oktober 2000 geplant:

Die keltische Fürstin von Reinheim und ihre Zeit

(Keltenmuseum Hochdorf/Enz)

Mittwoch, 24. Mai 2000

Führung: Karen Schmitt, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Von Poussin zum Impressionismus – 25 Meisterwerke französischer Malerei aus dem Museum Puschkina, Moskau

(Städtische Kunsthalle Mannheim)

Donnerstag, 8. Juni 2000

Führung: Dagmar Waizenegger M.A.

Meteorkrater-Museum Steinheim am Albuch

Mittwoch, 19. Juli 2000

Führung: Dr. Raimund Waibel

300 Jahre Schloss Rastatt: Höfische Barockpracht in Schloss und Schlösschen

(mit Besuch des Schlosses Favorite)

Mittwoch, 26. Juli 2000

Führung: Claudia Neesen M.A., Anneliese Almasan M.A. und Dr. Ulrike Grimm

Pablo Picasso. Metamorphosen des Menschen 150 Werke des Jahrhundertgenies

(Stadthalle Balingen)

Donnerstag, 31. August 2000

Führung: Dr. Roland Doschka

Gabler-Orgel Weingarten

Besichtigung mit kleinem Konzert

Donnerstag, 12. Oktober 2000

Führung: Dieter R. Bauer und Stefan Debeur

Bavaria Germania Europa – Geschichte auf Bayerisch Bayerische Landesausstellung 2000 in Regensburg

Freitag, 27. Oktober bis Sonntag, 29. Oktober 2000

Führung: Prof. Dr. Franz Quarthal

Baden-Württembergischer Archäologiepreis 2000

(PM). Die auch in der Denkmalpflege tätige Wüstenrot Stiftung, Gemeinschaft der Freunde Deutscher Eigenheimvereine e.V., Verwaltung in Ludwigsburg, ist nunmehr Stiftung des Baden-Württembergischen Archäologiepreises. Sie hebt damit ihr Interesse an der archäologischen Forschung in Baden-Württemberg hervor.

Für alle an der Landesarchäologie Interessierten ist es sehr erfreulich, dass die Wüstenrot Stiftung es ermöglicht, den seit knapp 20 Jahren für Württemberg und seit zwei Jahren für das ganze Bundesland alljährlich ausgeschriebenen Archäologiepreis wieder verleihen zu können. Mit dem Preis ausgezeichnet werden Personen und Institutionen für besondere Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden im Land Baden-Württemberg. Über die Preisvergabe entscheidet eine Jury.

Der Baden-Württembergische Archäologiepreis wird zukünftig alle zwei Jahre vergeben werden. Er teilt sich in einen Hauptpreis in Höhe von 10 000,- DM und einen Förderpreis in Höhe von 5 000,- DM. Der Preis wird hiermit für das Jahr 2000 ausgeschrieben. Vorschläge sind bis zum 15. Juni 2000 einzureichen an den Vorsitzenden der Jury: Prof. Dr. Dieter Planck, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12 in 70178 Stuttgart.

Vorschläge müssen eingehend schriftlich und möglichst mit Bildunterlagen begründet werden. Die Preisverleihung wird voraussichtlich im November 2000 im Neuen Schloß in Stuttgart stattfinden.

Bengels Briefe werden veröffentlicht

(epd). Die etwa 3000 Briefe des Pietismus-Begründers Johann Albrecht Bengel (1687–1752) sollen in einer wissenschaftlichen Edition veröffentlicht werden. Wie der Leiter des Archivs der württembergischen Landeskirche, Hermann Ehmer, auf Anfrage sagte, habe seine Abteilung bereits mit den Vorarbeiten begonnen. Der größte Teil der Korrespondenz des bedeutenden Bibelwissenschaftlers und langjährigen Präzeptors der Klosterschule Denkendorf bei Esslingen sei heute im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Bis in die 30er-Jahre habe es Namensträger des großen Theologen gegeben, darunter vor allem württembergische Pfarrer. Bengel hat nach Angaben Ehmers von Denkendorf aus durch reine Korrespondenz eine Art «gelehrtes Netzwerk» unterhalten und etwa Verbindungen zu dem Theologen und Pädagogen August Hermann Francke in Halle gepflegt.

Johann Albrecht Bengel, der den württembergischen Pietismus stark geprägt hat, war 28 Jahre lang Leiter der damaligen Denkendorfer Klosterschule und verfasste in jener Zeit seine bedeutendsten wissenschaftlichen Werke. Darunter waren Veröffentlichungen über verschiedene Kirchenväter und eine grundlegende textkritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Der aus Winnenden stammende Theologe amtierte später als Propst in Herbrechtingen und als Prälat in Alpirsbach. 1748 wurde Bengel in den engeren Ausschuss des (altwürttembergischen) Landtags gewählt, 1752 starb er in Stuttgart.

Hoffnung für das Kurtheater Bad Wildbad

(STZ). Seit nun schon 13 Jahren kämpft ein Verein in Bad Wildbad um dem Erhalt des alten Kurtheaters im Kurpark. Jetzt zeichnet sich doch noch eine Lösung ab.

Als das Handy klingelte, stand Eckhard Peterson zufälligerweise gerade vor dem Kurtheater Bad Wildbad – genau der richtige Ort, um die Nachricht zu erhalten, auf die der Vorsitzende des Fördervereins Kurtheater nun schon seit 13 Jahren wartet. Das alte Theater wird gerettet. Nach jahrelangem Hin und Her stimmte der Finanzausschuss des baden-württembergischen Landtags einer unorthodoxen, aber vielversprechenden Lösung zu: Das Theater, bisher im Besitz des Landes, soll für den symbolischen Betrag von einer Mark an den Förderverein Kurtheater übergehen.

Stimmt nun auch der Landtag dieser Lösung zu, kann der Kaufvertrag in Kraft treten, den Peterson schon Ende vergangenen Jahres im Namen seines Vereins unterzeichnet hatte. Wäre die Unterzeichnung nicht schon 1999 über die Bühne gegangen, wären die Mittel verfallen, die das Landesdenkmalamt und der rührige Verein zur Sanierung des maroden Baus aufgetrieben haben. Auf 3,8 Millionen Mark werden die Renovierungsarbeiten des 1859 erbauten, ehemals königlichen Kurtheaters taxiert. 250 000 Mark davon will der Verein nun selbst aufbringen, 750 000 wird die Stadt Bad Wildbad beitragen, eine Million Mark hat die Deutsche Stiftung Denkmalschutz in Bonn zugesagt und weiter 1,8 Millionen kommen aus den Kassen der Landesdenkmalförderung und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

Läuft nun auch vor dem Parlament alles glatt, hofft Peterson auf einen Baubeginn im Juli oder August dieses Jahres. Derzeit sei das Theater in einem erbärmlichen Zustand. Eine Grundsanierung Mitte der 90er-Jahre habe es aber immerhin vor weiterem Schaden bewahrt. Bis in die 60er-Jahre war die Bühne des Theaters wohl noch genutzt worden, seither jedoch ist es dem Verfall preisgegeben. 1998 hatte sich erstmals eine Rettung abgezeichnet. Unter der Bedingung, dass Stadt und Verein sich beteiligen, stellte das Land damals eine Sanierung in Aussicht. Angesichts der vom Rechnungshof aber damals auf etwa 13 Millionen Mark geschätzten Renovierungskosten lehnte der Landtag einen entsprechenden Antrag ab. In der Zwischenzeit hat das Land nun festgestellt, dass es eigentlich sowieso kein Interesse an dem Bau hat, da es nach Auskunft des Finanzministeriums bereits über eine genügende Anzahl von Veranstaltungsorten in Bad Wildbad verfügt.

Der Verein, der nun offiziell Besitzer der ehrwürdigen Immobilie werden soll, entstand 1987 nicht zuletzt auf prominente Anregungen hin. Auf einem gemeinsamen Spaziergang gab der Pianist Justus Frantz Peterson den Anstoß, sich um das versteckte Kleinkunstod zu kümmern. Peterson rief daraufhin den Förderverein ins Leben, der bis heute unter Frantz' Schirmherrschaft steht und dem mittlerweile etwa 500 Mitglieder angehören – rund 20 Prozent von ihnen, sagt Peterson, stammen nicht aus Bad Wildbad. Etwa zwei Jahre veranschlagt der Verein optimistisch für die Sanierung. Die Eröffnung, so hofft Peterson, soll anlässlich der Rossini-Festspiele 2002 stattfinden. Und auch für das Programm hat der Mediziner schon Pläne: «Rossinis *«Alterssünden»* – die würden doch passen.»

In Furtwangen ticken die Uhren wieder

Nach einer viermonatigen Schließung wegen umfangreicher Baumaßnahmen hat das Deutsche Uhrenmuseum in Furtwangen seit Ostern 2000 wie-

der seine Pforten geöffnet. Noch nicht ganz abgeschlossen ist die Vergrößerung der Museumsfläche um 200 m², auf der künftig Sonderausstellungen rund um die Themen Uhr und Zeit gezeigt werden sollen.

Fast 150 Jahre ist es her, als der Direktor der «Großherzoglich-Badischen Uhrmacherschule» Robert Gerwig im Jahre 1852 dazu aufrief, Schwarzwalduhren zu sammeln. Er markierte damit den Beginn der Geschichte des Deutschen Uhrenmuseums. Bis heute erwuchs hieraus die weltweit größte Sammlung von Schwarzwalduhren. Sie umfasst einzigartige Objekte wie die astronomische Uhr aus St. Peter um 1770 oder die viel bestaunte Kunstuhr des Villingers August Noll aus den 1880er-Jahren. Neben Uhren aus der Uhrmacherregion des Schwarzwaldes präsentiert das Museum längst eine der bedeutendsten internationalen Uhren-Sammlungen: frühe Eisenuhren, prunkvolle Renaissanceuhren, französische Pendulen, Uhren aus China und Japan, Taschenuhren aus vier Jahrhunderten sowie Armband-, Atom- und elektrische Uhren zählen zu den Höhepunkten der Ausstellung. Dabei präsentiert Furtwangen weit mehr als Uhrentechnik und Bauweise. Uhren messen die Zeit und sind immer auch selbst Zeugnisse der Zeit, in der sie gebaut und genutzt wurden. Demnach bilden Kultur- und Kunstgeschichte wichtige Aspekte der Ausstellung.

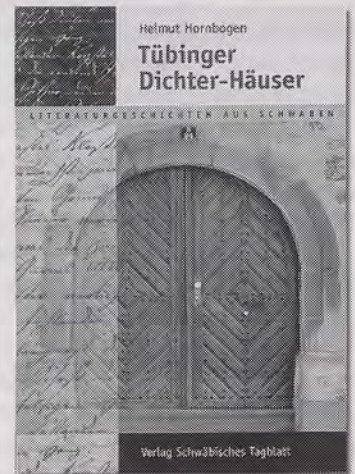
Bei Sonnenschein kann die Reise durch die Zeit bereits auf dem Museumsvorplatz bei der genauesten Bodensonnenuhr der Welt beginnen. Sie wurde nach präzisen Messungen eigens für diesen Ort konstruiert und verweist auf die Anfänge der Zeitmessung, die mit Beobachtungen am Himmel begann. Ein unterhaltsames Ende findet der Rundgang bei den mechanischen Musikinstrumenten, eine weitere «Spezialität» des Schwarzwaldes, die aus der Uhrmacherei hervorgegangen ist.

Staatsarchive im Internet

(Isw). Ein Rückgriff auf die Vergangenheit in Sekundenbruchteilen: Das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart und das Staatsarchiv in Ludwigsburg sind jetzt im Internet präsent. Wie die beiden Archive mitteilten, wurden mehr als 5000 einzelne Archivbestände vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart erfasst, die aufgereiht mehr als 55 000 Regalmeter füllen.

Ausgehend von übergeordneten Beständeserien wird der Benutzer an sämtliche Einzelbestände wie das Schriftgut früherer und heutiger Behörden, Nachlässe oder Sammlungen herangeführt. Über eine direkte E-Mail-Verbindung besteht die Möglichkeit zu weiteren Nachfragen sowie zur Bestellung von Findmitteln und Archivalien. Die neuen Service-Angebote sind abrufbar unter www.lad-bw.de/frsta.htm.

Unser Buchtipp



Helmut Hornbogen Tübinger Dichter-Häuser Literaturgeschichten aus Schwaben

Das neuere Standardwerk zur schwäbischen Literaturgeschichte in verbesserter und wesentlich erweiterter Neuauflage... Literatur hat in Tübingen so viele Namen und Adressen wie nirgendwo sonst. Dazu eröffnet Helmut Hornbogen mit seinen Tübinger Dichter-Häusern originellen Zugang, der zunächst einmal kurzweiliges Lesevergnügen bereitet und den Leser in ein überraschendes Labyrinth lockt. 52 literarische Porträts und Interviews mit Walter Jens und Hans Mayer. 508 Seiten, über 200 Abbildungen und teils erstveröffentlichte Dokumente. Dritte, wesentlich erweiterte Auflage.

ISBN 3-928011-34-0 38,- DM



Verlag
Schwäbisches
Tagblatt

«Fest der Skulpturen» im Kurpark Bad Mergentheim

Bad Mergentheim, bisher bekannt als traditionsreicher Kur- und Veranstaltungsort für Musikliebhaber, erweitert seine Kulturpalette. Ermutigt durch den Erfolg des Events «Die Zauberflöte», die im Vorjahr über 10 000 Besucher anzog, präsentiert die Kurverwaltung Bad Mergentheim im Jahr 2000 eine weitere groß angelegte Aktion unter dem Titel «Gesundheit und Kunst», eine Plastik- und Skulpturenausstellung aus der Sammlung Würth, Künzelsau.

Die Kurverwaltung Bad Mergentheim bietet den Besuchern des Kurparks immer wieder neue Eindrücke. Feste Bestandteile des Kurparks sind seit Jahren der Rosengarten und der Japanische Garten. Ansonsten verändert sich der Park ständig, insbesondere die gärtnerischen Elemente. Seit 1997 besitzt der Kurpark zwei gestiftete Bronzeskulpturen des Bildhauers Helmut Bourger. Aus Kontakten zwischen der Kurverwaltung und dem Unternehmer und Kunstsammler Reinhold Würth entstand die Idee zur Leihgabe einiger Exponate zur Ausstellung im Kurpark. Ermöglicht wird die Ausstellung durch das Sponsoring der Firma Würth und die Kooperation des Museums Würth.

Fünf Monate – von Mai bis September – verwandelt sich nun der Kurpark in eine große Ausstellungsfläche für Außenplastiken mit rund 30 teilweise monumentalen Exponaten in Bronze, Granit, Marmor, Aluminium und Eisen, die im inneren Kurparkbereich zu sehen sein werden. International tätige Bildhauer wie Antes, Anzinger, Belling, Bill, Bier, Brummack, Caro, Chiac, Childa, Fiebig, Heiliger, Hrdlicka, Jakobsen, Luginbühl, Reum, Riestra und Tuchnowski stellen hier ihre Werke vor. Am 25. Juni 2000 lädt Bad Mergentheim zum «Fest der Skulpturen» mit musikalischen Akzenten, prominenten Persönlichkeiten und «Gastrokultur».

Neue Erkenntnisse über «Keltenschanzen»

(STZ). Mit spätkeltischer Siedlungsarchäologie hat sich eine Tagung in Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) beschäftigt. Sie fand zu Ehren von Professor Franz Fischer, der 75 geworden ist, und Exbürgermeister Rolf Fetzer statt.

Die Tagung hatte nicht nur in- und ausländische Fachleute nach Hochdorf geführt, sondern auch viele Laien, die das Neueste über das keltische Siedlungswesen erfahren wollten. Cäsar hatte berichtet, die Kelten wohnten im 1. Jahrhundert vor Christus in oppida (Dörfern) und aedificia (Gebäuden). Was er mit diesen Gebäuden gemeint hat, wird den Wissenschaftlern erst allmählich klar: so genannte keltische Viereckschanzen.

Lange Zeit hatte sich die Forschung mehr um die stadtartigen oppida gekümmert, die Handels- und Wirtschaftszentren mit großen Lagerhäusern und Münzprägestätten waren. Dort wurden politische Versammlungen abgehalten und kultische Feste gefeiert. Oppida waren jedoch keine Verwaltungszentren und Regierungssitze. Der Herrscher weilte meist in seinem Gehöft auf dem Lande.

Die oppida, mehrere zig oder gar hunderte Hektar groß, waren an strategischen Punkten angelegte militärische Stützpunkte, die den Zugang ins Stammesgebiet schützten, wie der Basler Archäologe Peter Jud für das südliche Oberrheingebiet gezeigt hat. Die Frankfurter Archäologin Sievers berichtete, dass es im oppidum Manching in der Spätlatènezeit (den beiden letzten Jahrhunderten vor der Zeitenwende) auch prächtige profane und kultische Bauwerke gab.

Wenig weiß man dagegen über die keltischen Dörfer und Weiler, offene, also nicht befestigte Siedlungen. Im nördlichen Gallien sind sie zahlreicher, wie Professor Büchschütz aus Paris vortrug. Manchmal stehen sie in Verbindung mit Viereckschanzen, denen das Interesse der Forschung derzeit gilt. Es zeichnet sich ab, dass die Deutung der Viereckschanzen als Kultstätten überholt ist.

Die 0,6 bis 1,5 Hektar großen, meist viereckigen bewehrten Anlagen werden heute als Gutshöfe gedeutet, wo

ein Adeliger seinen Wohnsitz hatte. Es ist kein gewöhnlicher Bauernhof gewesen, sondern erfüllte noch politische, Verwaltungs-, Steuer- und religiöse Funktionen. Mehr als 300 Viereckschanzen sind in Süddeutschland bekannt.

Rüdiger Krause führte aus, dass man lange Zeit ihre Wehrhaftigkeit unterschätzt habe. Ein umgebender Wall mit Palisade schützte den Gutshof. Andrea Neth hat in der Schanze von Nordheim viele verbrannte Hölzer der Palisade entdeckt. Vor dem Wall lag noch ein tiefer Spitzgraben, der mit Wasser gefüllt sein konnte, so Martin Schaich.

Überhaupt war den Herren eine gesicherte Wasserversorgung wichtig. Sie ließen Brunnen graben, auch wenn ein Bach in der Nähe war, was Frieder Klein an Beispielen aus Sigmaringen und Mengen-Ennetach belegte. Die Brunnenschächte waren zuerst als Kultschächte angesehen worden, was zur Deutung der Schanze als Heiligtum führte. In Fellbach-Schmidlen ist 1980 erstmals ein Brunnen als solcher erkannt worden.

Über das Ende von oppida und Viereckschanzen hat Günther Wieland Überlegungen angestellt. Über Vermutungen sind die Archäologen hier aber noch nicht herausgekommen. Die Kelten bleiben rätselhaft.

Streit um Kiesgruben soll beendet werden

(STZ). Naturschützer und Kiesgrubenbetreiber im Südwesten wollen ihren Jahrzehnte währenden Streit beenden. Statt dessen möchten die beiden zuständigen Verbände künftig einen «kritischen Dialog» pflegen.

Nach fast fünfjährigen Verhandlungen haben die Spitzen des Naturschutzbundes (Nabu) und des Industrieverbandes Steine und Erden (ISTE) eine entsprechende Erklärung unterzeichnet. Darin bekräftigen sie ihren Willen, Konflikte bei der Rohstoffnutzung künftig gemeinsam zu lösen. Zugleich haben sie sich auf Grundsätze für den Abbau von Sand, Kies, Lehm und Naturstein geeinigt.

Die Präsidenten beider Verbände werteten das Papier als einen Wende-

punkt in ihren Beziehungen. Damit werde versucht, einen weit zurückreichenden, teilweise erbittert geführten Konflikt zu entschärfen. Nabu-Landeschef Stefan Rösler erinnerte daran, dass der Widerstand gegen den Rohstoffabbau zu den «Wurzeln der Naturschutzbewegung» gehöre. In einigen Regionen sei dies für die örtlichen Gruppen auch heute noch eine wichtige Aufgabe. ISTE-Präsident Rolf Mohr sagte, das Verhältnis zu den Naturschützern sei früher von «Misstrauen, einseitigen Informationen und gegenseitigen Schuldzuweisungen» geprägt gewesen. Als «Zerstörer der Landschaft», fügte er hinzu, «standen wir fast täglich am Pranger».

Inzwischen habe in beiden Verbänden ein Umdenken eingesetzt, betonten die Vorsitzenden. Der Nabu betrachte den Rohstoffabbau durchaus als «ambivalent», sagte Rösler: Einerseits werde die Natur dadurch tatsächlich massiv beeinträchtigt, beispielsweise in den Auenwäldern am Oberrhein. Andererseits entstünden in ehemaligen Abbaustätten wertvolle neue Biotope, die einen Lebensraum für seltene Tierarten wie die Uferschwalbe oder die Kreuzkröte böten.

Auch in der Baustoffbranche sei ein Sinneswandel in Gang, berichteten ISTE-Chef Mohr und Verbandsgeschäftsführer Hans Croonenbroeck. Immer mehr Betrieben werde bewusst, dass es einen Ausgleich zwischen Ökonomie und Ökologie geben müsse. Für die Zukunft heiße daher das Motto: «Kritischer Dialog statt stummen Konflikts.»

In der Erklärung fordern die beiden Verbände eine klare Abgrenzung der Flächen. Es müsse sowohl Vorranggebiete für den Rohstoffabbau als auch «Tabuzonen» für den Naturschutz geben. Ein Teil der Abbauflächen solle später sich selbst überlassen, ein anderer Teil aktiv renaturiert werden; dafür benötige man landschaftspflegerische Begleitpläne. Einhellig bekennen sich beide Seiten zudem zu einem dezentralen Abbau: Die Baustoffe sollten möglichst ortsnah gewonnen und auf kurzen Wegen transportiert werden.

«Rohstoffabbau ja, aber nach festen Regeln», fasste Rösler zusammen. Dies bedeute jedoch nicht einen «uneingeschränkten Schmusekurs».

Zwar konnten nicht alle Konflikte ausgeräumt werden. So gibt es nach wie vor unterschiedliche Vorstellungen über die Höhe der Recyclingquote, die derzeit bei zehn Prozent liegt. Auch in den besonders betroffenen Gebieten sei weiter mit Problemen zu rechnen. Differenzen wolle man jedoch im Gespräch lösen, sagten Rösler und Mohr.

Der Nabu-Chef bezeichnete die gemeinsame Erklärung als eine «Messlatte» für die Baustoffbranche. Der Verband sei nun in der Pflicht, seine Mitglieder mitzuziehen. Mohr erwiderte, die Messlatte sei «sehr hoch gelegt»; manche Betriebe täten sich damit noch schwer. Es gehe aber nicht um einen «Imagegewinn», sondern um konkrete Fortschritte.

Neue Autobahnkapelle mit «super Aussicht»

(epd). An der A 96 bei Leutkirch im Allgäu entsteht zurzeit «Deutschlands Autobahnkirche mit der schönsten Aussicht». Davon ist der ortsansässige evangelische Gemeindepfarrer Karl Böttinger überzeugt, der deswegen bei Fahrten zwischen der Lutherstadt Eisenach und Rom einen Umweg über Leutkirch für durchaus lohnenswert hält. Mit der Ausgestaltung der neuen Autobahnkapelle, die am 2. Juli eröffnet werden soll, befasst sich nach Angaben der landeskirchlichen Pressestelle derzeit eine ökumenische Arbeitsgruppe. Geplant sind unter anderem Andachten im Stil der Bruderschaft von Taizé. Im Kirchenraum soll auch ein «Anliegenbuch» ausliegen, dem Reisende Sorgen, Wünsche und Empfindungen anvertrauen können. Beide großen Kirchen sowie die Stadt Leutkirch und etliche Spender beteiligen sich finanziell an dem Neubau, dessen Kosten auf rund 660 000 Mark veranschlagt werden. Material und Errichtung des Dachstuhls im Wert von etwa 150 000 Mark stiftet Fürst Georg von Waldburg-Zeil.

Schwäbisch Hall

Die Stadt der Freilichtspiele



- **75 Jahre Freilichtspiele**
a. d. Stufen vor St. Michael
* König Lear
* Jedermann
* Cyrano – Das Musical
- **Shakespeare im neuen Globe-Theater**
* Ein Sommernachtstraum
* Shakespeares sämtliche Werke leicht gekürzt
- **Konzerte a. d. Großcomburg**
– Hohenloher Kultursommer
- **Historisches Fest der Salzsieder zu Pfingsten**
- **Hällisch-Fränkisches Museum**
zur Stadtgeschichte
- **Hohenloher Freilandmuseum**
in Schwäbisch Hall-Wackersdorf
- **Viele Freizeitmöglichkeiten**

Touristik-Information
Am Markt 9
74523 Schwäbisch Hall
Telefon 0791/751-246
Fax 0791/751-375
e-mail: touristik@schwaebischhall.de

20 Jahre Trossinger Heimatschützer

(SchwZ). «Wir befanden uns oft zwischen Beschimpfung und Anerkennung», stellte Günter Pape am Sonntag, dem 28. November 1999, beim Festakt zum 20-jährigen Bestehen der Interessengemeinschaft Erhaltenswerte Bauwerke und Umwelt e. V. im «Linde»-Saal fest. Der ehemalige und langjährige Vorsitzende ließ die Geschichte des Vereins ausführlich Revue passieren.

Ein wahres Füllhorn an Lob und Dank wurde an diesem Vormittag über jenen Verein ausgeschüttet, der einst als Bürgerinitiative begann und dessen Werk heute das renovierte Alte Rat- und Schulhaus krönt. «Wir hatten fast eine Art Sendungsbewusstsein, nämlich das zu tun, was andere übersehen haben», stellte Günter Pape fest. Man habe letztlich in Sachen Heimatpflege doch einiges bewirken können, so auch beim Landschafts- und Umweltschutz, sowie bei der Bewertung vom technischen Kulturgut.

«Die Heimatschützer haben in Trossingen mehr bewegt als geschichtsträchtige Gebäude zu erhalten», sagte Bürgermeister Lothar Wölfle. Sie hätten in der Bevölkerung zweifellos ein Umdenken bewirkt. Dafür gebühre ihnen Dank und Respekt. Für die Interessengemeinschaft gebe es auch in Zukunft noch viele Aufgaben. Als Gastgeschenk hatte der Bürgermeister eine Jubiläumsmedaille der Stadt Trossingen mitgebracht.

Im Namen des Vereins Auberlehaus wies Vorsitzender Jörg Tiskan auf die gewachsenen Beziehungen zwischen dem Förder- und Arbeitskreis des Heimatmuseums und der Interessengemeinschaft hin. Hier habe sich besonders Karl Martin Ruff verdienstvoll eingebracht.

Zweifellos habe die Interessengemeinschaft mehr Lebensqualität in die Stadt gebracht, stellte der erste Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, fest. «Sie waren anfangs ein Ärgernis, heute jedoch preisgekrönt und anerkannt.» Am Anfang habe «der Aufschrei engagierter Bürger» gestanden.

Diese hätten jedoch nichts anderes getan, als das verfassungsmäßige Recht in Anspruch genommen. Die Verdienste der nun Geburtstag feiernden Interessengemeinschaft in Sorge um das kulturelle Erbe würdigte auch Landeskonservator Franz Meckes vom Landesdenkmalamt. Als Insider wusste er um die bunt schillernden Details, aus denen schließlich Erhalt und Nutzung des ältesten Trossinger Rathauses entstand.

Am Schluss des ausgedehnten Festaktes stand die Ehrung der verdienten Gründungsmitglieder durch den Vorsitzenden Dieter Dobat. Besonderen Beifall erhielt der 90-jährige Dr. Werner Gneiting. Weiterhin geehrt wurden Günter Pape, Hansmartin Benzing, Helene Eberlein, Dr. Karin Berg-Kotterba, Clemens Henn, Thomas Klotz und Heinz Reichle. Am Nachmittag gaben im Alten Rat- und Schulhaus nach Kaffee und Kuchen Künstler der Musikhochschule ein Benefizkonzert mit alter Musik.

Stuttgarter Geschichte verschwindet im Archiv

(STZ). Die «Stadtgeschichtlichen Sammlungen» im Tagblatt-Turm stehen vor dem Aus. Wenn der Gemeinderat zustimmt, dass in deren Räumlichkeiten ein Kinder- und Jugendtheater eingerichtet wird, dann wird die historische Schau ins Magazin des Stadtarchivs wandern.

Die Stadtgeschichte ist und bleibt ein Stiefkind der Kommunalpolitik – und das seit fünfzig Jahren. Schon in der Ära des Nachkriegs-Oberbürgermeisters Arnulf Klett gab es kein Geld und keine Lobby im Gemeinderat für ein lokalhistorisches Museum. München beispielsweise, mit dem sich Stuttgart oft und gerne vergleicht, betreibt schon lange Zeit ein Stadtmuseum mit gut einem Dutzend festen Mitarbeitern.

Immerhin, in dem Anfang der Sechzigerjahre wieder aufgebauten Wilhelmshaus am Charlottenplatz, der Zentrale der Stadtbücherei, hatte die historische Sammlung lange ein Stockwerk für sich. Doch weil die Bücher mehr und mehr Platz brauchen, muss-

te die Schau 1993/94 ins Zentrum «Kultur unterm Turm» umziehen. Der Gemeinderat, damals noch unter dem Vorsitz des geschichtsbewussten Manfred Rommel, bewilligte eine halbe Million Mark, um die Exponate dort anschaulich und wirkungsvoll zu präsentieren – ja zu inszenieren.

Apropos Rommel. In seiner Ära, namentlich in den Achtzigerjahren, war die Stadtgeschichte einige Zeit sogar «Chefsache». Der Grund: Ein langer und zäher Streit um die Machart der Stadtchronik zwischen 1933 und 1945 führte zum attraktiven «Projekt Zeitgeschichte», für das der Gemeinderat sogar mehrere Millionen Mark locker machte. Stuttgart erzielte mit diesen Sonderschauen im Tagblatt-Turm damals viel Lob und Aufmerksamkeit – ein festes Stadtmuseum erwuchs daraus aber nicht. Im Gegenteil. Sieht man von der Gestaltung des Hegel-Geburtshauses an der Eberhardstraße einmal ab, so hat es auch in den Neunzigerjahren keinen wirkungsvollen und dauerhaften Impuls für die Stadtgeschichte gegeben.

Die Tage der Historienschau im Tagblatt-Turm sind also gezählt. Wenn der Gemeinderat, womit zu rechnen ist, im Zuge der jetzt anlaufenden Etatberatungen für 2000 und 2001 fast zwölf Millionen Mark bewilligt, um im Tagblatt-Turm ein neues Kinder- und Jugendtheater einzurichten, müssen die Exponate der Stadtgeschichte ins Magazin des Stadtarchivs an der Tübinger Straße. Ersatzräume sind nicht in Sicht. Das Ende der Sammlung könnte ganz rasch kommen, denn Oberbürgermeister Wolfgang Schuster möchte, dass das Theaterprojekt möglichst rasch verwirklicht wird; noch in diesem Jahr könnten die Bauarbeiten beginnen.

In dieser Situation haben sich die Grünen im Gemeinderat als Einzige dieses Themas angenommen. In einem Antrag zu den Etatberatungen fordern sie, 100 000 Mark bereitzustellen. Mit diesem Geld sollen Fachleute bezahlt werden, die bis zum kommenden Herbst ein neues, zukunftsweisendes Ausstellungskonzept für die Stadtgeschichte entwerfen. Die Grünen sind der Ansicht, Stuttgart könne nicht darauf verzichten, seine

Geschichte sichtbar zu dokumentieren – die Alltagsgeschichte, die Industriegeschichte und auch die Geschichte Stuttgarts während des Dritten Reiches.

Der Antrag der Grünen dürfte trotzdem sein Ziel, Mittel in den Doppelhaushalt aufzunehmen, kaum erreichen. Mancher im Gemeinderat schielt nämlich in diesen Tagen zur vom Land geplanten Kulturmeile hinüber, wo auf der Baustelle für das «Haus der Geschichte» bereits ein reges Treiben herrscht. Vielleicht gibt es ja dort ein Plätzchen für die Geschichte der Landeshauptstadt – irgendwo in einer stillen Ecke.

Das zeichnerische Werk von Max Eyth ist gefragt

(PM). Eine Tübinger Kunstgeschichtsstudentin bittet die Leser der «Schwäbischen Heimat» um Hilfe. Birgit Knolmayer sucht Informationen über das zeichnerische Werk des schwäbischen «Dichteringenieurs» Max Eyth. Sie stellt im Folgenden ihr Anliegen selbst dar:

In meiner kunsthistorischen Dissertation an der Universität Tübingen beschäftige ich mich mit dem zeichnerischen Werk des schwäbischen «Dichteringenieurs» Max Eyth (1836–1906). Im Rahmen dieser Arbeit werde ich Eyths zeichnerisches Werk aufarbeiten und innerhalb des Kunstschaffens seiner Zeit verorten. Ergänzt wird die Arbeit von einem Werkverzeichnis der Zeichnungen und Aquarelle. Daher ist es für mich wichtig, sämtliche Zeichnungen Max Eyths sowie weiteres Archivmaterial (Briefe, Fotos und ähnliches) zu sichten.

Für eine Dissertation über das zeichnerische Werk von Max Eyth (einschließlich Werkverzeichnis) bitte ich um Hinweise auf den Verbleib von Zeichnungen, Briefen und ähnlichen Dokumenten. Diskretion wird zugesichert.

Birgit Knolmayer, M. A.
Widmaierstr. 146
70567 Stuttgart
Tel. 07 11 / 72 46 73

Die Zeit arbeitet gegen das Rebmannhaus

(STZ). Das Regierungspräsidium erklärt die intensiven Bemühungen zum Erhalt des Rebmannhauses in Gerlingen im Kreis Ludwigsburg für gescheitert. Der Freundeskreis bemüht sich noch, das Haus zu retten.

Für den Erhalt des Geburtshauses des Missionars Johannes Rebmann fordert die Eigentümerin einen Zuschuss in Höhe von rund 500 000 Mark. Dieser sei «weder zu erbringen noch zu rechtfertigen», bedauerte das Regierungspräsidium Stuttgart in seiner Mitteilung.

Der Stadt Gerlingen hat der Regierungspräsident erklärt, sie könne die Abbruchgenehmigung erteilen. Damit hat die Stadt keine rechtliche Handhabe gegen einen Abriss des rund 400 Jahre alten Gebäudes, das die Denkmalschützer als ein für Gerlingen typisches Durchfahrtshaus einstufen.

Die Eigentümer bewerten das Schreiben des Regierungspräsidiums als eine gute Nachricht. Die Auseinandersetzung um den Abriss dauert seit Jahren an. Der Verwaltungsgerichtshof in Mannheim hatte im November 1999 befunden, ohne eine Finanzspritze von 288 000 Mark sei der Eigentümerin die Sanierung nicht zuzumuten. Für diese ist der Fall jetzt so gut wie erledigt.

Der Freundeskreis Johannes-Rebmann-Haus will indes die Segel noch nicht streichen, auch wenn die Zeit knapp werden könnte. Bisher hat der Verein zusammen mit dem Heimatpflegeverein 45 000 Mark an Spenden zusammengebracht. Jetzt werden weitere Geldgeber gesucht. Insbesondere bemühen sich die Mitglieder, einen Kaufinteressenten zu finden, der das Gebäude in der Gerlinger Kirchstraße erhalten möchte – falls sich die Eigentümerin auf einen Verkauf einlässt. Zu diesem Thema wollte deren Ehemann «weder hüscht noch hott» sagen.

Bisher war auch stets die Nutzung des Gebäudes eine ungeklärte Frage gewesen. Hier scheint sich eine Lösung anzubahnen. Die evangelische Landeskirche will zwar kein Geld geben, aber sie hat sich bereit erklärt, im ideellen Bereich mitzuarbeiten.

Möglich wäre ein Missionsmuseum mit einem starken Aspekt auf der internationalen Kulturbegegnung in Gegenwart und Vergangenheit, meinte Jürgen Quack, der Referent für Mission und Ökumene bei der Landeskirche.

Die Sanierungskosten für das alte Weingärtnerhaus werden auf 750 000 Mark geschätzt. Das Landesdenkmalamt hat 93 000 Mark zugesagt, die Denkmalstiftung würde für eine Sanierung des Gebäudes 120 000 Mark bereitstellen. Nach Schätzungen des Freundeskreises fehlt eine Summe von etwa 200 000 Mark.

Schloss Urach wieder eröffnet

(epd). Schloss Urach, ehemalige Residenz der württembergischen Herrscher, ist nach umfangreichen Sanierungsarbeiten seit 12. Februar wieder für die Öffentlichkeit zugänglich. Neben den neu hergerichteten und ausgestatteten musealen Schlossräumen wie dem Goldenen und dem Weißen Saal ist im zweiten Obergeschoss jetzt auch eine Dauerausstellung mit 22 höfischen Prunkschlitten des Barocks zu sehen. Sie gilt als eine der größten weltweit. Auch der Eingangsbereich und das Treppenhaus der bis ins 11. Jahrhundert zurückreichenden ehemaligen Wasserburg sind erneuert worden. Für die Sanierung seit September 1998 wurden nach offiziellen Angaben rund 2,4 Millionen Mark aufgewendet, davon 1,7 Millionen für den Schlossbereich.

Nach der Teilung der Grafschaft Württemberg im Jahr 1442 hatte Graf Ludwig I. Urach zur Residenz erklärt. 1445 wurde Eberhard im Bart im Uracher Schloss geboren. Er ließ das Gebäude vermutlich aus Anlass seiner Hochzeit mit Barbara Gonzaga von Mantua glanzvoll ausstatten. Noch unter Eberhards Regierung kam es zur Wiedervereinigung Württembergs im Jahr 1482, worauf die Residenz nach Stuttgart verlegt wurde.

Schloss Urach ist dienstags bis sonntags von 9 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr geöffnet. Montags geschlossen (Feiertage ausgenommen).

Horb: Es treten auf Ritter und Klosterfräulein

Im Juni 2000 wird sich die ehemals vorderösterreichische Stadt Horb ganz im mittelalterlichen Gewand präsentieren. Zum vierten Mal in Folge finden in Horb am 17./18. Juni 2000 die «Maximilian-Ritterspiele» statt: mit prächtigen Turniervorstellungen, einem mittelalterlichen Markt mit Händlern, Spielleuten und Gauklern in historischen Kostümen, einem sehr realistischen mittelalterlichen Lager sowie entsprechender Bewirtung. Erstmals gleichzeitig mit dem historischen Spectaculum feiern die Horber ihr «Klosterfest» zur Erinnerung an das bedeutende, heute stadt-bildprägende Dominikanerinnen-Kloster, dessen vor allem von der Bürgerschaft getragene Restaurierung erst jüngst mit dem deutschen Denkmalschutzpreis ausgezeichnet wurde. Der Ertrag des «Klosterfestes» soll denn auch dafür verwendet werden. Übrigens, wer nicht mit dem öffentlichen Nahverkehr anreist: *Fuer eygene Blechdrachen stehet eyn offen wie kontrolliert Revier zur Verfuegung.*

Wird der Limes Teil des Weltkulturerbes?

(lsw). Hessen will gemeinsam mit den Ländern Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Bayern den antiken Grenzwall Limes als Kulturdenkmal bei der Unesco anmelden. Dies teilte die Hessische Wirtschaftsministerin Ruth Wagner (FDP) in Wiesbaden mit. Die Länder hätten sich darauf verständigt, den Grenzwall als «herausragendes Relikt» des römischen Reiches der UN-Organisation Mitte 2003 als Weltkulturerbe vorzuschlagen. Bis zur Anmeldung müssten jedoch noch umfangreiche Vorarbeiten geleistet werden. Die vier beteiligten Länder planen, beim Landesdenkmalamt in Stuttgart eine zentrale Redaktionsstelle einzurichten, die die Ergebnisse zusammenfassen und der Unesco vorlegen soll. Sollte die UN-Organisation den römischen Schutzwall dann als Weltkulturerbe anerkennen, würde in erster Linie der Tourismus davon profitieren.

ren. Eine finanzielle Unterstützung durch die Unesco ist mit der Auszeichnung nicht verbunden.

Unwetterfolge seit 19. Jahrhundert kürzer

(epd). Auf die «enorme Zunahme von Unwettern» in Mitteleuropa seit Ende des 19. Jahrhunderts hat der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg aufmerksam gemacht. Stürme mit schweren Waldschäden beispielsweise sind nach Angaben des Verbands in verkürzten Perioden und mit steigender Heftigkeit aufgetreten: So im Jahr 1870 mit elf Millionen Festmetern Sturmholz (in Süddeutschland), 1967 mit 24 Millionen Festmetern, 1972 und 1984 mit je 25 Millionen und 1990 mit 100 Millionen Festmetern (jeweils auf Mitteleuropa bezogen). Ein Zusammenhang mit der Destabilisierung des Klimas in Folge des menschengemachten Treibhauseffekts sei kaum zu leugnen, betonte der Vorsitzende Michael Hassler in einem Schreiben an die baden-württembergische Ministerin für den Ländlichen Raum, Gerdi Staiblin. Daher sei eine konsequente Klimaschutzpolitik nötig.

Nach Ansicht Hasslers sollten die Standorte im Hinblick auf die Baumartenwahl anhand eines Forschungsprogramms überprüft werden. Vor allem in den ohnehin sturmgefährdeten Wuchsbezirken mit Ton- und Lehmböden könnten jetzt Fehler aus der Vergangenheit unmittelbar erkannt werden. Außerdem sollte der Anteil des so genannten Totholzes in den Wirtschaftswäldern erhöht werden. Hierfür müssten die bei Windbruch stehen gebliebenen Stammteile so belassen werden, sofern sie weder wirtschaftlich verwertbar seien noch aus Gründen des Forstschutzes entfernt werden müssten. Damit, so der Naturschutzverband, ließe sich ein interessanter Lebensraum für Tier-, Pflanzen- und Pilzarten schaffen.

Verwildernde Obstwiesen

(PM) Obstbäume zu pflanzen, genügt allein nicht. Ohne begleitende Pflegemaßnahmen «verbuschen» auch neu angelegte Streuobstbestände schnell. Das ist die Beobachtung von Dr. Hans Mattern. Lange Jahre leitete er die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) in Stuttgart. Nachfolgend teilt er seine Gedanken zum Thema «Verwildernde Obstwiesen» mit.

Noch vor wenigen Jahren wurden die Naturschützer, je nach Temperament des «Widersachers», verspottet oder beschimpft, wenn sie für die Erhaltung und Neupflanzung von Obstbäumen in der Feldflur, an Straßen usw. plädierten. Das hat sich gründlich gewandelt. Der Wert von Obstwiesen für das Bild beträchtlicher Teile unserer Landschaft, für die Tierwelt und teilweise auch für die Pflanzenwelt findet in recht breiten Kreisen Anerkennung. Wurde früher mit Prämien für die Rodung von Obstbäumen geworben, so zahlen jetzt viele Gemeinden und Kreise Zuschüsse für Neupflanzungen. Nicht wenige verdanken auch «Ausgleichsmaßnahmen» für Eingriffe in Natur und Landschaft ihr Dasein. Örtlich findet die Vermarktung von Obstsatz Förderung. An Vorträgen und Aufsätzen zur Bedeutung des «Streuobstbaus» besteht kein Mangel.

Trotzdem bereitet die Zukunft sehr vieler Obstwiesen große Sorgen! Die Hänge des Remstales bekleidet im April und Mai ein prächtiges Blütenmeer. Betrachtet man sie aber zur laubfreien Zeit, so fällt schon vom Talgrund die braungraue Farbe eines ganz beträchtlichen Teiles der Obstwiesen auf. Sie werden nicht mehr gemäht, Gebüsch kommt auf und schließlich werden die Obstbäume verdrängt, verschwindet die Blütenpracht des Frühlings. Wie im Remstal, so verläuft die Entwicklung überall an steilen Hängen. Rasch greift sie auch auf flacheres Gelände über.

Mit der Pflanzung von Obstbäumen ist es also nicht getan! Soll ein wichtiges Glied unserer Landschaft erhalten bleiben, wird weitergehendes Bemühen unerlässlich, sei es

durch finanziellen Anreiz an die Besitzer für gelegentliches Mähen, sei es durch Einsatz staatlicher und kommunaler Pflgetrupps oder (bzw. und) Förderung der Herbst- und Winterweide von Schafen auf solchen Flächen.

Münchner Malerateliers in Biberach

(STZ). Mehr als 300 Gemälde, stilechten Nippes, Kunst, Plüsch und Plunder findet man in den Biberacher Braith-Mali-Ateliers. Sie sind jetzt wieder eröffnet worden.

Dem Biberacher Fabrikanten Baur (1846–1932) ist es wohl auch zu danken, dass im Biberacher Museum ein kunsthistorisch in Deutschland einmaliges Ensemble zu besichtigen ist, original erhaltene Ateliers aus der Münchner Künstlerszene der Jahrhundertwende. Baur, Vorsitzender des Altertumsvereins, war nach München gefahren, um das Vermächtnis des reichen Künstlers Christian Mali (1832–1906) zu retten, obwohl er den Schwerkranken, wie er selber schreibt, als «widerwärtig» empfand. Penetrant muss der eifrige Kommerzienrat auf jeden Fall gewesen sein: «Jeden Morgen, wenn ich zu ihm kam und ich mit ihm über seine letzten Bestimmungen noch beraten wollte, hielt er seinen Kopf und schrie mich an: Kommen Sie morgen wieder.»

Die Oberschwaben aus Biberach waren auch schlau, als sie das reiche Erbe (mehr als 500 Gemälde, 716 Ölskizzen, 48 Skizzenbücher, Möbel, Kunstgegenstände und 60000 Goldmark) antreten konnten. Das Haus war dem Münchner Künstlerunterstützungsverein überlassen worden. Die Frage lautete: waren nun Portale, Wandvertäfelungen, Kassettendecken ebenso wie das venezianische Deckengemälde künstlerischer Nachlass oder gehörten sie zum Haus? Die Biberacher Besichtigungskommission und vor allem Kommerzienrat Baur setzten durch, dass auch der Rahmen nach Biberach kam. Nach Meinung von Museumsleiter Frank Brunecker, der diese Details im Ausstellungsführer sehr interessant beschrieben hat, wollten die Biberacher von vornhe-

rein das ganze Atelier «translozieren», also sämtliche tausend Einzelteile nach Biberach bringen und dort wieder aufbauen.

Christian Mali fand sein Grab in Biberach an der Seite seines aus der Stadt stammenden Malerfreundes Anton Braith (1836–1905), der schon ein Jahr zuvor sein gesamtes Vermögen der Heimatstadt überlassen hatte. Auch das war beträchtlich: 670 Ölgemälde, 64 Gemälde anderer Künstler, 55 Skizzenbücher, Möbel etc. und 20000 Goldmark. Braith und Mali teilten in München vermutlich Tisch und Bett, allerdings sehr diskret, denn auch Braiths Eltern lebten vorübergehend in der Schwabenburg. Die Künstlerfreunde, die beide in Stuttgart studiert hatten, aber wie Uwe Degreif, der wissenschaftliche Begleiter der Ausstellung, meint, sich dort noch nicht begegnet sind, waren in ihrer Malweise konservativ und Gegner der Impressionisten.

Vermutlich wären Braith und Mali vergessen, hätte Anton Braith, der Schüler des Biberacher Malers Johann

Baptist Pflug (1785–1866) war, seine Vaterstadt nicht so reichlich bedacht und Baur seinen Freund Mali nicht zur gleichen guten Tat überredet. Das Biberacher Braith-Mali-Museum ist in einem imposanten mittelalterlichen, der Hospitalstiftung gehörenden Gebäude, das auch ein Denkmal ist, untergebracht. Insgesamt wurden 30 Millionen Mark in die Erneuerung und Sanierung investiert.

Bei dem Rundgang durch die mit einem Messingboden ausgelegten vier Ateliers aus der Gründerzeit beeindruckt vor allen Dingen die Ausstattung. Da steht ein Pfau auf einer Säule, da lachen Putten über der Tür, da gibt es Zinnkrüge und Engellein, eine Wanduhr als Gambe, Samowar und ein Lüsterweiblein mit imposantem Hirschgeweih an der Kassettendecke. Auch die 330 Bilder sehen wie Ausstattung aus.

Infos unter Telefon (07351) 5133. Geöffnet Dienstag bis Freitag 10–13 Uhr, 14–17 Uhr, Samstag, Sonntag 11–17 Uhr

Große Kreisstadt Horb a. N.



**Ausflug in die vorder-
österreichische Vergangenheit**



**Maximilian
Ritterspiele
u. mittelalterlicher
Markt**

17. + 18. Juni 2000

Auskunft:
 Stadtinformation
 Rathaus
 72160 Horb/Neckar
 Telefon 07451/3611

Wandmalereien in Stiftskirche entdeckt

(epd). Bei der derzeitigen Renovierung der Stuttgarter Stiftskirche sind bis zu 800 Jahre alte Wandmalereien und mehrere Gräber mit Skeletten aus dem 13. Jahrhundert ans Tageslicht gekommen.

Die Bemalungen an der inneren Nordwand des Chores stammen vermutlich aus der «Urkirche» um 1175, sagte Architekt und Bauleiter Ludger Schmidt in Stuttgart vor der Presse. Für die Restaurierung der vor dieser Wand aufgestellten elf Standbilder württembergischer Grafen und Herzöge hat die Commerzbank Stuttgart 60 000 Mark gestiftet. Nach Angaben Schmidts wurden beim Abbruch der Bodenplatten im Kirchenschiff mehrere Gräber mit Skeletten gefunden. Ihre Zuordnung ist noch ungeklärt.

Die gesamte Renovierung der Stiftskirche mit Einbau einer neuen Decke und Ausbau des Untergeschosses belaufen sich nach Angaben von Dekan Hans-Peter Ehrlich auf rund 17 Millionen Mark. Davon sind 13 Millionen Mark finanziert, der Rest soll durch Spenden aufgebracht werden.

Die Nutzung der Chorfassade als Werbefläche wurde laut Ehrlich bei einer Umfrage unter Passanten überwiegend gutgeheißen.

Zu Informationszwecken ist neben dem Hauptportal der Stiftskirche ein Container «Stifts-Punkt» eingerichtet worden. Er ist montags bis freitags von 15 bis 18 Uhr und samstags von 11 bis 14 Uhr geöffnet. Der Termin für die Wiedereröffnung der renovierten Stiftskirche liegt noch nicht fest.

Studie lobt sieben Freilichtmuseen

(HSt). Mit großem Optimismus starten die sieben Freilichtmuseen des Landes in die neue Saison. Eine Studie fiel überwiegend positiv aus: Die Präsentation früherer Lebenswelten in authentischer Atmosphäre erfreut sich anhaltend großer Beliebtheit.

Der Startschuss fiel in Hohenlohe: Das «Freilandmuseum» beim Schwäbisch Haller Stadtteil Wackershofen öffnete als erstes der «Sieben im

Süden» seine Pforten. Mit 101 000 verkauften Karten belegte die größte kulturhistorische Einrichtung im Norden des Landes den zweiten Platz in der Besuchergunst. Erfolgreicher war mit 294 000 Gästen der ewige Spitzenreiter, die sechs Schwarzwälder Bauernhöfe in Gutach (Ortenaukreis). Insgesamt guckten in den dorfähnlichen Open-air-Museen 662 000 Besucher in Keller und Küchen, Stuben und Ställe.

Mit 20 Prozent die höchste Zuwachsrate erlebte der Benjamin des Septetts, das 1995 eröffnete Freilichtmuseum in Beuren (Kreis Esslingen). Die Statistik von durchschnittlich fast zehn Prozent mehr Besuchern trübte das Bauernhaus-Museum in Wolfegg (Kreis Ravensburg): minus 20 Prozent. Die appetitanregende Ausstellung über Spätzle und Knöpfe soll mehr Neugierige anlocken.

Wichtige Grundlagen für die Bedeutung der Freilichtmuseen liefert eine Erhebung des Instituts für Soziologie in Karlsruhe. In drei Runden wurden an jeweils zwei Wochen im Frühjahr, Sommer und Frühherbst 5000 Besucher aller Altersgruppen befragt. Die Kosten von 50 000 Mark teilten sich das Land und die Arbeitsgemeinschaft der sieben Museen. Sie hätten «sehr großen Zuspruch», seien «insgesamt sehr beliebt», könnten sich über «eine hohe Quote der Wiederholungsbesucher» freuen, gab Walter Knittel, Sprecher der AG, einen knappen Einblick in die Studie.

Die Soziologen fanden heraus, dass es mit dem Bekanntheitsgrad der Museen und ihrer Sehenswürdigkeiten hapert. Kritisiert werden auch beschwerliche Wege, fehlende Sitzmöglichkeiten und unzureichende Erklärungen an den Objekten. Gerade im didaktischen Bereich würden die Anforderungen immer höher, sagte Knittel. Für Kinder seien die Häuser, die Arbeitsbedingungen ihrer Vorfahren «eine ganz andere Welt». Ihnen müsse in interaktiven Angeboten wie «Vom Korn zum Brot» der Alltag von einst vermittelt werden.

Die sieben Museen, getragen von Kreisen und Vereinen, bekommen für bauliche Vorhaben vom Land einen jährlichen Zuschuss von zwei Millionen Mark. «Das ist nicht sonderlich viel», bedauerte Knittel. Aber immer-

hin müsse nicht mehr befürchtet werden, dass die Staatskasse gar nichts mehr spendiert. Was nicht durch Eintrittsgelder erwirtschaftet wird, müssen die Träger ausgleichen. Die Kostendeckung liegt bei etwa 50 Prozent.

Archäologen interessieren sich für Ulmer locus

Ausgerechnet Latrinen zählten zu den ergiebigsten Fundstellen bei Grabungen hinterm Rathaus in Ulm. Bis zu 3,5 Meter Durchmesser haben die gemauerten Schächte, die bei den Untersuchungen des stadthistorisch hochbrisanten Areals wieder zum Vorschein gekommen sind. Und mit dem genaueren Studium von deren Inhalten kamen Relikte ans Licht, die wichtige Rückschlüsse über die früh-, hoch- und nachmittelalterliche Nutzung des Areals erlauben.

Zu nennen wären die umfangreichen Abfälle einer mittelalterlichen Knochenschnitzerei, vor allem aber auch der Fund mit keramischen Reliefplatten-Fragmenten, einem Lilienfries des 12. Jahrhunderts entstammend. Die Archäologen vermuten nun, dass sie mit der legendären Pfalz, der Urzelle Ulms, in Verbindung zu bringen sind – bei der Schwörhausgrabung in den 50er-Jahren waren Tafeln mit Löwen- und Greifendarstellungen entdeckt worden, die mit den Friestafeln motivisch und vom Format her zusammenpassen würden.

Bunte Fensterscheibensplitter waren ebenfalls darunter, datierbar aufs 13. Jahrhundert, wo solches Glas noch zu den absoluten Luxusgütern zählte. Es fanden sich zudem Gebrauchsgüter aller Art, die, nachdem sie Beschädigungen erlitten hatten, ebenso kurzerhand in den Abort flogen. Ein relativ gut erhaltenes Ensemble von Tischgeschirr, Trinkgläsern und Ofenkacheln ist so im Laufe der vergangenen Monate geborgen worden, darunter ein auf drei Füßen stehendes Bratpfännchen aus Ton oder ein Schälchen, das als Kinderspielzeug gewertet wird.

Der skurrilste Fund ist sicherlich das figürliche Überbleibsel eines so

genannten «Scherzgefäßes» – die Zecher leerten einen gläsernen Osterhasen. Wichtige Puzzlesteinchen zur Bebauungsgeschichte sind so geborgen worden. Die frühesten Spuren verwiesen auf Grubenhäuser des 11. und 12. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert – und damit noch vor dem Rathaus von 1369/70 – entstanden hier erstmals Steinhäuser, wobei die turmartige «Vöste», die der Vestgasse ihren Namen gab, noch nicht zum Vorschein kam – sie wird außerhalb des Grabungsfeldes vermutet.

Die Latrinen waren wohl über Jahrhunderte in Betrieb, ihre Entleerung zählte lange zu den kostspieligen Angelegenheiten. Sie waren daher nicht selten mit Seitenlöchern ausgestattet, über die flüssigere Bestandteile dezent ablaufen konnten. Nicht in alle Latrinen steckten die Archäologen ihre Nasen. Von einer, die noch im 19. Jahrhundert besichtigt wurde, nahmen sie doch respektvoll Abstand. Vorläufiger Befund: «Noch zu feucht.»

Neue Arbeit über Stuttgarter Schlosskirche

(epd). Günter Memmert (71), von 1977 bis 1993 Baudirektor beim Evangelischen Oberkirchenrat Stuttgart, hat mit einer wissenschaftlichen Arbeit über die Stuttgarter Schlosskirche den Magistergrad erworben. Die am Institut für Kunstgeschichte an der Universität Stuttgart vorgelegte Arbeit trägt den Titel «Die Schlosskirche im Alten Schloss zu Stuttgart. Ein protestantischer Gottesdienstraum der Renaissance im Herzogtum Württemberg». Memmert, der aus Nürnberg stammt, hatte nach einer Maurerlehre ein Architekturstudium in München absolviert und zunächst bei der pfälzischen Landeskirche gearbeitet. Danach wechselte er 1977 zur württembergischen Kirchenleitung, wo er später als Baudirektor das Technische Referat übernahm. Nach seiner Pensionierung studierte Memmert Kunstgeschichte und Geschichte und schloss mit der Magisterarbeit ab. Die Schlosskirche aus dem Jahr 1558 ist der erste evangelische Kirchenbau des Herzogtums Württemberg.

Jüdische Friedhöfe werden erhalten

(epd). Rund 320000 Mark hat das Regierungspräsidium Tübingen im abgelaufenen Jahr für die Pflege und Erhaltung der neun jüdischen Friedhöfe in seinem Bereich zur Verfügung gestellt. Regierungspräsident Hubert Wicker wies darauf hin, dass die Förderung trotz der Sparzwänge der öffentlichen Hand auf dem bisherigen Niveau fortgesetzt worden sei. Auch in Jahren mit angespannter Haushaltslage werde man sich der Verantwortung in diesem Bereich stellen, sagte er. Es habe in den letzten zehn Jahren über 1,3 Millionen Mark Zuschüsse gegeben.

Gemeinderäte trinken Streuobst-Apfelsaft

(SchT). Studierende der FH Nürtingen haben die ökologisch wertvollen Ecken von Mähringen und Immenhausen untersucht und sich überlegt, wie diese zu schützen und zu erhalten sind. Das muss nicht nur Sache der Gemeinde oder der Landwirte sein, auch Privatleute können manches tun, erfuhren rund 30 Zuhörer bei einer Gemeinderatssitzung.

Unter Leitung von Professor Christian Küpfer hatten 24 Studierende der Nürtinger Fachhochschule für Landschaftspflege im vergangenen Jahr die Markungen Immenhausen und Mähringen exakt unter die Lupe genommen. Sie fanden hier eine Fülle von «Juwelen», also ökologisch wertvolle Winkel, doch um diese zu bewahren, müsse einiges getan werden. Sehr zahlreich sind die Streuobstwiesen, deren Fläche sich in den vergangenen 100 Jahren sogar noch vergrößert hat. Vögel wie der Gartenrotschwanz und der Halsbandschnäpper, beide stehen auf der Roten Liste der gefährdeten Arten, finden hier ein Refugium. Um diese zusammenhängenden Streuobstwiesen zu erhalten, sei es vor allem wichtig, überalterte Bestände durch das Nachpflanzen von Bäumen zu verjüngen. Das gelte besonders für Alte Pomologie östlich von Mähringen. Auch die Praxis vieler Gütlesbesitzer, ihre

Streuobstwiesen mit dem Rasenmäher wie einen Zierrasen zu pflegen, schade erheblich, dann nehme die Zahl der Blütenpflanzen rapide ab.

Die naturverträglichste Praxis, zwei Mal im Jahr zu mähen, kann freilich nicht zwingend eingefordert werden. Vorschlag der Nürtinger: «Rent a sheep», also Schafen das Rasenmähen zu überlassen. Gerade die Mähertmine mache zahlreichen Tierarten schwer zu schaffen. Das Braunkelchen etwa, das erst im Mai aus Afrika zurückkehrt und dann in den feuchten Wiesen am Herrlesbach brütet, verliert fast regelmäßig seine Gelege, sobald gemäht wird.

Rund um die Mahd entspann sich in dieser Sitzung eine heftige Diskussion zwischen Landwirten und Naturschützern aus dem Publikum. Die Landwirte bewirtschaften ihre Flächen stets bis an das Bachufer, etwa am Lumpenbach und Haldenwiesengraben. Hier empfahlen die Studierenden, einen Uferandstreifen stehen zu lassen. Denkbar wäre auch, nur alle zwei Jahre zu mähen, um den Vögeln und Insekten immer wieder eine Chance zu geben.

Mit viel Fingerspitzengefühl gingen sowohl die Nürtinger als auch Bürgermeister Günter Müller vor. Lösungen zu finden, die sowohl für die Landwirte als auch für den Naturschutz tragbar seien, ist deren Anliegen. Bereits im Februar wurden die Vorschläge der Studierenden dem Bau- und Umweltausschuss vorgestellt. Müller will nun das Gemeindekonzept in Sachen Naturschutz um diese Maßnahmen ergänzen. Eine «Konfrontation mit Landwirten» möchte der Schultes auf alle Fälle vermeiden und versprach, der Gemeinderat werde «behutsam vorgehen».

Und Sonderapplaus gab es für den Vorschlag von Ortsvorsteher Friedrich Braun, bei allen Gemeinderatssitzungen statt Cola und Fanta zukünftig Apfelsaft von den Reutlinger Streuobstwiesen zu reichen. Denn bei diesem Naturschutz-Projekt, für das auch Härtenäpfel verwendet werden, erhalten Gütlesbesitzer 30 Mark für den Doppelzentner Obst, sofern dies von heimischen Streuobstwiesen stammt.

Goes wurde in der Nähe Mörikes bestattet

(epd). Der im Alter von 91 Jahren in Stuttgart gestorbene Schriftsteller und Theologe Albrecht Goes wurde ganz in der Nähe des Grabes von Eduard Mörike auf dem Stuttgarter Pragfriedhof bestattet. Die Beerdigung fand nach einem Trauergottesdienst in der Martinskirche statt, teilte die Friedhofsverwaltung auf Anfrage mit. Mörike (1804–1875) war ebenfalls württembergischer Pfarrer gewesen und hat mit seiner formvollendeten Lyrik das poetische Schaffen des «Dichterpfarrers» Albrecht Goes beeinflusst. Unter seinen zahlreichen Essays ist auch eine berühmt gewordene Mörike-Studie.

Außer Mörike sind in dem betreffenden Bereich des Stuttgarter Pragfriedhofs noch andere bekannte Literaten und große Persönlichkeiten beerdigt, so Karl Gerok, Eduard von Pfeiffer und Wilhelm Bloss.

Nagolder Glocken rufen sechs Mal zum Gebet

(epd). Sechs Mal täglich rufen die Glocken der evangelischen Kirchengemeinde Nagold neuerdings zum Gebet. Mit Beginn des Kirchenjahres ist nach Angaben von Dekan Albrecht Becker eine vom Kirchengemeinderat beschlossene neue Läuteordnung in Kraft getreten, die altwürttembergisches Brauchtum teilweise wieder aufnimmt. Danach ertönen wie zu früher gebräuchlichen Gebetszeiten jetzt sechs Mal am Tag jeweils sieben zusätzliche Glockenschläge – ab sechs Uhr (Morgensläuten) bis zum so genannten Nachtläuten nach Einbruch der Dunkelheit. Das Läuten um 15 Uhr etwa erinnerte in Altwürttemberg an die Todesstunde Jesu.

Wegen etwaiger Beschwerden von Anwohnern macht sich Dekan Becker keine Sorgen. Der Klang der Glocken werde gern gehört und auch beachtet. Vor zwei Jahren hatte der Kirchengemeinderat die Probe aufs Exempel gemacht und das Morgensläuten um eine halbe Stunde verschoben.

Dieser Beschluss war absichtlich nicht bekannt gemacht worden, weil

man bei dieser Gelegenheit testen wollte, ob überhaupt jemand den verspäteten Glockenschlag bemerkte. Es kam jedoch in der Folge zu zahlreichen Rückfragen und Briefen, bis hin zu einer Unterschriftenaktion. Darauf kehrte die Gemeinde in Nagold wieder zum traditionellen 6-Uhr-Läuten zurück.

«Römerstraße» wird ausgeschildert

(epd). Die neue «Römerstraße Neckar-Alb» kann ausgeschildert werden. Das Regierungspräsidium Tübingen hat nach Angaben die dazu notwendige verkehrsrechtliche Genehmigung erteilt. Die rund 100 km lange Römerstraße führt vom ehemaligen Kastellort Burladingen im Killertal über die Villa Rustica bei Hechingen-Stein und die frühere römische Stadtsiedlung Summelocena (Rottenburg) bis nach Köngen (Kreis Esslingen), wo sich einst ein römischer «vicus» (Kastell und Römerpark) befand. Die Route verläuft entlang alter römischer Verkehrswege und erschließt Ausgrabungen, Denkmäler und Museen in der einstigen römischen Provinz Obergermanien.

Bisher Paten für 500 neue Pfeifen

(epd). Ein Zehntel aller Pfeifen für die neue Orgel der Stuttgarter Stiftskirche haben bereits einen Paten gefunden. Nach Angaben von Prälat Martin Klumpp, Vorsitzender des Orgelbauvereins der Stiftskirche, sind die Register «Zimbelstern» und «Waldflöte» schon voll finanziert. Bisher haben 260 Personen Pfeifen-Patenschaften im Wert von 100 000 Mark übernommen, die neue Orgel mit ihren rund 5000 Pfeifen kostet 2,5 Millionen Mark.

Die Hälfte der Summe soll durch Spenden finanziert werden. Nähere Informationen über das Bezirkskanonikat, Telefon 07 11 / 226 55 81.

Impressum

Redaktionsausschuß:

Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich.

Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWABENVERLAG beträgt der Preis für das Jahresabonnement DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto: Landesbank Baden-Württemberg (BLZ 600 501 01) 2 16 43 08.

Verlag

Schwabenverlag AG
Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern
Telefon (07 11) 44 06-160
Telefax (07 11) 44 06-177
E-mail: sh@schwabenverlag.de

Anzeigenverwaltung

Anzeigengemeinschaft Süd
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 01 00-66
Telefax (07 11) 6 01 00-76
E-mail: ags@anzeigengemeinschaft.de

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier, BVS plus matt, der Papierfabrik Scheufelen, Lenningen, hergestellt.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Theiss-Verlags, Stuttgart, bei.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (07 11) 2 39 42-0,
Telefax (07 11) 2 39 42 44

Geschäftsführer:

Dieter Dziellak (07 11) 2 39 42 22

Studienreisen:

Gabriele Finckh (07 11) 2 39 42 11

Verwaltung:

Beate Fries (07 11) 2 39 42 12

Buchhaltung:

Astrid Weinaug (07 11) 2 39 42 21

Geschäftszeiten:

Montag bis Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Stark mit der Stuttgarter



Mit den Stuttgarter Modellen können Sie einiges bewegen. Zum Beispiel bei der Absicherung Ihrer Familie, der Baufinanzierung oder einer sinnvollen Rentenergänzung.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der Stuttgarter. Die kompetente Fachberatung durch unsere Geschäftspartner hilft Ihnen zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter
Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name

Straße

Ort

Tel.

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Postfach 10 60 05, 70049 Stuttgart

ück Entgelt bezahlt

20942



WACHSENDE ZUKUNFTS-CHANCEN.



Lebensqualität wird immer stärker am Zustand der Umwelt gemessen. Zukünftig wird es deshalb darum gehen, nicht nur ökonomisch sinnvoll, sondern auch ökologisch verträglich zu wirtschaften. Die Sparkassen stellen sich ihrer öffentlichen Verantwortung und setzen sich für diese Ziele ein.